

Manaslu Circuit



2013

NACHWORT

Es mag seltsam erscheinen mit einem Nachwort zu beginnen. Vielleicht ist es auch ein Fehler. Wir sind erst seit 48 Stunden wieder zuhause und die Erinnerung hat noch keine Zeit gehabt die Ecken und Kanten der Geschehnisse zu schleifen. Wenn mich jetzt jemand fragen würde: „Wie war's?“ und müsste ich ehrlich sein, dann fiel meine Antwort so umfangreich aus wie dieses Einleitung.

Also warum nicht gleich mit dem Schreiben beginnen?

„Es war *überwältigend* und *atemberaubend*.“

In diesen zwei Wörtern ist die ganze Ambivalenz der Reise enthalten.

ÜBERWÄLTIGEND

Darin steckt die Gewalt der Eindrücke, denen wir schutzlos ausgeliefert waren, weil nichts unseren Vorstellungen entsprach. Ungeahntes, Ungesehenes überforderte unsere Sinne. Mitunter griffen wir beinah hilflos zum Fotoapparat, damit er die Bilder konserviere, für spätere, ruhigere Zeiten, in denen wir sie verarbeiten würden können. Eintausenddreihundert Erinnerungen in digitalen Pixel liegen nun am Computer zum Abruf bereit. Wie üblich bei Urlaubsfotos beinhalten auch sie hauptsächlich die bunten und schönen Motive, fokussiert auf das metallische Blau irisierender Schmetterlingsflügel oder das türkise Blau der gletscherverkrusteten Himalayagipfel.

In unseren Körpern hingegen dominiert noch die Gewalt der Natur, denen die Menschen in den hoch gelegenen Dörfern wenig entgegen zu setzen haben. Die Kälte, der beißende Rauch der Herdfeuer, der allgegenwärtige Schmutz, der sich bei Sonnenschein mit dem Wind verbündet und als Staub in jede Pore dringt und der sich bei Regen zu einem übelriechenden Matsch verwandelt und Wege unpassierbar macht. Und trotzdem lachende Gesichter, freundlich erwiderte Grüße, scheue Berührungen.

Zu bewältigen auch die großen Wegstrecken zwischen den Dörfern, kilometerlange Fußmärsche, mit Kindern gemeinsam auf dem Schulweg, der eineinhalb Stunden oder länger dauert.

Bis auf wenige Unterbrechungen gehen wir jeden Tag. Vom fahlen Licht des frühen Morgens geweckt, packen wir unsere Habseligkeiten, versüßen den Porridge mit viel Zucker, damit der Hunger auf sich warten lässt und marschieren um sieben Uhr los. Selbst wenn wir bereits mittags unser Ziel erreichen, haben unsere Muskeln fünf Stunden lang durchhalten müssen. Das ist neu für sie. Aber sie gewöhnen sich rascher und leichter daran als an das Sitzen vor dem Computer. Nichts schmerzt mehr.

AEMBERAUBEND

Der Smog über der Hauptstadt Kathmandu, der in den Bronchien brennt wie Säure und dem wir zum Glück gleich entfliehen können. Unsere Wanderung beginnt in der tropischen Schwüle, die die Luft zäh macht und die Lungen mit klebriger Feuchte füllt. Aber ebenso atemberaubend der Anblick der ersten Schneeriesen, denen wir uns langsam nähern. Und ganz hoch oben, zwischen vier- und fünftausend Metern ringen wir um das bisschen Sauerstoff, das uns von qualmenden Öfen streitig gemacht wird. Atemlos stehen wir am Fuß der Achttausender und könnten schreien vor lauter Freude, wenn wir genügend Luft dazu hätten.

ALSO, WIE WAR DER URLAUB?

Die Bilanz ist ausgeglichen. Mühsal und Begeisterung gingen Hand in Hand. Ich könnte, wie auf den Fotos, das Unangenehme ausblenden. Aber ich will ehrlich sein. Dieser Reisebericht soll alles beinhalten. Vielleicht beantwortet er auch die Frage (die wir uns selbst oft gestellt haben): „Warum tut man sich das an?“ mit dem Resümee: „Weil es das wert war.“

PLANUNG

„Wohin wollt ihr? Zum Manaslu? Wer oder was ist das denn?“, fragte mein Chef. Ich wunderte mich. Schließlich gibt es nur 14 Gipfel mit über achttausend Metern Höhe auf unserem Planeten und ich ging davon aus, dass einem Bergsportler, noch dazu einem Tiroler, der Name nicht unbekannt sein würde. „Nepal“, sagte ich deshalb. Und zur Sicherheit fügte ich „Himalaya“ dazu.

Am nächsten Tag wusste er, wo der Manaslu war. Er knallte mir mit den Worten: „Seid's es wahnsinnig?“ eine Zeitung auf den Tisch. Die Schlagzeile vom 22. September 2012 lautete: *Tragödie am Manaslu. Lawine riss 11 Menschen in den Tod.*

Meine Erklärung, dass wir den Manaslu bloß umrunden und nicht besteigen wollen, half wenig. Unseren harmlosen Urlaubsplänen haftete plötzlich ein unangenehmer Geruch an, als suchten wir Abenteuer um jeden Preis. Jemand munkelte sogar, wir müssten dort buchstäblich über Leichen gehen.

Dass unser Vorhaben erst in einem Jahr starten würde, beruhigte schließlich die Geister und ich bekam die Zusage für einen sechswöchigen Urlaub im Herbst 2013.

Die Planung konnte beginnen. Im Vergleich zu früher, als mein erster Weg in die Buchhandlungen führte und ich danach mit den erbeutenden Schätzen tagelang über Reiserouten und Landkarten brütete, war es nun bedeutend einfacher: Die Suchmaschinen des Internets lieferten hunderte Treffer für die Begriffe „Manaslu circuit“. Selbst den legendären *Lonely Planet Trekkingguide* konnte man als PDF herunterladen. Fotos und Reiseberichte von denjenigen, die die Tour bereits gegangen waren, rundeten das Bild ab. Sehr praktisch, aber auch irgendwie schade. Ich fühlte mich um etwas geprellt, das ich nicht benennen konnte. Als wären mir nebst Zutaten und Rezept auch schon der fertige Kuchen zum Kosten gereicht worden und damit die Lust auf das Selber-Backen verdorben. Außerdem fand ich im Internet Aussagen wie „eine der härtesten Trekkingrouten“ und „sehr anspruchsvoll“. Auch Begriffe wie „touristisch kaum erschlossen“ und „ursprünglich“ wiesen in dieselbe Richtung. Sollten wir uns das antun? Waren wir dazu überhaupt in der Lage?

Wir hatten den Manaslu bereits einmal gesehen. Als wir im Frühling 2001 das Annapurna-Massiv umrundeten, deutete unser Träger in ein Seitental, welches zum Fuß des Manaslu führte. Es war eine unwegsame, V-förmige Kerbe, aus der ein milchiger Fluss quoll. Am selben Abend, nach Abzug der Schauerwolken blieb ein heller Klecks am Himmel zurück. Der frisch verschneite Gipfel des Manaslu leuchtete im Licht der untergehenden Sonne. Sein Widerschein war jedoch so grell, dass auf dem erwartungsvoll geknipsten Foto nur ein konturloser, weißer Umriss entstand. Selbst durchs Fernglas blendete sein Anblick und stach schmerzhaft in die Augen.

Damals wäre eine Umrundung des Manaslu nur mit einer Zelt-Expedition möglich gewesen. Als mit zunehmendem Ausbau der Annapurna-Runde immer mehr Touristen in die noch unberührte Manaslu Region auszuweichen begannen, rüsteten die Einheimischen auf. Erst beherbergten sie die seltenen Fremden gratis, später vermieteten sie Zimmer und in den

letzten zwei Jahren wurden eigene Herbergen für die wachsende Zahl der Touristen gebaut: Lodgetrekking ist seitdem möglich. Die nepalesische Regierung lockerte die Bestimmungen für das „restricted area“; Wandern auf eigene Faust wurde offiziell erlaubt, wenn auch in zwingender Begleitung eines *guides*, eines nepalesischen Führers mit entsprechender Lizenz.

Ich schrieb eine Mail an Jibhan, der eine Reiseagentur in Kathmandu betreibt und uns den Träger für die Annapurna-Runde zur Verfügung gestellt hatte. Er antwortete, dass er auch diesmal gerne dazu bereit wäre und sich dazu demnächst ausführlich melden würde. Es vergingen Monate ohne eine neue Nachricht, trotz mehrmaliger Nachfragen. Im Februar informierte ich ihn darüber, dass ich mich gezwungen sähe eine andere Agentur zu kontaktieren, falls er weiterhin unerreichbar sei. Nichts geschah.

Übers Internet entdeckte ich *snowy horizon*, ein Reisebüro in Kathmandu mit ansprechender Website und setzte eine Mail mit unseren Wünschen auf. Es tat mir leid um die Verbindung zu Jibhan, den ich als äußerst verlässlich und hilfsbereit in Erinnerung hatte und zögerte das Abschicken noch einen Tag hinaus. Dann drückte ich auf Senden. Sieben Minuten später erschien im Posteingang eine Antwort. Aber nicht von *snowy horizon* sondern von Jibhan!

„Du bist immer zu ungeduldig“, sagte Markus als ich ihm erzählte, welch unglaublicher zeitlicher Zufall soeben passiert war.

„Ich, ungeduldig? Nach fünf Monaten Wartezeit?“, fragte ich fassungslos.

„Ja, da wäre es doch auf sieben Minuten nicht mehr angekommen!“

Rishi, der Manager von *snowy horizon*, meldete sich tags darauf. Während Jibhan mich neuerlich mit einem „talk to you soon“ vertröstet hatte, beschrieb Rishi ausführlich seine Konditionen und Leistungen und ging auf alle unsere Wünsche ein. Die Entscheidung für seine Agentur fiel leicht.

Rishi organisierte die erforderlichen permits, es waren insgesamt vier. Eines für die Manaslu-Region im Allgemeinen, eines speziell für das restricted area zwischen den Orten Jagat und Bimthang, in dem jeder Tag 10 USD pro Person kostete, ein weiteres für die Annapurna-Region und ein letztes, das Markus, mich und unseren guide als „Gruppe“ auswies. In Wirklichkeit war der guide ja ein Träger, der nur eine guide-Lizenz besaß, um den Auflagen zu genügen.

Wir planten genügend Zeit ein, fast doppelt so viel wie die Package-Touren der Bergsteigerclubs und riefen damit Rishis Widerstand hervor. Mehrmals wies er mich darauf hin, dass uns jeder Tag in der gebührenpflichtigen Region am Fuße des Manaslu 10 Dollar pro Person kosten werde.

Ich mag nicht, wenn andere für mich sparen wollen. Sei es Geld oder Zeit. Das Permit kann nicht vor Ort verlängert werden und da wir nicht wussten, wann wir in Jagat eintreffen und wie lange wir dann bis Bimthang brauchen würden, bat ich Rishi es für 18 Tage auszustellen. Er reagierte umgehend mit einer ausführlichen Mail, in der er mir wie einer Volksschülerin vorrechnete, dass mein Begehrt zu $10 \times 18 = 180$ Dollar führen werde und er deshalb lieber noch mal nachfrage, ob wir das wirklich wollten. Ganz abgesehen davon, dass Leute normalerweise nur ein 10-Tage-Permit bräuchten.

Offensichtlich reute ihn unser Geld. Ich war versucht ihm zu schreiben, wie viel ein Malediven-Urlaub kosten würde, beschränkte mich aber darauf hinzuweisen, dass bei uns im Gasthaus für eine Tasse Tee mitunter 4 Dollar zu berappen seien und wir nicht bis nach Nepal reisen würden, um dann – bei einer Verzögerung wegen schlechten Wetters oder sonstigen

Umständen – am Manaslu vorbei hetzen zu müssen, nur weil wir wegen 80 Dollar geknausert hatten!

Von da an verlief unsere Korrespondenz widerspruchsfrei. Rishi akzeptierte, dass wir die Manaslu-Runde nicht wie üblich abzuschließen gedachten, sondern auf dem Annapurna-Trail weiter bis nach Manang wollten.

„Und was dann?“, fragte er vorsichtig.

Das wussten wir auch nicht. Wir hatten gehofft, vom Flugfeld in der Nähe Manangs nach Pokhara fliegen zu können. Rishi meinte, es wäre eventuell möglich, aber nicht im Voraus buchbar. Es stünden auch andere Optionen offen, beispielsweise Fortsetzung des Trekkings in Richtung Jomsom oder Rückkehr nach Besisahar, beide Varianten würden jedoch mehrere Tage Fußmarsch in Anspruch nehmen. Wir mussten daher auch diese Unsicherheit als Reservezeit einplanen und kamen schlussendlich auf 43 Tage zwischen Abflug und Ankunft.

Ich ging nochmals zum Chef. Aus den angekündigten sechs Wochen waren nun siebeneinhalb geworden. Er fand keinen stichhaltigen Grund, mir die Zustimmung zu verweigern. Meine in zwei Jahren angesammelten Urlaubsansprüche von insgesamt 60 Tagen sprachen gegen jeden Einwand.

Wir buchten Flüge, die gegen eine Bearbeitungsgebühr von ca. hundert Euro geändert werden konnten. Sie kosteten zwar etwas mehr, aber dafür konnten wir sie bei Bedarf vorverlegen lassen.

Noch im Februar waren alle Eckdaten der Reise fixiert.

Unmittelbar darauf flogen wir zum Tauchen auf die Malediven. Aber das ist eine andere Geschichte. Uns war bewusst, dass der Luxus im Inselparadies die bevorstehenden Entbehrungen im Himalaya noch härter erscheinen lassen würden, aber eine Umkehrung der Reihenfolge war nicht möglich gewesen.

Wieder zuhause besorgte ich mir einen Sprachführer und lernte auf nepalesisch zu sagen, dass ich friere oder Hunger leide.

VORFREUDE

Als der Sommer Anfang September mit viel zu warmen Föhntagen in die Verlängerung ging, erappte ich mich immer öfter dabei, den Annehmlichkeiten meiner Wohnung vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken. Dazu zählte beispielsweise die heiße Dusche nach einer Bergtour, der gefüllte Kühlschrank, das schaukelweiche Wasserbett, oder die Couch mit der Leselampe. Je näher der Abreisetermin rückte, umso größer erschien mir der Luxus, der mich umgab. Ich saß auf dem Klo und wühlte fasziniert mit den Zehen im Flor des Teppichs, der zwar schon jahrelang da lag, den ich aber noch nie so intensiv betrachtet hatte. Bald würde ich beides vermissen. Oder ich stand vor dem Kleiderschrank und bestaunte die Auswahl. In Kürze sollte ich mich für 4 T-Shirts und zwei Hosen entscheiden, mit denen ich wochenlang auskommen musste.

Bei meinem Sprachstudium hatte ich gute Fortschritte gemacht. Ich konnte jetzt ganze Sätze bilden und jemanden höflich um eine zusätzliche Decke bitten, weil mir kalt sei. Die Frage nach einer Schlafstätte und der Distanz bis dorthin in Fußmarsch-Stunden ging mir flüssig von

den Lippen nachdem ich sie hundertmal dem Aussprachetrainer nachgeplappert hatte. Nun wagte ich mich auch an ausgefallene Wörter heran. *Nuhaunu*, Dusche, in Kombination mit *tato pani*, heißem Wasser, und dem Wort *chha*, für gibt es, fanden Eingang in meine Vokabelliste.

Die Vorstellung vom einfachen Leben übte einen seltsamen Reiz aus. Nicht weil ich es durch eine verklärte romantische Brille sah, sondern weil ich wusste, dass der Wegfall von Dingen zum Wesentlichen führen kann. Dass sich der öde Roman des Alltags durch Streichung aller Füllwörter in Poesie verwandelt – vorausgesetzt, man klammert sich nicht an das Vertraute. Würde ich dazu fähig sein?

War ich den Strapazen gewachsen?

Konnte ich mit widrigen Umständen fertig werden?

Ich wusste darauf keine Antwort. Es war ein Experiment mit offenem Ausgang. Das machte es unheimlich spannend. Ich freute mich auf das Abenteuer Nepal, auf die Entdeckungsreise zu mir selbst. Denn dass die Landschaft dort beeindruckend ist, haben zahlreiche Fotos belegt. Ich wusste bloß nicht, wie es sich anfühlen würde, in ihr ich zu sein.

ABFLUG

1. Tag, Mittwoch, 25.9.2013

Am Mittwoch, den 25. 9. 2013 brachte uns meine Mama um 9:30 Uhr zum Bahnhof Bludenz. Der Abschied war kurz, sie sagte, in nicht einmal zwei Monaten seid ihr ohnehin schon wieder zurück. Ihre innere Uhr lief mit unverminderter Geschwindigkeit weiter, während meine zum Stillstand gekommen schien.

In den vergangenen Tagen hatte ich vieles zum letzten Mal getan: Büro aufschließen, Passwort des PC eintippen, Geschirrspüler ein- und ausräumen, Blumen gießen, Altpapier austragen. Die spätere Wiederholung dieser Handgriffe war zwar gewiss, aber zuerst musste dieses siebenwöchige Zeitloch, das vor mir klaffte, ausgefüllt werden. Es besaß ähnlich einem astronomischen schwarzen Loch eine unglaubliche Anziehungskraft, die alle darüber hinaus gehenden Zukunftsgedanken verschluckte.

Noch hatte die Uhr an meinem Handgelenk eine Bedeutung, weil die Abflugdaten daran gekoppelt waren, aber bald schon würden wir sie um Stunden verstellen, ohne ein Gefühl für die Zeit zu haben, die irgendwohin verschwunden war, und in ein paar Tagen würde der Zeitpunkt der Morgendämmerung oder das Hereinbrechen der Nachtschwärze die Zahlen am Ziffernblatt endgültig ersetzen.

Am Flughafen München gaben wir 29 kg Gepäck auf. Wir behielten nur die Zahnbürsten, das Fernglas, den Fotoapparat, die Pässe und das Geld bei uns. Bei früheren Reisen hatte ich stets das Wichtige ins Handgepäck genommen. Aber was war das Wichtige? Der Daunenschlafsack ist im Himalaya ebenso unentbehrlich wie die Reiseapotheke. Und auch ohne Bergschuhe oder Unterhosen wird Trekking recht unangenehm. Also sparten wir uns die Qual der Auswahl und den unnötigen Ballast während des Umsteigens und übten uns stattdessen im Vertrauen. Denn eigentlich war Zuversicht das Wichtigste. Sie durfte uns nicht abhanden kommen.

Wir flogen mit Qatar Airways. Eine Zwischenlandung in Doha, der Hauptstadt des kleinen Königreiches, war die Folge. In den zweieinhalb Stunden Aufenthalt hüllten wir uns in die dicken Anoraks und versuchten uns an die eisigen Temperaturen des Himalaya zu gewöhnen. Man muss wahrscheinlich in einem Wüstenstaat geboren und aufgewachsen sein, damit man die Logik hinter der Unsitte versteht, öffentliche Räume mittels Klimaanlage auf Gefrierschrankniveau zu kühlen. Nicht ohne Stolz trotzten die Einheimischen, erkennbar an ihren Geschirrtüchern und der dicken Kordelkrone am Kopf, der Kälte.

Es war ein eigenartiges Gefühl von lauter Menschen umgeben zu sein, deren äußeres Erscheinungsbild durch die europäische Medienberichterstattung mit dem Begriff Terror verknüpft ist. Reihenweise marschierten da Osama bin Ladens durch die blank gescheuerten Gänge, ungezähmte, fiebrige Blicke um sich werfend, die langen Bärte raufend.

Wen suchten sie? Ein Anschlagziel?

Einer dieser Gestalten hob den krummen Holzstock, auf den er sich gestützt hatte, drohend nach oben. Dabei rutschte ihm das einstmals weiße Baumwolltuch, das er sich um die Schultern geschlungen hatte, auf die Brust hinab, klaffte dort einen Spalt breit auseinander, der sich langsam weiter bis zum Schritt öffnete. Sah ich nackte Tatsachen? Nein, nur ein

weiteres Tuch, das wohl mit der Zeit die Farbe der Haut angenommen hatte. In dieser Art Lendenschurz steckte ein neongelber boardingpass. Der Krummstock senkte sich neben den schwierigen Füßen zu Boden. Die Männer, die aussahen, als wären sie eben erst von ihren Kamelen abgestiegen, hatten ihren Flug auf der Anzeigetafel entdeckt und setzten sich mit schlurfenden Schritten in Bewegung. Es hätte mich nicht verwundert, wenn sie in der Wartelounge ein kleines Lagerfeuer entfacht hätten.

Zwei Turbanträger nahmen neben uns Platz. Einer sah aus wie der ehemalige iranische Präsident Mahmud Ahmadi-Nejad. Ich lauschte fasziniert der fremden Sprache. Die Worte hatten einen heiseren Klang, als ob sie sich nur mit Mühe aus der rauen Kehle pressen ließen. Die Laute schienen über Schmirgelpapier zu strömen oder drohten im Sand zu ersticken. Nach einer Weile empfand ich selbst das Zuhören als schmerzhaft und mir tat der kleine Mann leid, der sich so anstrengen musste, um seine Sätze hervorzuwürgen. Hatte Ahmadi-Nejad deshalb immer mit erhobener Faust gebrüllt?

Seltsam erschien mir auch der Anblick der Frauen. Oder besser gesagt, der Nicht-Anblick. Denn die bodenlangen Umhänge mit den schmalen Augenschlitzen oder Gitternetzen ließen die Weiblichkeit nur erahnen. Meist huschten diese schwarzen Zelte im drei Meter-Abstand hinter ihren Gebietern her. Manche der Stoffpyramiden waren sehr ausladend und wir konnten schwer abschätzen, ob die verhüllte Gestalt nur einen Bauch oder gar einen Trolley mit Gepäck vor sich her schob. Aus der Masse der geräuschlosen Zelte stachen einzelne, klappernde hervor. Hochhackige Schuhe gaben darunter den Ton an und das selbstbewusste Stakkato schien die Männer zu verscheuchen. Diese Frauen waren nämlich alleine unterwegs. Ich beobachtete sie in den duty-free-shops, schön manikürte Hände mit lackierten Fingernägeln hielten die Kreditkarte.

Von München bis Doha waren es rund fünfeinhalb Flugstunden gewesen, bis Kathmandu dauerte es etwa nochmals so lange. Diesmal saß ich am Fenster. Über Pakistan ging die Sonne auf und die Stewardess schob mir, ratsch!, die Sichtblende vors Fenster. Kaum war sie weitergegangen, blickte ich verstohlen durch einen schmalen Schlitz in den grellen Schein. Endlich sah ich sie. Scharfkantige Spitzen durchstachen die Wolkendecke. Sie ragten fast in unsere Sphäre hinein.

Ich weckte Markus und reichte ihm das Fernglas. „Himalaya“, flüsterte ich und wusste gleichzeitig, dieses Wort hätte ich mir sparen können. Aber der Klang gefiel mir so gut, dass ich für mich wiederholte: „Himalaya“. Der Himmel schwang darin mit, der blaue Himmel, den die Schneenadeln pieksten.

„Weißt du wie die Berge heißen?“, fragte mich Markus.

„Himalaya“, sagte ich nochmals um das Wort zu genießen.

Markus seufzte.

ANKUNFT (IN KATHMANDU)

2. Tag, Donnerstag, 26.9.2013

Die Maschine geht in den Sinkflug über, dicke Wolkentürme schieben sich vor die Berge, die weit zurückgewichen sind. Nach einer kurzen Blindphase reißen die Nebelfetzen auseinander und geben grüne Hügel frei, deren steile Flanken aus einer endlosen Treppe schmaler Felder bestehen. Reisterrassen. Überall. Es gibt keinen unberührten Flecken Natur, die Menschen haben in jahrhunderte langer, mühsamer Handarbeit eine unglaubliche Kulturlandschaft geschaffen.

Kurze Zeit später ein abrupter Wechsel. Das Grün weicht vor der Häuserfront zurück, wird regelrecht von einer Welle aus Ziegel und Beton begraben, die, begleitet von einer brauner Gischt, das Land überschwemmt. Obwohl es gemauerte Gebäude und keine Slums sind, erwecken sie den Eindruck von Elend und Trostlosigkeit. Kilometerlange Straßenschluchten, überspannt mit einem Gewirr aus Drähten, ein Labyrinth ohne Ausweg. Ich stelle mir vor, da unten geboren worden zu sein, aber ich verfolge den Gedanken nicht weiter. Er ist zu deprimierend.

Der Schatten des Flugzeuges streicht über die Häuser, der Lärm der Triebwerke muss unerträglich sein. Aber niemand nimmt Notiz. Nur ein Junge, der auf einem Flachdach stehend einen bunten Papierdrachen in die Luft steigen lässt, hält kurz inne. Der Drachen torkelt. Wir fliegen vorbei. In diesem Moment stürzt er ab.

TROSTLOSES DÉJÀ-VU

Wir kommen zum dritten Mal nach Nepal und sind gespannt, was sich zwischenzeitlich geändert hat. Angenehme 25 Grad Lufttemperatur empfangen uns. Die Klimaanlage im Flughafen von Kathmandu streikt. Darüber hatten wir uns schon das letzte Mal gefreut.

Vor dem Einreiseschalter bilden sich lange Schlangen. Auch nichts Neues. Während des Wartens blickte ich mich suchend um. Irgendeine Entwicklung muss es doch gegeben haben! Der Beamte mustert mich ebenso neugierig. Als erwarte er etwas. Schließlich deutet er auf ein leeres Viereck am Visaantrag.

Oje, die Fotos!

Ich hatte geahnt, dass die Formalitäten gleich geblieben sind und vorsorglich Passbilder von zuhause mitgenommen. Allerdings stecken sie im Gepäck, zu dem ich ohne gültiges Visum nicht vordringen darf – gab es bei der letzten Einreise nicht dasselbe Problem?

Wir scheren aus der Schlange aus und gehen zur Kabine des Lichtbildautomaten. Anstelle des altmodischen Kastens steht da drinnen nun ein großes Stativ mit einer Digitalkamera, die direkt mit einem Farbdrucker verbunden ist. Der Fortschritt ist nicht aufzuhalten! Die Preise auch nicht. 200 Rupien für ein buntes Fleckchen Papier ist nicht gerade billig. „Deppensteuer“, ärgere ich mich. Vor allem, weil sie so einfach vermeidbar gewesen wäre.

Unsere Rucksäcke drehen schon lange in der Endlosschleife ihre Runden, bis wir endlich durch die Einreise und den Zoll durch sind. Danach wird es spannend. Wie schon oft sollten wir am Flughafen abgeholt werden, geklappt hatte es noch nie.

Mein Blick scannt die hochgereckten Namensschilder. *Snowy Horizon* ist nicht zu entdecken. Wir schieben unser Gepäck langsam an dem Spalier der Agentur-Scouts vorbei. Nichts. Niemand will uns. Das heißt, wollen würden uns viele – die Meute der nicht gebuchten

Taxifahrer lauert schon geifernd am Ende des Geländers, das uns vor ihrem gierigen Zugriff schützt. Unwillkürlich weiche ich zurück und verursache einen kleinen Stau mit verhakenden Trolleys. Ein Nepalese der zweiten Wartereihe hält ein rosarotes Blatt Papier in der Hand, die Farbe ist außergewöhnlich und ich versuche die kleinen Buchstaben zu entziffern. Tatsächlich! MITTELBERGER steht da. Wir sind erleichtert, die Meute der Taxler murrnt enttäuscht. Irgendjemand grapscht ungefragt unsere Rucksäcke und schleppt sie uns nach. Als wir samt Gepäck im Auto verstaubt sind und aus dem Areal gefahren werden, klopfen Hände an die Scheibe. Sie fordern Geld für die „Hilfe“ beim Tragen. Ich zögere, denn von der Flughafenbank bekam ich nur große Scheine. Schwupps – schon sind 500 Rupien auf Nimmerwiedersehen weg. Dabei wollte ich Wechselgeld zurück haben.

„Deppensteuer“, sagt diesmal Markus. „Diese Typen wissen genau, dass ankommende, müde Touristen die einträglichsten Opfer sind.“

„You like Nepal?“, will unser Chauffeur wissen. Falsche Frage zur falschen Zeit. Ein Hustenanfall bewahrt mich vor einer Lüge. Ungefilterter Dieselqualm eines im Stau steckenden Lastwagens füllt unser Auto. Als die größtmögliche Konzentration von Rußpartikeln im Fahrgastraum erreicht ist, kurbelt der Fahrer das Fenster hoch.

Markus schließt die Augen.

„Es hat sich nichts geändert“, meint er resigniert.

Ich bin mir da nicht so sicher, schließlich gibt es jetzt wesentlich mehr Zweiräder als vor zwölf Jahren. Wir werden regelrecht von ihnen umspült, von hinten kommend klemmen sie rechts und links am Auto vorbei und verstopfen jeden sich öffnenden Spalt vor uns. Während die größeren Fahrzeuge Vollgas geben (damit der Motor nicht verreckt) und trotzdem still stehen, strömt der Zweiradverkehr unablässig dahin.

Nur zehn Kilometer trennen uns vom Hotel im Zentrum Kathmandus, aber es macht keinen Unterschied, ob man auf einer kurzen oder auf einer langen Strecke parkt. Solange man am Fleck verharrt, liegt jedes Ziel unendlich weit entfernt.

Der Chauffeur versucht uns durch ein Gespräch abzulenken. „First time in Nepal?“

„No“, sage ich müde, „third time“. Es klingt, als wäre ich selbst darüber verwundert.

Meine Antwort entlockt ihm ein „Oh“, danach ist er still. Er hat keinen Trost für uns.

Endlich setzt sich die Kolonne für ein paar hundert Meter in Bewegung. Im Zentrum des Verkehrschaos zeichnet sich eine menschliche Gestalt im dunkelbraunen Smog ab. Ein Polizist rudert mit den Armen, als wolle er sich vor dem Ertrinken in diesem Giftnebel retten. Immerhin trägt er einen Atemschutz, wenn auch bloß eine lächerliche und unwirksame Maske. Früher standen die jungen Männer (sie werden in dem Job wahrscheinlich kaum älter als dreißig) arglos in den Abgasen, jetzt wissen sie um die Folgen und stehen trotzdem da. Der heutige Anblick deprimiert mich mehr.

Wir rollen über eine große Brücke. Das Flussbett ist breit und böte dem Wasser genügend Platz nach Herzenslust zu mäandrieren. Aber es ist gefangen zwischen Müllbergen, wo es zu Tümpeln staut und Blasen wirft. Ich glaube mich zu erinnern, dass vor zwölf Jahren Rinder unter der Brücke gestanden sind und das eingeweichte Papier gekaut haben. Jetzt gibt es nichts mehr zu fressen. Jetzt spielen da nur mehr die kleinen Kinder.

Ich blicke Markus verstohlen aus den Augenwinkeln an. Wie geht er mit diesen Eindrücken um? Sie sind ja nicht neu für uns, Kathmandu war auch vor einem Jahrzehnt ein abstoßender Moloch. Warum tut es trotzdem so weh? Weil sich nichts verbessert hat? Oder weil die Tristesse nicht wie bei der ersten Ankunft von der Exotik überlagert wird?

Damals überwog das Staunen. Es war mir unbegreiflich, dass jemand, wie der Besitzer der kleinen Snackbude dort am Straßenrand, nicht einfach tot umfiel, wenn er vom kohlrabenschwarzen Dieselqualm eines Lastwagens fünf Minuten lang geräuchert wurde. Oder dass Kühe genüsslich auf den Müllhaufen ruhend das Plastik wiederkäuten, als wäre es saftiges Gras. Ich war nicht darauf gefasst gewesen, lachenden Menschen zu begegnen, obwohl sie nur Lumpen am Leibe trugen. Diese Welt war voller Wunder und Überraschungen, die über das darunter liegende Elend hinwegtäuschte. Zu Hause – nach eben diesem Elend befragt – erklärte ich, welche Würde selbst die Ärmsten der Armen ausstrahlten und dass deren Los vielleicht bloß aus unserer Sicht so schrecklich erschiene.

Man kann sich viel einreden.

Vor allem, wenn man es selbst so gerne glauben möchte.

Aber mittlerweile weiß ich, dass es diesen Menschen wirklich beschissen geht, dass ihre Würde das Letzte ist, das sie überhaupt besitzen, dass die Kühe qualvoll an dem Nylon in ihren Mägen verrecken, der Budenbesitzer an der Straße mit spätestens 30 Jahren an Lungenkrebs sterben wird und dass die Kinder unter der Brücke keine Chance haben, diesem Leben zu entinnen.

Warum habe ich das unglaubliche Glück, in Bludenz zur Welt gekommen zu sein? Verdienen kann man das nicht, denn das würde heißen, dass diese Kinder ihr Schicksal ebenso verdient hätten. Ich kann auch keine Dankbarkeit über meine privilegierte Geburt empfinden. Dankbarkeit braucht ein Gegenüber. Aber einen Schöpfer oder Gott, der solche Gegensätze zuließe, den müsste man mit einer Anklage und nicht mit Dank konfrontieren. Und weil ich all das nicht in ein stimmiges und gerechtes Weltbild bringen kann, bleibt nichts als Traurigkeit über.

Nach rund einer Stunde im dichten Verkehr ändert sich das Straßenbild. Die endlose Abfolge von Werkstätten mit överschmierten Männern zwischen ausgeweideten Wracks wird von Haushaltsgeschäften abgelöst, die vor allem Utensilien aus Plastik anbieten. Stapel von Eimer türmen sich neben Schüsseln und Bottichen. Von den Vordächern der Buden hängen Girlanden mit Flip-Flops und neonfarbenen Crocks. Wir biegen in eine Blech- und Eisenwarenstraße ab. Der Asphalt ist entfernt worden, eine Baustelle, vielleicht Kanal, jedenfalls wirbelt Staub auf, der den Metallglanz der Waren erstickt. Eine Frau fuchtelt mit einem Wedel aus rosaroten Kunstfedern über Töpfe und Pfannen, vergeblich, sie ist selber schon ganz mit grauem Puder überzogen.

Nach den Blechwaren kommen Obst- und Gemüsegeschäfte. Graubraune Kugeln unterschiedlicher Größe lagern in Kisten oder sind zu kleinen Pyramiden aufgeschichtet. Nur die Bananen sind an ihrer Form erkennbar.

Endlich wieder Asphalt, die Farben kehren zurück. Die Straße verengt sich zu einer Gasse, vor den Läden hängen nun Kleider und Hosen, die ein Nepalese nie tragen würde. Wir sind im Thamel, dem Touristenviertel der Hauptstadt angekommen. Menschen in kurzen Hosen und Trekkingsandalen, die Hüften mit den obligaten Dokumenten-Beuteln gepolstert, darüber an dünnen Riemchen baumelnde Rucksäcke, prägen das Bild. Menschen mit müden, genervten Gesichtern, wenn sie von der Hupe des Taxis aufgeschreckt in die Geschäftseingänge flüchten, wo sie abwehrend die Hände heben, weil sie weder Teppich noch Daunenjacke kaufen wollen. Menschen, die sich Tücher vor den Mund pressen, um die Abgase zu filtern. Menschen mit Zangengriff an ihren Partner geklammert, aus Angst im Gedränge den Bezug zu all dem zu verlieren.

Touristen eben.

Eine schier unglaubliche Masse an Körpern, Motorrädern, Fahrradrikschaws und Autos wälzt sich durch den Thamel. Jedes Fahrzeug hupt, jeder Verkäufer preist seine Ware lautstark an und dazwischen versuchen selbsternannte Musiker auf winzigen Instrumenten sich gegen den Lärm durchzusetzen, um die angeblich antiken Fidelein an Touristen zu verschachern. Einkaufshorror. Beim Anblick der verstopften Straßen bekommt der Begriff des „shoppens“ eine andere Bedeutung.

Endlich biegt das Taxi in eine Seitengasse ab. Sie ist fast menschenleer. Es gibt weder Geschäfte noch Restaurants, nur hohe Betonwände rechts und links. Das Auto hält, der Fahrer steigt aus. Wir zögern.

„Wo ist das Hotel?“, frage ich verunsichert, während der Nepalese schon den Kofferraum öffnet und uns auffordert, die Rucksäcke herauszunehmen.

„Hier“, sagt er mit einer Selbstverständlichkeit, die angesichts der Betonwand zynisch klingt. Da wir weiterhin tatenlos herumstehen, erklärt er schließlich, dass wir wegen der Baustelle zum Hintereingang gefahren seien. Wir schultern die Rucksäcke.

OASE AUS BETON

Der begrünte Innenhof des Moon Light Hotels, welcher sich auf der Homepage so gemütlich präsentierte, liegt tatsächlich jenseits der Betonwand. Von weitem hat das Gartenidyll sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Foto im Internet: üppiges Blattwerk umwuchert eine Plattform mit rustikalen Holztischen und Bänken. Die knorrigen Möbel sind aus bizarren Wurzelstöcken gehauen, die – rätselhafterweise – völlig identisch aussehen. Da ich in Nepal keine geklonten Bäume erwarte (in den USA wäre ich diesbezüglich vorsichtiger) inspiziere ich die Anlage aus der Nähe. Sowohl Stühle als auch Tische sind unverrückbar schwer. Massiver Beton! Trotz aller Enttäuschung muss ich zugeben: hier waren Künstler am Werk. Mit einer Palette an Urwaldfarben haben sie an vermeintlichen Schnittstellen Holzmaserungen naturgetreu nachgepinselt und auf die grob strukturierte Außenhaut ein dicke Borkenrinde gemalt, die trügerisch echt wirkt.

Mit Spannung betreten wir das gebuchte Zimmer. Ob das Internet uns auch hier etwas vorgegaukelt hat? Zwei Betten, saubere Laken und ein Bad nach westlichem Stil, - auf den ersten Blick alles ok, die Matratzen weich, das Licht funktioniert und aus den Armaturen fließt Wasser, - also auch die nähere Inspektion fällt zufriedenstellend aus. Als wir dem Mann, der uns das Gepäck ins Zimmer getragen hat, ein Trinkgeld überreichen, sagt er beim Hinausgehen lapidar: „Übrigens, warmes Wasser gibt es erst ab Mittag.“ Jetzt ist es 9:00 Uhr.

Der Jetlag (unsere innere Uhr steht auf 4:30 Uhr) und die Strapazen der weiten Anreise zwingen uns ins Bett. Einige Stunden später wache ich mit einem kratzigen Hals auf, meine Lunge fühlt sich wund an, als hätte man eine ätzende Flüssigkeit in die Bronchien gegossen. Ständig muss ich mich räuspern. Ich bin jedoch nicht erkältet. Es ist der Smog, der die Stadt einhüllt und natürlich auch in jedes Zimmer dringt, egal, ob die Fenster offen oder geschlossen sind.

Wir gehen hinunter zur Rezeption. Ich möchte einige Emails abschicken, bevor wir in die strom- und internetlose Wildnis aufbrechen. In der Lobby gibt es ein Wireless Lan, doch was nützt mich der kabellose Zugang zum Internet ohne Laptop oder Smartphone? Der

Rezeptionist schaut uns verwundert an, zeigt dann aber auf einen verstaubten PC, der so altmodisch Reisenden wie uns aus der Klemme hilft.

Die Tastatur entpuppt sich als Herausforderung. Nur die ganz selten benutzten Buchstaben sind zu erkennen. Zwischen Q, X und Ö, Ä sind die Tasten blank. Das Mailen wird zum Suchspiel mit Memory-Charakter. Unter welchem schwarzen Viereck befindet sich das E? Ich habe nie das Zehnfingerschreibsystem beherrscht, vom Blindschreiben war ich stets weit entfernt. Jetzt aber bin ich überrascht, welches Gedächtnis in meinen Händen wohnt. Tippe ich ohne zu denken einfach drauf los, so stehen da mehr richtige Wörter als wenn ich mich versuche an die Position der Buchstaben zu erinnern.

Später treffen wir uns mit Rishi Bhandari, dem Chef der Reiseagentur Snowy Horizon, in dessen Büro. Rishi ist jung, vielleicht Ende zwanzig, wirkt jedoch auf eine steife Art sehr erwachsen, als wäre er darauf bedacht, durch Gestik und Stimmlage sich dem Alter seiner Klienten anzupassen. Was im Mail-Verkehr so kollegial und locker herüberkam, ist jetzt plötzlich distanziert, zurückhaltend. Aus dem vertrauten you / Du in den Mails wird nun ein Sie, auch wenn es im Englischen dasselbe Wort ist.

Rishi ist die verkörperte Seriosität. Nur die mit roter Paste auf die Stirn gepickten Reiskörner irritieren ein bisschen. Aber die gelebte Tradition macht ihn so selbstsicher, dass er nicht einmal mit der Wimper zuckt, als die Götterspeise auf unsere Dokumente und Trekkingpermits rieselt. Ich nehme die Unterlagen samt Reis in Empfang.

Bei Durchsicht der Rechnung stutze ich. Sie ist geringer als erwartet.

Rishi deutet meine Reaktion falsch und beeilt sich mit Erklärungen, warum welches Permit um zwei Dollar mehr gekostet habe, bis ich ihm ins Wort falle und sage, halt, nein, es ist zu wenig. Jetzt schaut auch er blöd und kraust die Stirn. Das letzte Reiskorn verliert den Halt und stürzt, gefolgt von einer roten Kruste, mitten auf die Abrechnung. Ein Volltreffer, der genau anzeigt, woher die Differenz zum Kostenvoranschlag stammt. Neben dem Flug von Manang nach Pokhara ist nur ein roter Farblecks, kein Preis. Rishi sagt, er befürchte, dass dieser Flug nicht stattfinden könnte, weil es noch immer keinen Flugplan gebe. Er würde diese Rückreiseoption aber weiter im Auge behalten und wir sollten ihn von unterwegs aus kontaktieren, um Genaueres zu erfahren.

„Gibt es da Telefone?“, wundere ich mich,

Von Rishis Stirn springt der verbliebene, eingetrocknete Farbreist ab, als er hört, dass wir kein Mobiltelefon dabei haben. „Euer Träger hat eines“, tröstet er uns.

„Ist er da?“, fragt Markus neugierig. „Können wir ihn sehen?“

Rishi nickt, zählt aber erst das Geld, das ich ihm bar überreicht habe. 15 Dollar pro Tag berechnet er für einen Träger, der zugleich eine guide-Lizenz besitzt. Der guide muss allerdings seinen Lebensunterhalt während der Tour selbst bestreiten. Ob und wie viel er von dem Tagessold an Rishi abgeben muss, wissen wir nicht. Aber über Snowy Horizon ist er unfallversichert und vertraglich gebunden.

Ein schüchterner Junge

Gespannt warten wir auf den Mann, den wir soeben für fünf Wochen gemietet haben. Er muss direkt vor dem Büro gesessen sein, denn als Rishi eine kurze, kräftige Kopfbewegung macht (zum Glück ist der Reis schon abgefallen), öffnet sich die Glastüre hinter uns und ein junger

Bursch huscht herein. Er hebt die gefalteten Hände – wie es in Nepal üblich ist – zum Gruß vor die Brust und neigt devot den Kopf vor Rishi. Uns getraut er sich erst anzusehen, als Rishi mit der Hand auf uns zeigt. Es ist nur ein ganz kurzer Blick, bevor er sein Gesicht im erneuten Gruß senkt.

„Asheem ist sein Name“, sagt Rishi, als müsse er für den Jungen sprechen.

„Hallo Asheem“, sage ich und reiche ihm meine Hand ohne daran zu denken, dass diese Art der Begrüßung in Nepal nicht praktiziert wird. Das wird mir erst bewusst, als Asheem seine Hand artig neben die meine führt, sie aber nur berührt, ohne zuzugreifen. Ein flüchtiges Streifen, das sich scheu anfühlt, zwar nicht widerwillig, aber dennoch erzwungen ist. Mir ist die Situation unangenehm. Was mag in dem Jungen vorgehen?

Er ist frisch rasiert und mit tadellosem Haarschnitt wie zu einer Bewerbung hier erschienen, doch der Deal war schon abgeschlossen. Er konnte nur durch die Glasscheibe zusehen, wie wir für ihn bezahlten.

Zuvor hatte ich Rishi gegenüber die Hoffnung geäußert, dass wir uns in den fünf gemeinsamen Wochen mit unserem Träger werden anfreunden können. Er aber hatte mir widersprochen und gesagt, dass Nepalesen keinen Wert auf kurzfristige, oberflächliche Freundschaften legen würden. „Tourists are very quick with making friends, Nepali people not.“

Asheems Blick ist fest und scheint in völligem Gegensatz zu dem nichtgewährten Händedruck zu stehen. Seine schwarzen Augen sagen dasselbe wie Rishi mit Worten: Ihr könnt meine Muskelkraft kaufen, aber nicht meine Gefühle.

„Recht hat er“, denke ich später. Vielleicht setzen wir ja bloß auf diese Freundschaftskarte, weil wir uns nicht wie herzlose Sklaventreiber fühlen wollen. *Wir* haben ein Problem mit unserer Rolle, nicht der Träger. Seltsamerweise plagt uns in Österreich beim Friseur kein schlechtes Gewissen, wenn er uns die fettigen Haare wäscht. Wahrscheinlich liegt es daran, dass wir für die Drecksarbeit ordentlich blechen müssen. Da sind die Verhältnisse halbwegs ausgeglichen.

In Nepal herrscht eine gewaltige Schieflage. Aus unserer Sicht schuffet der Träger für ein Taschengeld, grenzt sein Anheuern an unmenschliche Ausbeutung. Aus Perspektive der Nepalesen hat er einen supertollen Job aufgerissen. Er muss nur halb so viel schleppen, wie für die großen Expeditionen, wo Lasten bis zu 45 Kilogramm gang und gäbe sind, bekommt aber mehr als den doppelten Lohn dafür.

Wir haben insgesamt 30 Kilogramm an Ausrüstung dabei, eine Minimalausstattung zum Überleben (in unseren Begriffen), 17 davon lagern wir an den Träger aus. Der hat seine sieben Zwetschken (inklusive Mobiltelefon) in einem ein Bündel von circa fünf Kilo und kommt damit fünf Wochen lang ohne weiteres aus.

Grübeleien wie „Was denkt sich wohl der Träger beim Anblick unserer gewaltigen Rucksäcke?“ führen zu nichts. Außer zu falscher Scham.

Das wirklich Beschämende ist die Schieflage zwischen dem Niveau der beiden Länder. Und die Existenz eines Wirtschaftssystems, das genau dieses Gefälle braucht und es daher aufrecht erhält. Ohne Armut und Not in vielen Ländern gäbe es beispielsweise keine billigen Baumwollprodukte. Oder Reis. Oder sonstige unentbehrliche Dinge, die man zum Leben braucht, wie Silvesterraketen aus chinesischen Fabriken.

Ich bin überzeugt, dass nur die räumliche Distanz es uns Konsumenten überhaupt ermöglicht, Freude über ein Schnäppchen zu empfinden. Würden wir der Näherin in Bangladesch oder der Färberin in Kambodscha bei der Arbeit zusehen können, wären wir nicht fähig, sie bloß mit ein paar Eurocent für eine Jeans abzufinden.

Wir vereinbaren die Abfahrt für den nächsten Tag auf 7:00 Uhr, dann gibt uns Rishi noch gute Ratschläge mit auf die Tour: Nicht täglich duschen, lautet einer. Auf unsere Nachfrage hin präzisiert er: „Davon bekommt man Kopfweh, vor allem in den Bergregionen.“ Außerdem würde dort jeder stinken, man fiele nicht auf, wenn man eine Woche aufs Waschen verzichte.

Zurück im Hotel bündeln wir 180.000 Rupien, die meisten davon in 500er Noten, zu handlichen Paketen, die wir in unseren Rucksäcken verstauen. Es ist leider notwendig unser gesamtes Urlaubsbudget bar durch die Gegend zu tragen, da es in den nächsten fünf Wochen nirgends eine Bank geben wird. 200 Dollar und ebenso viele Euro haben wir als Reserve dabei, falls uns die Rupien ausgehen sollten. Rishi meinte, mit 50 Dollar am Tag müssten wir im Schnitt durchkommen (das entspricht 18 € pro Person).

Danach treibt uns der Hunger in das Gewühl des Thamel. Eigentlich wollten wir alte Bekannte, wie Afsar vom Schmuckgeschäft und Ganesh in seiner T-Shirt Stickerei besuchen. Vor zwölf Jahren hatten wir uns das letzte Mal gesehen und seitdem nur sporadisch Mails ausgetauscht. Aber der Lärm und die von Abgasen geschwängerte Luft vermiesen uns derart die Laune, dass wir in das erstbeste Restaurant flüchten und uns danach wieder ins Hotel verkriechen. Meine Luftröhre ist rau wie ein Reibeisen und ich schnäuze schwarze Schlieren ins Taschentuch. Ich hasse Kathmandu.

3. Tag, Freitag, 27.9.2013

Der Weckruf reißt uns aus dem Tiefschlaf, unser innerer Rhythmus hinkt immer noch um Stunden nach. Trotzdem bin ich froh, keinen vollen Tag in Kathmandu verbracht zu haben. Früher, als ich an einem Wochenende zwei Schachteln Zigaretten wegrauen konnte, hatte sich meine Lunge nie so mitgenommen angefühlt wie nach nur 22 Stunden in dieser Stadt. „Bist eben alt geworden“, stichelt Markus.

Ich binde mir ein Halstuch vors Gesicht (wegen der Abgase) und setze mich zu unserem Träger auf den Rücksitz des wartenden Toyota Landcruisers. Asheem sieht mich erschrocken an und steigt aus. Das gibt mir zu denken.

Markus hat sich inzwischen vorne auf dem Beifahrersitz breit gemacht und Asheem muss wohl oder übel wieder zu mir auf die Rückbank. Eher übel, entnehme ich seiner Körpersprache und überlege daher ernsthaft, ob ich mein Tuch bis über die Augen hinauf ziehen soll.

Als sich auch der Fahrer weigert einzusteigen, klärt ein herbeigerufener Hotelbediensteter mit guten Englischkenntnissen das rätselhafte Verhalten der Nepalesen auf. Besser gesagt, *unser* seltsames Benehmen. Denn Touristen, insbesondere Paare würden immer *nebeneinander* sitzen wollen, niemals hintereinander.

Nachdem wir hartnäckig auf unserer Sitzordnung beharren, lässt sich der Fahrer endlich erweichen, einzusteigen. Asheem drückt sich gegen die Seitentüre. Er entspannt sich erst, als ich meinen kleinen Tagesrucksack wie eine Barriere zwischen uns stelle.

Die Odyssee durch Kathmandu beginnt.

ALBTRAUM VERKEHR

Erst vernebelt der Staub der Baustelle die Sicht, danach nimmt uns der Smog den Atem. Um diese frühe Zeit herrscht keine Hektik, sondern eine tranige Mattigkeit. Busse warten am Straßenrand, bis sie genügend Passagiere beisammen haben. Bei laufenden Motoren quillt unablässig schwarzer Qualm aus den Auspuffen, der sich wie eine zähe Masse über die Straße ergießt. Ein See aus Ruß, durch den Radfahrer, Kühe und Autos pflügen. Mir fällt auf, dass alle, wirklich alle Motorradlenker Helme tragen. Ebenso ausnahmslos hat kein einziger Beifahrer hinten am Sozius etwas Festeres als eine Mütze auf. Das ist genauso durchdacht wie die Gurtenpflicht für die erste Sitzreihe im Auto. Offenbar werden vom Gesetzgeber nur die Frontleute im Verkehr geschützt. Denn wäre man konsequent daran interessiert die Opferzahlen gering zu halten, so müsste man vor allem die Fußgänger mit stoßsicheren Panzerwesten ausstatten.

Mir ist es leid, den Wahnsinn auf nepalesischen Straßen zu beschreiben. Ich könnte hergehen und die Textpassagen früherer Reiseberichte kopieren und alle Eigenschaftswörter in die höchste Steigerungsform umwandeln – es wäre nur eine Annäherung. Man muss es erlebt haben. „No fear“ steht auf dem Heck des Lastwagens vor uns.

Ich vergrabe das Gesicht in meinem Tuch und hoffe, dass die Zeit rasch vergeht. Sechs Stunden Fahrt sind uns prophezeit worden. So lange kann ich nicht die Augen verschließen.

Mein Blick fällt in Verkaufsbuden, rotes Fleisch an Haken hängend, auf dem Pult halbe Hühnerkörper mit bleichen, himmelwärts gereckten Füßen, davor ein Rudel Hunde, mit Hunger im irren Blick.

Zwei Lumpensammler weichen den lauernden Tieren in großem Bogen aus, unser Fahrer hupt, doch sie reagieren nicht. Niemand reagiert auf das Hupen. Mit dem Rückspiegel touchieren wir den braunen Sack, den der Mann über die Schulter geworfen trägt. Dermaßen angeschubst stolpert der Mann von uns fort, aber er wendet nicht einmal den Kopf.

Motorradfahrer überholen uns auf der falschen Seite, zwängen sich in die schmale Gasse zwischen Geschäften und Autoverkehr, die eigentlich den Fußgängern dienen sollte. Ein Jogger (!) kommt ihnen entgegen, es wird eng, aber irgendwie wursteln sie sich aneinander vorbei. Der nächste Jogger – es war also keine Fata Morgana – flüchtet sich vor unsere Stoßstange, lässt sich anhupen und entscheidet sich angesichts der Flut von Zweirädern, seine Morgenrunde in der Fahrbahnmitte zwischen den Autos fortzusetzen. Eine dumpf glotzende Kuh bietet ihm kurz Deckung, dann nimmt mir ein Lastwagen die Sicht. Dieselqualm löscht die Umgebung eine Zeitlang aus. Als sich der Schleier lichtet, gibt unser Fahrer Gas. Freie Fahrt für hundert Meter!

Wir beschleunigen, obwohl vor uns eine Gruppe Schulkinder in blauroten Uniformen marschiert. Sie werden angehupt. Was sie nicht daran hindert, plötzlich aus ihrer Zweierreihe auszubrechen und sich wie eine Traube schwärmender Bienen vor die Auslagen eines Süßwarenkiosks zu drängen.

„Brems!“, rufe ich innerlich.

Unser Fahrer hupt lieber.

Und weil das wie immer wirkungslos ist, muss er in letzter Sekunde in die Straßenmitte hin ausweichen, trotz Gegenverkehrs. Unwillkürlich schließe ich die Augen, aber das Bild des entgegenkommenden Tankwagens bleibt wie in die Netzhaut eingebrannt stehen. „Das war’s also“, denke ich, „eine sehr kurze Reise“.



Kathmandu



Albtraum Millionenstadt, die im Verkehr erstickt.
Die grüne Oase täuscht: Selbst „Holzmöbel“ sind aus Beton.





Reifenplatzer

Himmel voller Horror:
Spinne, größer als eine Hand



Abkühlung am Fluss



Reisfelder entlang des Budhi Gandaki

Nichts geschieht. Kein Knall. Kein Aufprall.

Verwundert starre ich aus dem Fenster. Irgendwo muss sich eine Lücke aufgetan und uns gerettet haben.

Allmählich dämmert mir, wie das ganze Chaos hier funktioniert. Alles ist ständig in Bewegung und in geheimer Kommunikation miteinander verbunden. Für Fremde ist die Sprache aus Hupsignalen und Handgesten nicht zu deuten. Aber für die Verkehrsteilnehmer, einschließlich der Menschen am Straßenrand, bildet sie ein wertvolles Informationssystem, das abbildet, was gerade passiert. Auch wenn es für uns auf den ersten Blick nicht so erscheint, stimmen doch alle ihr Verhalten mit den Gegebenheiten ab. Und wenn es sein muss, dann weichen eben drei Fahrzeugreihen gleichzeitig zur Seite, um einer Gruppe von Kindern Platz zu machen. Wie in einem Fischschwarm.

„Wie geht es dir da vorne?“, frage ich Markus.

Er fände es interessant, gibt er zur Antwort. „Du musst einmal die Hunde beobachten, wenn sie die Fahrbahn queren wollen.“

„Wieso?“

„Die warten nicht, bis der Weg frei ist, sondern die laufen direkt auf ein vorbeifahrendes Auto zu, damit sie rechtzeitig am Heck ankommen, um die Lücke zwischen den Stoßstangen der aufeinanderfolgenden Fahrzeuge zu nützen. Menschen machen es auch so, aber bei Hunden habe ich das zum ersten Mal gesehen.“

Neugierig halte ich nach Hunden Ausschau. Lange muss ich nicht warten. Ein müde wirkender Streuner schickt sich an die Straße zu queren. Er trottet einfach auf die Blechlawine zu, bis er praktisch mit der Schnauze ansteht. Offenbar konnte er die Geschwindigkeit der Autos und seine eigene richtig einschätzen, denn er verschwindet ohne stehen zu bleiben zwischen den Stoßstangen. Ob jemand wegen ihm bremsen musste, weiß ich nicht, jedenfalls sehe ich ihn plötzlich auf der anderen Straßenseite. Der Hund hat die vierspurige Autobahn überwunden. Er ist einfach hindurchgegangen, indem er sich der Gesamtbewegung anpasste. Ein evolutionärer Fortschritt, von dem unsere Viecher in Europa noch weit entfernt sind.

HIGHWAY

Vielleicht noch ein Wort zur „Autobahn“. Trotz Hühner, Hunde und Jogger auf der Straße ist das *der* Highway in Nepal. Die an sich nur für zwei Fahrspuren konzipierte, aber meist von vier Fahrzeugen nebeneinander benützte Straße ist die Hauptverbindung zwischen den beiden großen Ballungszentren, der Hauptstadt Kathmandu und der deutlich kleineren Stadt Pokhara im Westen. Davon zweigt ein weiterer Highway in den Norden nach Tibet ab und einer nach Süden, in das tropische Flachland Nepals, das an Indien grenzt.

Alle, die in die Hauptstadt wollen, kommen uns hier entgegen. Noch rollt die Blechlawine, aber an Engstellen und Kreuzungsbereichen bilden sich erste Stauknäuel. Zum Glück fahren wir in die andere Richtung. Der Highway erklimmt eine kleine Anhöhe, auf der sich das Asphaltband auffächert und zu verschiedenen Parkplätzen und Kontrollposten führt.

„Checkpoint“, sagt unser Fahrer und fährt ohne anzuhalten an dem grimmig blickenden Polizisten vorbei. Andere Länder, andere Sitten. Erst nachdem ich mich vergewissert habe, dass der Übergangene weder zur Trillerpfeife noch zur Waffe greift, stupse ich erleichtert Asheem an und sage lachend: „Good joke! Check Point!“

Asheem erwidert das Lachen nicht. Im Gegenteil. Sein Gesichtsausdruck ist sehr ernst als er sagt: „Yes, checkpoint.“

Irgendwie hapert es mit unserer Kommunikation. Ich vermute, es liegt am Englisch und versuche daher, meine hart erworbenen Nepalesischkenntnisse an den Mann, in diesem Fall an den Träger zu bringen. Eine Unmenge parkender Lastwagen (nepal.: Lorry) macht es mir einfach. „Dherai Lorry!“, rufe ich und zeige auf die hübsch dekorierten Fahrzeuge. *Dherai* umschreibt „eine große Menge“. Eine Wortverdoppelung bewirkt in Nepali eine Steigerung. Also korrigiere ich mich: „Dherai dherai Lorry.“

Asheems Augenbrauen rücken beängstigend weit zusammen. Aber er schaut nicht mich an, sondern starrt auf die Lastwagen. Meine Wortmeldung hat er gar nicht registriert, der endlose Konvoi absorbiert seine ganze Aufmerksamkeit. Dabei sollte er als Einheimischer mit ihrem Anblick vertraut sein. Wenn da jemand über die Kriegsbemalungen und Aufschriften wie „no fear“ staunen darf, dann wohl ich!

Einigen Lastwagen wurden mit rot-weiß-roten Absperrbändern Warndreiecke auf den Kühler gebunden, bei anderen prangen riesige Hakenkreuze auf der Karosserie und vielarmige Götter mit blauer Hautfarbe tanzen drumherum. Glocken und Hupen sind überall montiert und glitzerndes Brimborium spannt sich in Girlanden von den Seitenspiegeln über die Windschutzscheibe, sodass man sich wundert, wie der Fahrer noch die Fahrbahn erkennen kann.

Aber Asheems besorgter Blick gilt nicht dem Aufputz, sondern der kilometerlangen Parade der Ungetüme. Von der Passhöhe aus sieht man die weitausholenden Serpentinaen des Highways, der sich in ein bewaldetes Tal hinab windet. Der Bergrücken ist ergraut, als hätte es leicht geschneit. Zu beiden Seiten der Straße sind die Bäume wie mit einem Schimmelpilz überzogen. Durch die Äste hindurch blitzt Blech. So weit das Auge reicht, stehen Lastwagen, Stoßstange an Stoßstange. Was mich besonders irritiert: Sie haben die Motoren abgestellt und niemand hupt.

Rund einen Kilometer lang fahren wir an den Lastwagen vorbei. Dann stehen auch wir. Stau. Es fehlt der Asphalt, nur getrockneter Lehm formt tiefe Spurrillen. Das erklärt zumindest die staubige Überzuckerung der Landschaft. Wir fragen den Fahrer nach der Ursache des Staus. „Check Point“, sagt er und deutet auf die Lastwagen, die auf den Pass hinauf wollen. „Building road“, sagt er danach und zeigt in die Kolonne vor uns.

Ich hoffe nicht, dass sie die Straße erst bauen müssen. Aber nach einer Stunde Wartezeit, in der wir nicht einen Meter gefahren sind, bin ich mir nicht mehr so sicher. Inzwischen sind wir ebenso grau wie das Gebüsch am Straßenrand. Nur ab und zu, wenn sich die Lastwagenkolonne in Bewegung setzt und alle Dieselmotoren gleichzeitig röhren, pusten die schwarzen Abgaswolken den Lehmstaub aus unseren Gesichtern.

Das Beharren auf geschlossenen Fenstern habe ich ebenso aufgegeben, wie das Vorhalten meines Tuches. Es ist einfach viel zu heiß im Wagen, in dem bloß die *nepalesische Klimaanlage* funktioniert: sprich Fahrtwind oder Durchzug. Und wenn beide ausfallen, so tun es auch die fauchenden Auspuffrohre, die ein bisschen Wirbel in die Schwüle bringen.

Endlich geht es weiter. Es sieht nach Blockabfertigung aus. Nach einem halben Kilometer stehen wir wieder, während sich der Gegenverkehr ein Stück vorarbeitet. Allerdings verkürzen sich die Wartephasen bei jedem Stopp und wir schöpfen Hoffnung. Schließlich passieren wir die Schlüsselstelle. Ein Lastwagen der bergwärts fahrenden Kolonne ist offenbar ausgeschert

um zu überholen und dabei umgekippt. Wahrscheinlich hat er den Niveauunterschied der beiden Fahrbahnen übersehen. Denn während die Bergspur noch asphaltiert ist, liegt die Talspur ohne Belag fast einen halben Meter tiefer. Der LKW blockiert unsere Fahrbahn komplett. Um dem Hindernis auszuweichen, muss in der aufwärts stauenden Kolonne eine große Lücke geschaffen werden, da man nur an geeigneten Stellen den Absatz auf den Asphalt überwinden kann. Und welcher nepalesische Lenker hält freiwillig einen Abstand von einigen Hundert Metern, wo er doch selbst endlich weiter fahren möchte? Eben. Bis sich die Erkenntnis durchsetzt, dass sich ohne diesen Abstand überhaupt niemand mehr bewegt, braucht es seine Zeit. Die Schaffung der Lücke dauert nochmals so lange. Ein Glück, dass wir diesen Abschnitt nur einmal passieren müssen!

„Zurück fliegen wir“, sage ich zu Markus. Zum jetzigen Zeitpunkt kann ich ja nicht ahnen, dass es anders kommen wird.

Die weitere Fahrt bis nach Daging verläuft unspektakulär. In diesem kleinen Ort am Ende der asphaltierten Straße kehren wir zum Essen ein. Es ist drückend heiß und wir würden uns gerne zu den Einheimischen auf die Holzbänke im Schatten eines Baumes setzen. Stattdessen werden wir in einen stickigen Raum mit Polstersessel geführt.

„More nice“, sagt der Wirt und zeigt auf die Lederimitate aus Plastik, auf denen wir kurze Zeit später festkleben. Alle sind überzeugt, uns das Beste zu bieten, also bleibt uns nichts anderes übrig, als mitzuspielen.

„Raamro“, bestätigen wir deshalb auf Nepali. Mit diesem Wort lobt man Schönes und Gutes, vom Wetter bis zum Wohlbefinden, ein hübsches Mädchen ist genauso „raamro“ wie ein tosender Wasserfall, ob eine Mahlzeit schmeckt oder ein Vogel anmutig zwitschert: raamro!

CAR - TREKKING

Der Weg, den wir nach dem Essen einschlagen, ist zwar beeindruckend, aber alles andere als raamro. Reste von Asphalt bilden kleine Inseln, die mit scharfkantigen Rändern über einem Schlammmeer thronen.

Vor einem umgefallenen dünnen Bäumchen bleiben wir stehen. Es blockiert die Fahrbahn. Ein Nepalese hockt unweit davon im Schatten einer Tanne auf einem Plastikschemel und blickt zu uns her. Er macht einen gelangweilten Eindruck. Schwerfällig stemmt er sich hoch und tritt zu unserem Auto. Anstelle einer Begrüßung oder eines Wortes streckt er die Hand aus. Ebenso wortlos zählt unser Fahrer drei Banknoten hinein.

Der Mann schiebt das Geld in den Hosenbund und wendet sich ab. Zurück bei seinem Schemel zieht er mithilfe einer drahtähnlichen dünnen Schnur, die über einen Ast der hohen Tanne gespannt ist, das blockierende Holz in die Senkrechte. Das war demnach kein umgefallener Baum, sondern ein Schlagbaum! Da ich weder das nepalische Wort für Wegelagerer noch für Maut gelernt habe, werden wir nie erfahren, wofür der Obolus bezahlt wurde. Für den Erhalt der Straße sicherlich nicht. Sie ist in einem unfassbaren Zustand. Ohne die enorme Bodenfreiheit und das Allradgetriebe des Landcruisers kämen wir den Berg nie hinauf. Wir schleudern im Inneren des Wagens hin und her und holen uns blaue Flecken. Nicht einmal der Fahrer, der sich immerhin mit beiden Händen am Lenkrad festkrallen kann, kommt ungeschoren davon. Bei einer Bodenwelle rammt er sich die Sonnenblende in die Stirn.

Asheem hingegen schläft.

Ich traue meinen Augen kaum. Oder ist er bewusstlos? Sein Kopf pendelt derart ungestüm von links nach rechts, dass ich fürchte, sein Genick könnte gebrochen sein. Da erweckt ein schriller indischer Klingelton unseren Träger wieder zum Leben. Nach dem Kurztelefonat schläft er sofort weiter. Schade, ich hätte ihn gerne gefragt, wozu wir fast tausend Höhenmeter auf einen Berg hinauffahren, wenn unser Zielort doch tief unten im Tal liegt.

„Weil es hier heroben angenehm kühl ist“, mutmaßt Markus.

Das stimmt. Die Bananenpalmen sind hohen Pinien gewichen, die mit langen Nadeln im Nebel nach Tropfen stochern, um sie dann wie Perlen aufzuspießen. Ein Windhauch genügt und die glitzernde Pracht fällt zu Boden und verbindet sich mit dem Lehm zu einem schmierigen Film. Wir schlingern, rutschen, spulen und driften. Asheem schnarcht im Takt des langsamen Scheibenwischerintervalles, als läge er in einer gemütlichen Wiege, er schaukelt hin und er schaukelt her.

Ich beobachte ihn fasziniert. Während meine Muskeln vor Verkrampfung brennen, ist sein Körper entspannt und völlig den Bewegungen des Autos hingegeben. Asheem ist ein hübscher Junge, seine Gesichtszüge erinnern mich ein wenig an den Schauspieler Jonny Depp mit dunkel geschminkten Augen als Pirat im Fluch der Karibik. Die kohlrabenschwarzen Haare sind so dicht, dass sie wie eine Bürste gerade vom Kopf abstehen. Asheem muss gestern noch beim Friseur gewesen sein, der Haarschnitt sitzt perfekt, die Linie am Nacken ist wie mit einer Schablone ausrasiert. Unter der Haut am Kinn und über der Oberlippe lauern Bartstoppeln, auf den Wangen ist nicht viel Haarwuchs zu erkennen. Nepalesen besitzen generell weder dichte Bärte noch neigen sie zu Glatzen. Vielleicht hängt das eine ja mit dem anderen zusammen. Eine Art evolutionäre Kompensation bei europäischen Männern?

Plötzlich schlägt Asheem die Augen auf und sieht mich direkt an. Ich fühle mich ertappt und wende schnell den Blick ab. Die Röte schießt mir ins Gesicht, bevor ich mein Tuch über den Kopf ziehen kann. Hoffentlich deutet er das Ganze nicht falsch! Aber in Nepal ist das Phänomen der lüsternen europäischen alten Weiber, die sich einen jungen Adonis für die Urlaubszeit mieten, noch kein Thema. Asheems Blick ist unschuldig, eher besorgt. Ich atme erleichtert auf. Der Wagen knallt in ein Schlagloch und schüttelt die peinliche Situation durcheinander. Wir haben den Bergkamm überwunden und holpern ins dahinterliegende Tal hinunter.

„Car-Trekking“, sage ich, nur um etwas Unverfängliches gesagt zu haben und Asheem greift das Wort begeistert auf. Er wiederholt es immer wieder und tippt es schließlich als sms in sein Handy.

Ab nun ist die Atmosphäre im Wagen viel gelöster. Asheem lacht und scherzt mit dem Fahrer, als habe jemand eine große Last von ihm genommen. Offenbar hatte er sich gesorgt, wie wir auf den Zustand des Weges (das Wort Straße ist hier eindeutig fehl am Platz) reagieren würden. Humor hatte er wohl nicht erwartet. Obwohl dieser in Anbetracht der Alternativen (Verdross, Empörung, Aufregung, Beschwerde, Boykott und zu Fuß gehen) die vernünftigste Art ist, mit der Situation fertig zu werden. Schlaf ist unter diesen Umständen leider nur den Nepalesen vorbehalten.

Ich klammere mich an die Rückenlehne von Markus Sitz und versuche zu erspähen, wohin die Reise geht. Gefühlsmäßig befindet sich der Wagen in einer Art Kopfstand oder kurz vor der Erprobung eines Überschlags. Aber wir stecken nur einem Hohlweg, der wie ein trockenes Bachbett aussieht. Ausgewaschene Steine und Felsklötze, von jedem Füllmaterial befreit, sorgen dafür, dass wir wie auf einer Waschrumpel abwärts hüpfen. Ich frage mich, wie das die Reifen aushalten. Unten am Abhang angekommen, sinken wir tief in den Morast des

ausgeschwemmten Erdreichs und schlingern weich und angenehm dahin. Entspannt lehne ich mich zurück, da die Strecke in dem Stil weitergeht.

Plötzlich ein unerwartet harter Stoß, gefolgt von einem lauten Zischen. Der Reifenplatzer, mit dem ich schon seit Stunden gerechnet habe. Mitten im Niemandsland, auf Wegspuren, die wohl kaum je von einem Fahrzeug benutzt werden. Hoffentlich haben wir einen Ersatzreifen dabei!

Der Fahrer flucht, stöhnt und schwitzt als er die Muttern öffnen will. Er kniet im Schlamm, hebelt mit dem Schraubenschlüssel, während ich die Gunst der Stunde nutze und hinter einer Bananenpalme verschwinde. Riesige Schmetterlinge umgaukeln mich. Eine tropische Freilufttoilette. Nur das Rascheln im dichten Laub unter meinem Hintern macht mich nervös. Dusche ich vielleicht eine Schlange?

Ich bin rasch fertig. Umso mehr verwundert mich, dass auch der Reifen bereits gewechselt ist. Und dass fremde Leute herumstehen. Offenbar ist dieser Weg gar nicht so einsam. Es gibt einen regelrechten Stau. Hinter uns wartet ein Bus, vor uns ein Lastwagen und das aneinander Vorbeikommen in diesem Hohlweg ist eine Kunst.

Weiter geht es in ein breites Tal hinab, wo wir auf eine Straße treffen, die diesen Namen auch verdient. Es ist die Normalroute nach Arughat, auf der auch die Busse verkehren. Der „Weg“ über den Bergrücken war eine Abkürzung, die sich aber nur auf die Luftlinie beschränkt. Ich bin sicher, wir wären auf der befestigten Fahrbahn dem Fluss entlang nicht nur schneller, sondern auch materialschonender unterwegs gewesen. Die angekündigten sechs Stunden Fahrzeit sind nämlich schon weit überschritten.

Aber egal. Heute müssen wir ja bloß mehr eine Unterkunft finden. Das sollte in Arughat kein Problem sein. Im Gegenteil. Im Reiseführer steht, man solle sein Zimmer hier genießen, denn es würde für Wochen (!) das komfortabelste sein.

Im Reiseführer steht auch, dass man bis zum Ende der Straße fährt. Deshalb wädhnten wir uns schon ein paar Mal am Ziel, aber nun, als das Auto ohne ersichtlichen Grund einfach stehen bleibt, kapieren wir nichts. Asheem und der Fahrer müssen uns mehrmals zum Aussteigen auffordern. Wir fürchten eine weitere Zwangspause, vielleicht gibt es Tee oder eine Polizeisperre.

Es ist fürchterlich heiß und gleichzeitig drückend schwül. Im Auto hatten wir wenigstens den Fahrtwind, hier unter der prallen Sonne steht die Luft. Was tun wir hier?

Asheem macht sich an unserem Gepäck zu schaffen. „Arughat“, sagt er schließlich, „road finish“. Die Straße vor uns straft seine Worte Lügen, noch dazu ist sie in einem weit besseren Zustand als viele lange Kilometer davor. Diskutieren ist zwecklos. Ein dünner Holzbalken hängt waagrecht über der Fahrbahn. Der Kassier daneben sieht enttäuscht zu, wie wir die Rucksäcke schultern. Aus Frust über das entgangene Geschäft, zieht er den Schlagbaum nicht hoch, sondern lässt uns wie Dressuraffen darüber klettern.

VON NUN AN ZU FUß...

Ich bin überhaupt nicht aufs Gehen eingestellt. Meine Glieder schmerzen von der langen Fahrt, meine Füße stecken in dünnen Turnschuhen ohne Profilsohle und mein Sonnenhut ist irgendwo im Rucksack vergraben. Mir rinnt der Schweiß in Strömen und ich habe unsäglichen Durst.

Nur der Gedanke an die bevorstehende Dusche in einer schönen Unterkunft treibt mich vorwärts. Die ersten Häuser kommen in Sicht. Keines sieht aus wie ein Hotel. Müll türmt sich überall, vermischt sich mit dem Morast der Straße, ein buntes Konglomerat aus Plastik, Steinen und Hühnerscheiße. Ich vermeide den Blick auf mein Schuhe, die ich eigentlich als „Hausschuhe“ mitgenommen habe. Mir graust beim Gedanken, der Dreck könnte oben hinein rinnen. Nur ja nicht Ausrutschen!

Endlich ein Gebäude am Straßenrand mit einer kleinen überdachten Terrasse und roten Plastiksesseln. Auf einer Theke stehen Cola- und Mineralwasser-Flaschen aufgereiht. Ich lasse meinen Rucksack auf ein blankes Fleckchen Betonboden gleiten. Asheem bleibt verwundert stehen.

„Rest“, sage ich, „I need a rest!“ Mehr als zehn Minuten sind wir nicht gegangen. Aber mir ist viel zu heiß, um mich zu schämen.

Als auch Markus seinen Rucksack abstellt, tut es uns Asheem widerwillig nach. Wir machen ihm klar, dass wir unsere Rucksäcke umpacken, andere Schuhe anziehen, den Sonnenhut suchen, die Wanderstöcke ausfahren und etwas trinken müssen, bevor wir weitergehen können.

WIE WEIT SIND ZWEI STUNDEN?

Neben dem Kiosk ist ein Brunnen und ich halte den Kopf darunter. Die nassen Haare unterm Sonnenhut werden mir etwas Kühlung verschaffen. Es muss an die 40° Grad im Schatten haben. In Kathmandu hatte es schon über 30°, die Stadt lag aber 800 Meter höher!

Ich leere einen Liter Mineralwasser in mich hinein und habe das Gefühl, das es postwendend aus allen meinen Poren wieder heraus kommt. Der Durst bleibt ungestillt.

Bevor ich den schweren Rucksack hieve, frage ich Asheem, wie weit es bis zur nächsten Unterkunft sei. Er deutet auf die Theke hinter uns und nennt das desolate Gebäude „hotel“. Das „für Wochen komfortabelste Zimmer“ haben wir uns anders vorgestellt! Ich ändere meine Frage und erkundige mich nicht nach der nächsten sondern nach der besten Lodge. Asheem zeigt wieder auf die Theke.

Markus und ich stöhnen gleichzeitig auf. Dann schultern wir die Rucksäcke und gehen weiter. Vorbei an einer Schule, über eine kleine Brücke, dann stapfen wir durch eine Müllhalde einen Hang hinauf, der sich als Straßenböschung erweist. Wir sind auf dem Hauptverkehrsweg angelangt. Autos, Motorräder und Busse hupen uns an. Sogar Geländefahrzeuge voller Touristen überholen uns, während wir am Fahrbahnrand dahintrotten. Ich bin einer ersten Sinnkrise nahe. Die Hitze, der Dieselsingestank, der Müll und keine Erlösung in Sicht. Zwei Stunden Fußmarsch bis zu einer Unterkunft seien es, sagte Asheem. „Only two hours“. Markus und ich schweigen. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, dass auf so einer Reise nicht gejammert werden darf. Wenn man wochenlang auf engstem Raum unter widrigen Umständen aufeinander pickt, wäre es fatal den Partner als Kummernummer zu missbrauchen. Jeder muss selbst mit seinen Problemen fertig werden. Das Sprüchlein vom geteilten und halbierten Leid ist nämlich Schwachsinn. Das Beklagen der (nicht zu ändernden) Umstände führt in eine Negativspirale, die auch die schönen Momente mit nach unten zieht. Das konnten wir schon oft bei anderen Reisenden beobachten. Dann gesellt sich zur

verstopften Toilette und dem harten Bett noch Beziehungsstress dazu und fünf Wochen Urlaub mutieren zum Albtraum.

Also versuchen wir gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Das klingt dann etwa so: stakst man durch Hühnermist freut man sich ob der vielen frischen Eier, die es hierzulande geben muss; quält man sich durch tropische Hitze, schätzt man sich glücklich, die mitgeschleppten Daunenschlafsacke nicht ausrollen zu müssen. Wäre es kühler, gäbe es die prachtvollem riesigen Schmetterlinge nicht, und so weiter.

Am besten ist jedoch, man hält einfach den Mund.

Wir haben die letzten Häuser Arughats hinter uns gelassen. Nichts hatte den Anschein eines Hotels geweckt. Sollte Asheem Recht behalten? Zur Sicherheit fragen wir nochmals nach der Wegzeit. Immerhin sind wir schon 40 Minuten gegangen.

„Two hours“, lautet die überraschende Antwort.

Ich weise Asheem milde lächelnd darauf hin, dass er dasselbe bereits vor geraumer Zeit gesagt habe. Er windet sich, die Begründung für seine Schätzung will ihm nicht über die Lippen.

Es dauert, bis ich sein Dilemma endlich kapiere: Wir sind derart langsam unterwegs, dass er neu kalkulieren musste. Aber diese Erklärung könnten wir womöglich als Beleidigung auffassen und er will es sich mit uns nicht verderben. Schließlich sind wir seine Chefs.

Ich biete ihm eine Brücke an. „Bisthaarai“, sage ich grinsend und zeige abwechselnd auf Markus und mich. Asheem schaut erst verdutzt, als er das nepalesische Wort für „langsam, gemächlich“ hört, senkt dann den Blick und nickt kaum wahrnehmbar.

TROPENKLIMA

Nun, der Tag ist noch lang und zwei Stunden Fußmarsch an sich kein Problem. Wenn nur diese schwüle Hitze nicht wäre! Ich hatte bislang keine Möglichkeit meine Kleidung zu wechseln, trage daher noch die warme Hose und das dickere T-Shirt. Markus scheint weniger darunter zu leiden.

Dennoch bleibt er kurze Zeit später an einem einladend aussehenden Häuschen stehen. Ein blumenreicher Innenhof, der von halbhohen Mauern gebildet wird, im ersten Obergeschoß eine überdachte Terrasse, mit einem großen Tisch und vielen Stühlen im verheißungsvollen kühlen Schatten. Beiderseits der Terrasse gemauerte Wohnbereiche, durchbrochen von großen Fenstern. Ein Schild verspricht Zimmer mit Bad. Nur der Besitzer, der im Garten an den Blumen schnipselt, ist offensichtlich nicht an Gästen interessiert. Er würdigt uns keines Blickes, obwohl wir am Eingangstor warten. Asheem ist kurzfristig verschwunden und wir können nicht einfach abzweigen, sonst verlieren wir uns.

Je länger ich in der Sonne stehe und die schattige Terrasse anstarre, desto fester ist mein Entschluss. Als Asheem kommt, will er es gar nicht glauben, dass wir schon aufgeben und fragt verwundert zweimal nach, bevor er den Typ im Garten auffordert uns die besten Zimmer zu zeigen. Es sind schlichte Zimmer, bestehend aus 2 Betten, einer wackligen Kommode auf der ein absturzgefährdeter Fernseher thront und einem Badezimmer. Nassraum wäre die treffendere Bezeichnung für den betonierten Raum mit einem WC westlicher Art und einer Dusche davor. Man könnte sie auch am Klo sitzend benutzen. Es gibt keine Kabine oder dergleichen. Das Wasser spritzt einfach auf den Boden.

Wir sind begeistert.

Ich stelle mich gleich mitsamt den Klamotten unter die Dusche, vom Schweiß waren sie ohnehin nass. Damit gehe ich auch dem Problem aus dem Weg, dass es keinerlei Haken oder Aufhängevorrichtungen für ein Handtuch oder frische Sachen gibt. Die Klobrille ist keine Option. Also trockne ich mich im Zimmer ab.

Was ich dabei nicht bedenke: die Luftfeuchtigkeit ist derart hoch, dass die kleine Pfütze, die ich am Boden zwischen unsren Betten hinterlasse, auch am nächsten Tag noch da ist, obwohl wir beide zigmal hineingetreten sind und das Nass verteilt haben.

Die Wäsche würde ebenso wenig trocknen, wenn ich sie nicht zur Kühlung anbehalten hätte. So sitze ich jetzt im Schatten auf der Veranda und ersehne mir einen Lufthauch.

Unter der Brüstung beginnen Reisfelder, die in zahlreichen Stufen zum Fluss hinabsteigen. Es ist der Budhi Gandaki, dem wir in den kommenden drei Wochen fast bis zur Quelle hinauf folgen werden. Selbst hier herunter im Tiefland ist sein Wasser noch vom Schmelzwasser der Gletscher milchig trüb. Ich stelle es mir erfrischend kühl vor. Wenn nur der Weg bis zu seinem Ufer nicht durch die Sonnenglut führen würde!

Markus flucht unter der Dusche.

Als er endlich auf der Terrasse erscheint, frage ich ihn nach dem Grund.

„Kein heißes Wasser“, murmelt er und ich bin mir nicht sicher, ob er es ernst meint oder ob er mich auf den Arm nehmen will. Die Dusche war bachelwarm, viel zu warm für meinen Geschmack. Ich schwitzte ja noch unterm Wasserstrahl weiter.

Asheem bringt uns die Speisekarte und setzt sich zu uns. Mit einem Schreibblock wartet er auf unsere Bestellung. Später serviert er uns das Essen und räumt danach das Geschirr ab. Den Hausbesitzer bekommen wir nie zu Gesicht, selbst die Abrechnung läuft über Asheem. Offenbar übernimmt ein Träger nicht nur das Gepäck, sondern auch die Lakaienrolle und ist der Vermittler zwischen Gastwirt und Tourist. Das ist neu für uns. Bei unserem letzten Nepalaufenthalt vor zwölf Jahren endete der Dienst des Trägers mit der Ankunft in der Lodge und setzte sich erst mit dem Abmarsch am nächsten Tage fort. Asheem hingegen lauert wie ein ergebener Diener und ist sofort zur Stelle, wenn er glaubt, es könnte uns der Sinn nach einer Cola stehen. Daran müssen wir uns erst gewöhnen.

Am späten Nachmittag, nachdem wir uns etwas akklimatisiert haben, wandern wir durch die Reisterrassen zum Fluss hinunter. Es ist nur ein kleiner, enger Pfad, der sich zwischen den hohen Stufen der Felder windet. Trotzdem ist er voller Müll. Ich versuche darüber hinweg zu sehen und mich auf das Lichtgrün der jungen Reispflanzen zu konzentrieren. Aber der Weg ist rutschig und feucht, stellenweise von Wasser geflutet und so muss ich wohl oder übel den für mich scheußlichen Anblick ertragen. An manchen Stellen bilden Plastik- und Stofffetzen regelrechte Pfropfen. Erst bei diesem Wort dämmert mir etwas und ich schaue bewusst hin: Es sind tatsächlich Pfropfen. Sie regeln die Wasserzufuhr für die einzelnen Felder. Früher, in der Vorplastikära, wurde wahrscheinlich Blattwerk, Lehm oder Stroh dafür verwendet, heute erleichtert der Fortschritt das Dichten der unzähligen Verzweigungen in dem ausgeklügelten Bewässerungssystem.

Am Flussufer gibt es nur eine Attraktion: die kühle Brise, die vom kalten Wasser ans Land schwapppt. Wir hocken auf den großen, runden Bachsteine, die die gespeicherte Tageshitze wie Herdplatten abstrahlen und starren in die milchig-braune Flut. Dieses Wasser hat den Weg, der noch vor uns liegt, schon hinter sich gebracht, ist hundert Kilometer weit von den Gletschern auf über 5000 Metern Höhe bis hier herab nach Arughat geflossen. Wie lange so

ein Wassertröpfchen wohl dafür gebraucht hat? Während ich solche Überlegungen nachhänge, schickt sich Markus an, auf einen Flusstein zu springen, der als steile Insel aus der Gischt ragt. Man sieht schon an der grünlichen Oberfläche, dass er furchtbar glitschig ist und ich flehe Markus an, vom Vorhaben abzulassen. Vergebens. Schon hechtet er mit einem Satz auf den Felsen, federt den Sprung weich ab und klebt wie ein Frosch auf der Spitze des Bollens.

„Hier es kühler“, brüllt er mir durch das Tosen des Flusses zu.

Das lindert meinen Angstschweiß wenig. Ein kleiner Ausrutscher hätte genügt und – ich will nicht daran denken, sonst wird mich noch heißer.

„Musst du so ein Risiko eingehen?“, frage ich vorwurfsvoll, als er von seinem einsamen Thron wieder zurückgekehrt ist.

„Was für ein Risiko?“, fragt Markus erstaunt.

„Wenn du ins Wasser fällst –“, beginne ich eine Erklärung, aber er unterbricht mich.

„Ich falle nicht ins Wasser.“

„Bist du dir sicher?“

„Ich kann's dir beweisen. Soll ich noch mal - ?“

„Nein!“ Diesmal schneide ich ihm das Wort ab.

Er grinst.

Kurz vor Sonnenuntergang sind wir zurück in unserem Zimmer. Ich brauche gleich wieder eine Dusche.

Morgen müssen wir früh aufbrechen, um der ärgsten Hitze zu entgehen. Spätestens zu Mittag sollten wir die nächste Unterkunft erreichen. Mir ist schleierhaft, wie ich bei 40° einen Rucksack durch die Gegend schleppen soll. Ich beginne umzupacken, alles Schwere kommt in Asheems Rucksack, bei mir verbleibt nur Voluminöses: Daunenjacke, Anorak, wattierte Überhose. Darüber der Bikini, das Handtuch und 2 Liter Trinkwasser. Eine eigenartige Mischung.

Plötzlich ist es stockdunkel. Obwohl erst 18:00 Uhr. Aber in dieser geographischen Breite (wir sind hier ungefähr auf der Höhe der Sahara) gibt es keine Dämmerung. Sonne weg, Licht weg. Zum Glück ist Strom da, denn ich bin mit Umpacken noch immer nicht fertig. Wir haben viel Kleinzeug, angefangen von der Zahnseide bis hin zum Reserveakku für die Kamera in kleinen Plastikbehältern verstaut, Waschzeug, Geld, Nagelzwicker, Wäscheleinen, Seife, aber wo zum Teufel ist der Labello? Wir sind nur am Suchen und am Wühlen. Mittlerweile habe ich die kleine Solar-Taschenlampe gefunden, die uns das Leben erleichtert.

Draußen auf der Terrasse gehen die Energiesparlampen an. Ein großer Schatten torkelt über den Tisch und stürzt hinter den Stühlen ab. Eine Fledermaus? Vorsichtig pirschen wir uns an. Flapp, flapp tönt es vom Boden her, als würde man mit einer Zeitung auf den Beton schlagen. Plötzlich sehen wir zwei Augenpaare im Schein der Taschenlampe. Große, ockerfarbene Kreise mit dunklen Pupillen blicken zurück. Sie schielen. Es sind keine echten Augen, die da auf den Flügeln des Nachtfalters prangen, sondern nur Imitate zur Abschreckung. Obwohl die schiere Größe des Insektes bereits Feinde abhalten müsste. Mit 25 cm Spannweite ist das der größte Schmetterling, der uns je lebendig untergekommen ist. Rasch holen wir den Fotoapparat. Die Eile war unnötig, der Falter ist völlig entkräftet; anstatt zu fliegen, hebt er mit einem Flügelschlag nur kurz vom Boden ab und fällt gleich wieder zurück. Mit den sinnlosen Flatterversuchen ruiniert er seine filigranen Flügel. Sie besitzen eine wunderschöne Zeichnung. Die Grundfärbung bildet ein warmes Braun mit Übergängen zu Orange. Einige

dunkle Linien, eingerahmt in weiße Streifen, malen Kreisbögen an den Flügelansätzen, als würden sie kleine Fächer aufspannen. Die vier „Augen“ sind symmetrisch verteilt und lenken vom dicken, mit einer Art Pelz besetzten Körper in der Mitte ab. Auffällig sind auch die Fühler, die wie Antennen aus dem Kopf wachsen.

Nachdem wir genügend Fotos geknipst haben, versuchen wir den Falter in Sicherheit zu bringen. Am Boden könnte man leicht auf ihn treten. Asheem kommt dazu und ist uns behilflich. Doch das Insekt widersetzt sich allen Rettungsversuchen und verkriecht sich schließlich unter einem Türspalt ins unbenützte Nebenzimmer. Für eine Nacht ist es dort geschützt.

Asheem wedelt mit der Speisekarte, dem eigentlichen Grund seines Erscheinens. Wir müssen das Frühstück bestellen. Die Auswahl ist groß, letztendlich entscheiden wir uns für Hafer-Porridge und einer Tasse Milchtee.

Um welche Zeit?

6:30 Uhr. Schließlich haben wir Urlaub.

Asheem versteht den Scherz nicht, nickt nur und geht.

Wir legen uns auf die Betten. Die Luft ist immer noch unangenehm warm, und obwohl wir alle Fenster weit geöffnet haben, zieht es nicht durch. Ich decke mich mit dem feuchten Handtuch zu und lausche in die Nacht. Das stete Rauschen des Flusses wird vom schrillen Zirpen der Zikaden überlagert, das Geräusch kommt wie in Wellen, wird lauter, fast unerträglich wie das Kreischen einer Kreissäge und ebbt dann wieder ab. Ich liege völlig entspannt und genieße den Augenblick. Endlich bin ich angekommen. Am Beginn einer langen Reise, eines unbekanntes, sicherlich anstrengenden Abenteuers. Ich freue mich darauf. Die nächste Welle der Zikaden rollt heran. Sie nimmt mich mit –

4. Tag, Samstag, 28.9.2013

Blitz und Donner wüteten in der Nacht, Regen fiel mit gewaltigem Rauschen, ohne jedoch merkliche Abkühlung zu bringen. Die Hitze wurde bloß klebriger.

Erst gegen Morgen zu strich eine kühle Brise über meinen schweißnassen Körper.

Es ist kurz nach fünf Uhr früh, als auf der Veranda die Plastikstühle hin und her gezerrt werden. Der Lärm von über rohen Betonboden schleifenden Stuhlbeinen schreckt mich aus dem Schlaf. Wer zum Teufel veranstaltet um diese Zeit so ein Sesselrücken? In der fahlen Dämmerung kann ich die Silhouette einer Frau erkennen, die mit einem Gummiwischer das Wasser vom Boden schiebt. Der nächtliche Regen hat sich in einer großen Lacke, die silbern unterm Tisch ruht, gesammelt. Ich zähle mit, 8-mal Stühle wegziehen, 8-mal Stühle wieder zum Tisch stoßen. 16 Lärmphasen, danach nur mehr das deutlich leisere Schschsch des Gummis und die tapsenden nackten Fußsohlen der Frau.

Um 6:00 wecke ich Markus, der von der Putzerei nichts mitbekommen hat.

„Wenn ich schlafe, schlafe ich.“

Die Hitze hat ihn genauso wenig gestört, wie der Lärm. Beneidenswert.

BERGVERNEINUNG

Auf der Terrasse erwartet mich eine herrlich frische Morgenluft. Ich beuge mich über die Brüstung, blicke zum immerwährenden rauschenden Fluss hinab. Nebelbänke schweben über den Reisfeldern, als wollten sie einen Sicherheitsabstand zu den grünen Spitzen halten. Mein Blick folgt dem Flusslauf taleinwärts, bis sich Palmenwipfel über dem Wasser schließen und die braune Flut verdecken. Jetzt gibt es nur mehr Grün. Im Leuchten der Reisfelder und im Dunkel von Baumgruppen, in der Glätte der Bananenstauden und in den zerzausten Wedeln der Palmen. Dunstfäden steigen aus dieser Üppigkeit auf, vergehen oder ballen sich kurzfristig zu kleinen Wolken, bevor sie in filigrane Gespinste zerfallen, löchrig werden und sich auflösen.

Richtung Norden nähern sich die Talflanken einander an, abwechselnd, wie Zahnradzacken greifen steile Bergrücken von links und rechts ineinander. Hinter dem letzten türmen sich schneebedeckte Gipfel, die Ausläufer des Ganesh Himal. Wenn ich die Gletscher durch das Fernglas nahe zu mir heran hole, wird der Gegensatz zwischen der tropischen Fruchtbarkeit hier herunter und der lebensfeindlichen Eiswelt dort oben noch krasser.

Als Asheem den Porridge serviert, stehen Markus und ich immer noch fasziniert an der Brüstung und schauen zu den rund 25 Kilometer entfernten Bergen.

Markus fragt unseren Träger nach dem Namen dieser Gipfel. Asheem sagt lapidar, ohne einen Blick in die angezeigte Richtung geworfen zu haben, „no mountain“.

Wir lachen, halten die Antwort für einen Scherz. Weil aber Markus partout wissen will, wie die weißen Spitzen heißen, schnappt er Asheem an der Schulter, dreht ihn mit dem Gesicht nach Norden und wiederholt eindringlich: „These mountains! Which name?“

Asheem beharrt stoisch auf seiner Aussage: „No mountain“.

Markus schaut mich hilflos an und mutmaßt schließlich: „Er versteht uns nicht“.

Es dauert eine Weile, bis wir nach dem Frühstück aufbrechen können. Das Packen geht uns noch nicht von der Hand, ständig sind wir am Suchen. In welchem Beutel ist die Sonnencreme, wo die Zahnpaste, ist das Wichtige (Brille, Fotoapparat, Hut, Labello) griffbereit?

Asheem hat sich gestern, als er plötzlich verschwunden war, einen Trageriemen beschafft. Dass unser, extra für ihn mitgebrachter Rucksack, zwei breite Schultergurten und einen Hüftgurt hat, stört ihn mehr, als dass es ihm behagt. Nepalesen sind es von Kindheit an gewohnt, Lasten über ein Stirnband zu tragen. Also zerrt er die beiden Hüftgurte auf der Rückseite des Rucksackes zusammen und fädelt ein blaues Nylonseil durch zum Glück vorhandene Schlaufen und bindet es am Ende an das Stirnband, das aus einem gefalteten Stück eines Reissackstoffes besteht. In die Schulterriemen schlüpft er trotzdem, dann kann er das Stirnband auch einmal lösen, ohne den Rucksack absetzen zu müssen. Denn das Stirnband zwingt den Träger zu einer bestimmten Kopfhaltung, in der er eigentlich bloß auf seine Schuhspitzen blicken kann. Nur mit gestrecktem Nacken und gerader Wirbelsäule lassen sich schwere Lasten heben, ohne körperlichen Schaden anzurichten. Wobei ich meine Zweifel daran habe, dass diese Art von Transport gesünder ist, als bei der Benützung eines Rucksackes nach westlicher Manier.

Unser erster Trekkingtag beginnt auf einer ebenen, lehmigen Straße recht gemütlich. Abgesehen von der Hitze, die sich leider schon um 8:00 Uhr wie ein drückendes, erstickendes

Tuch über die Landschaft legt. Die Schneeberge verschwimmen darüber zu einer flirrenden Fata Morgana.

Inzwischen haben wir auf der Landkarte nachgesehen und die Gipfel als Ganesh II, IV und VI identifiziert, mit Höhen zwischen 6900 und 7200 Metern. Aber offenbar reicht diese Information Markus nicht. Ich höre, wie er Asheem in ein Gespräch verwickelt.

„Asheem“, sagt er, „these mountains over there, are they Ganesh?“

„No mountains, Sir!“

„No mountains?“ Markus kann es nicht fassen.

„No mountains!“

Markus ändert seine Taktik.

„Is Everest a mountain?“

„Yes, Sir, *Mount Everest!*“

„Is Annapurna a mountain?“

„Yes, mountain!“

„Manaslu?“

„Mountain!“

„Ganesh?“

„No mountain, Sir!“

Sowohl Asheem als auch Markus fanden das Frage- und Antwortspiel zunehmend komisch, am Ende lachen beide. Das Missverständnis ist geklärt. Es gibt aus nepalesischer Sicht nur 14 „Mountains“ auf der Welt, alle Gipfel unter 8000 Meter Höhe sind demnach Hügel, nicht erwähnenswert.

Wir wandern durch eine bezaubernde Kulturlandschaft. Bis auf wenige Bäume, die die Ordnung durchbrechen, ist sie horizontal gegliedert. Reisterrassen lassen keine abschüssige, schräge Fläche zu. Es gilt jeden Wassertropfen aufzufangen und in die Becken umzuleiten. Die Begrenzungsmauern sind aus braunen Backsteinen aufgeschichtet, meist mit dunkelgrünem Blattwerk überwuchert. Sie fassen das zarte, aufstrebende Grün der jungen Reispflanzen mit kräftigen Konturlinien ein. Hier und da ragen glatte Felsblöcke aus dem wogenden Grün, wie von Künstlerhand in einem japanischen Garten platziert.

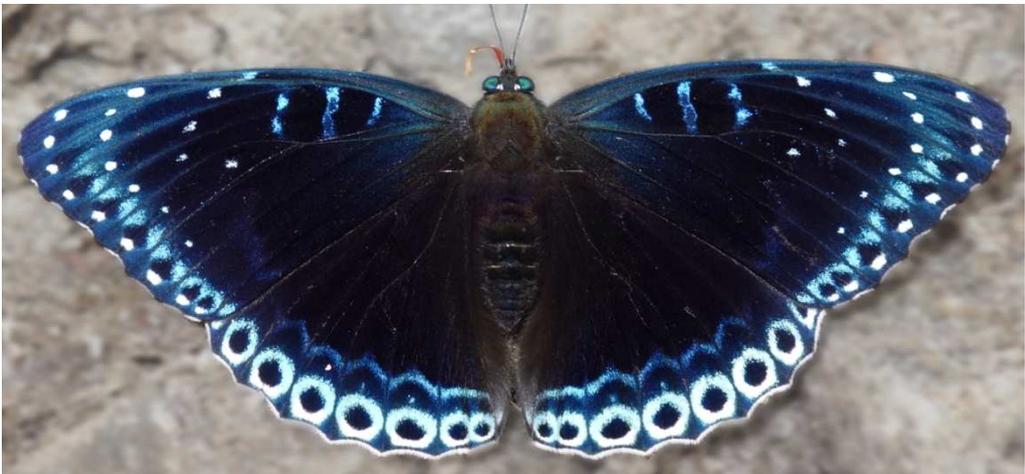
Gruppen von Kindern kommen uns entgegen. Ich bin überrascht, dass sie uns nicht ungestüm anbetteln, sondern artig die Hände zum nepalesischen Gruß vor der Brust falten und „Namaste“ flüstern. Wenn wir ebenso antworten, kreischen sie mitunter begeistert auf und setzen ihren Weg hüpfend und lachend fort, unsere Stimmen und Tonfall imitierend. Erwachsene sind scheuer. Meist huschen sie groß- und blicklos vorbei. Nur die Alten mustern uns neugierig und antworten auf ein *Namaste* mit einer gewissen Belustigung. Grüßen ist offenbar keine nepalesische Sitte. Die Einheimischen gehen aneinander vorbei ohne Notiz vom anderen zu nehmen. Selbst wenn Asheem einmal jemanden anspricht, tut er dies ohne einleitende Floskel. Bei uns wäre dies ein äußerst unhöflicher Akt.

Genauso befremdlich muss Asheem unser ständiges „Namaste“ erscheinen, er kichert schon im Vorfeld, wenn sich Kinder nähern. Irgendwann geben wir auf und fügen uns der nepalesischen Sitte. Lieber unhöflich, als eine Lachnummer zu sein.

no-mountains



aber dafür echte Schmetterlinge





Begegnungen



Die Frau arbeitet fleißig am zukünftigen Straßenbelag. Der öffentliche Bus wartet nicht so lange. Er fährt einfach mit Vollgas.



MEDIZIN-COLA

Nach gut einer Stunde Gehzeit erreichen wir das nächste Dorf, Arkhet Bazar. Im Schatten eines großen Baumes machen wir Halt und stellen die Rucksäcke auf der Steinmauer ab, die rund um den massiven Stamm geschlichtet ist. Gleich daneben sprudelt Wasser aus einem Brunnen und unter den Augen neugieriger Dorfbewohner halte ich meinen Kopf darunter. Von nassen Haaren verspreche ich mir etwas Kühlung.

Als ich zu Markus zurückkehre, sitzt er eigenartig verrenkt da. Auf mein Ansprechen reagiert er nicht, im Gegenteil, er wirkt wie ein Fremder, der mich weder hört noch versteht.

„Schatz!“, rufe ich besorgt, „Schatz, was ist los?“

Markus Körper krümmt sich erst nach vorne, dann plötzlich strecken sich die Beine und zucken eigenartig, während der Kopf nach hinten kippt. Sofort bin ich zur Stelle und fange ihn auf. Ich streiche über seine schweißnasse Stirn und rede auf ihn ein.

„Was ist los? Ist dir schlecht? Kann ich etwas für dich tun?“

Meine Worte bleiben ohne Wirkung, Markus ist weit weg.

Ich bekomme es mit der Angst zu tun. Asheem beobachtet uns mit zusammengezogenen Augenbrauen, ein Kreis erstaunt blickender Kindern hat sich gebildet. Ich fühle mich unendlich einsam unter all den Fremden.

„Schatz bitte antworte mir,“ flehe ich, „du machst mir große Sorgen!“

Endlich höre ich seine Stimme, wenn auch nur ganz schwach.

„Schwindlig“, glaube ich zu verstehen.

Ich helfe ihm, sich etwas gemütlicher hinzulegen. Da erst bemerke ich, dass wir auf einem Heiligtum sitzen, dem Thron einer hinduistischen Götterfigur. Schauen deshalb alle so feindselig? Wieder bemühe ich mich, zu Markus Bewusstsein vorzudringen, während Schreckensszenarien durch mein Hirn geistern, vom Schlaganfall bis zum Infarkt.

„Bitte“, sage ich in Gedanken zu dem elefantenköpfigen Gott, „bitte lass es nur ein Kreislaufproblem sein!“

Markus kommt langsam wieder zu sich, seine Bewegungen wirken kontrollierter. Die Stimme ist dennoch dünn und zittrig.

„Schlecht“, sagt er und man sieht ihm an, dass das Sprechen Mühe bereitet. „Mir ist schwindlig und schlecht.“

Erleichtert gebe ich Asheem ein ok-Zeichen, es sei die Hitze, erkläre ich und bitte ihn um eine Coca Cola. Er gibt das Kommando an die starrende Kinderschar weiter, Hektik bricht aus, sie stieben in alle Richtungen davon und kehren kurz darauf mit enttäuschten Gesichtern und leeren Händen zurück.

Das gibt es doch nicht! Im Laden gegenüber sehe ich doch die Limonadenflaschen stehen.

„No Coca Cola“, bekomme ich zur Antwort, „Pepsi Cola.“

Als hätte ich keine anderen Sorgen, her mit dem Getränk!

Endlich ist die Flasche da, das Problem mit dem Verschluss lösen Asheem und ich mit roher Gewalt an der Steinkante des Götterthrons und dann werden wir Zeugen einer Wiederbelebung. Mit jedem Schluck kehrt mehr Farbe in Markus blasses Gesicht zurück. Bald ist er fähig, aufzustehen und zum Brunnen zu gehen, um sich am Wasser abzukühlen.

Asheem beobachtet Markus argwöhnisch. Die Sorge ist nicht aus seinem Blick gewichen. Wahrscheinlich fragt er sich, wie er mit uns wohl jemals über einen 5100 Meter hohen Pass kommt, wenn wir schon nach einer Stunde in der Ebene schlapp machen. Ich verstehe seine

Bedenken. Mir ist schlagartig bewusst geworden, wie ausgeliefert wir hier sind. Natürlich haben wir eine Versicherung abgeschlossen, die uns im Notfall mit der Tiroler Flugrettung nach Hause fliegt. Aber wie das in einem abgelegenen Seitental tatsächlich funktionieren soll, ist mir ein Rätsel. Wir wären auf Asheem angewiesen, der irgendwie Hilfe oder einen Hubschrauber organisiert müsste. Ich würge den Gedanken ab. Es darf einfach nichts sein! Aber ein Rest von Unsicherheit bleibt zurück.

Als Markus soweit zu Kräften gekommen ist, dass wir weitergehen können, ist mir nicht ganz wohl. Mit jedem Schritt entfernen wir uns von der Zivilisation, von Straße und Telefon. Markus wischt meine Bedenken lachend weg. Er fühle sich wieder blendend, sagt er, er habe nur zu wenig getrunken und zuviel geschwitzt gehabt. Jetzt sei alles wieder gut. Misstrauisch zockle ich hinter ihm her. Der Weg führt uns von der Straße weg quer durch die Reisfelder. Wir balancieren über die schmalen, ziemlich hohen Steinmauern, die die Felder begrenzen. Vor lauter Konzentration auf Markus' Bewegungen, stolpere ich und wäre beinahe abgestürzt. Das ist der Zeitpunkt, ab dem ich mich wieder auf meine Gesundheit besinne und Markus Beteuerung, dass alles wieder gut sei, Glauben schenke. Jeder kann nur auf sich selber aufpassen. Es mag aufs Erste egoistisch klingen, aber wenn man bestmöglich auf die eigene Gesundheit achtet, hilft das dem Partner am meisten.

Asheem jedoch hat das Vertrauen ins uns – falls jemals eines vorhanden war – verloren. Mit Argusaugen verfolgt er unsere Schritte. Bei jedem größeren Absatz oder wackeligen Brücke bleibt er stehen und wartet, bis wir das „Hindernis“ gemeistert haben. Und wehe, es kollert ein Steinchen oder wir rutschen einen Zentimeter, schon entfährt ein besorgtes „Oh!“. Asheems „Ohs“ nerven und wir beginnen ihn zu parodieren. Er stolpert ja schließlich auch hin und wieder und dann rufen Markus und ich gemeinsam „Oh!“. Asheem findet das nicht witzig. Noch nicht. Aber es liegen fünf gemeinsame Wochen vor uns. Bis zum Schluss haben wir ihm das „Oh!“ sicherlich abgewöhnt. Hoffen wir zumindest.

Immer wenn ich an einem Bachlauf oder an einem Brunnen vorbei komme, mache ich mir die Haare, den Sonnenhut und den Stoff meiner Hosenrohre nass. Nur das T-Shirt muss aus Anstandsgründen trocken bleiben. Die feuchte Kleidung kühlt meinen Körper so weit ab, dass ich die Hitze erträglich finde. Mein seltsames Verhalten erregt Aufmerksamkeit seitens der Einheimischen und ich versuche verschämt allen Blicken auszuweichen. Einmal spricht mich ein Mann an und ich eile weiter ohne mich umzudrehen. Markus und Asheem sind schon vorausgegangen, weil ihnen meine permanente Duscherei lästig und wahrscheinlich auch peinlich war. Ich zweige vom Weg auf einen kleinen Hügel ab, um meinen Verfolger loszuwerden.

Von meinem Aussichtspunkt aus entdecke ich Markus und Asheem, die zu einer kleinen Holzbrücke absteigen. Ich zücke den Fotoapparat, da steht der Nepalese plötzlich neben mir. Er zeigt erst auf die Kamera, dann auf sich. Danach deutet er auf die Ziege, die er an einem Bündel mit sich führt und zuletzt auf die Brücke. Alles klar! Der Typ wollte nichts von mir, sondern möchte fotografiert werden. Mit seiner Ziege. Das arme Tiere scheut sich vor dem Abstieg zur Brücke und wird in der Folge einfach über den Schotter geschleift. Der Nepalese hat keine Zeit zu verlieren, er muss zum Fototermin auf die Brücke! Doch vor den Holzplanken mit den großen Zwischenräumen verweigert die Ziege, stemmt die Vorderfüße gestreckt gegen die letzte Stufe und bockt. Ängstliches Gemecker dringt zu mir hinauf, der Mann winkt, als bitte er mich um etwas Geduld. Dann nimmt er die Ziege an die kurze Leine, fasst sie mit der freien Hand am Schwanz und hebt damit ihr Hinterteil in die Höhe. Schubkarren-Fahren

nannten wir das als Kinder, nur dass wir einander an den Oberschenkeln packten und mit den Händen liefen. Ich knipse das Foto, steige zu dem wartenden Mann hinab und zeige ihm das Bild auf dem Display. Sichtlich zufrieden nickt er mir zu und verschwindet mit seiner Ziege im Dorf. Ich bleibe verduzt zurück. Was hatte der Mann nun davon? Er gab mir nicht einmal die Adresse, damit ich ihm einen Ausdruck zusenden könnte.

Hinter dem Dorf vereint sich unser schmaler Pfad wieder mit der Straße. Bis auf die Breite hat sie alle Attribute einer Fahrbahn eingebüßt. Erosion hat große Steine freigelegt und tiefe Rinnen ausgewaschen.

„Hier begegnet uns sicher kein Auto mehr“, sage ich zu Markus.

Just in dem Moment hören wir einen Dieselmotor röhren und ein Bus biegt um die Ecke. Er hält kurz vor der Steigung an, einige Passagiere verlassen das Fahrzeug, gehen im Gestrüpp in Deckung. Der Fahrer gibt Gas, nimmt auf dem kurzen ebenen Stück regelrecht Anlauf, bevor er über die Felsen rumpelt, dass die Funken fliegen. Kinder, die sich außen an die Karosserie klammern, juchzen vor Freude. Steine spicken, die Reifen drehen durch, Dreck fliegt in Brocken durch die Gegend, die Fahrgäste ducken sich in die Büsche. Dann ist der Bus oben angekommen und wartet, bis auch die Passagiere heraufgewandert und wieder eingestiegen sind. Mit einer schwarzen Abgaswolke verabschiedet sich der Bus und rollt Richtung Arughat weiter.

„Stimmt“, sagt Markus, „Autos fahren hier keine mehr. Nur öffentliche Busse.“

Kurz darauf erreichen wir Soti Khola. Es ist erst 11:00 Uhr. Da Asheem hier Mittagessen will, beschließen wir eine Trinkpause einzulegen. Einen Liter Wasser schüttele ich ex in mich hinein. Während ich am zweiten Liter nippe, studiere ich den Reiseführer. Bis zur nächsten Ortschaft sind es weitere zwei Gehstunden, hauptsächlich bergauf. Bei Soti Khola wird auf eine tolle Bademöglichkeit unterhalb eines Wasserfalls hingewiesen, der sich am Ende des Dorfes befindet. Ich denke an meinen Bikini im Gepäck und die Lust, heute noch in der ärgsten Hitze einen Berg hinauf zu marschieren, hält sich in Grenzen. Markus ist auch der Meinung, dass wir das Steilstück lieber morgen in der kühleren Vormittagsluft in Angriff nehmen sollten. Die Frage ist bloß, wie bringen wir das Asheem bei? Was denkt der von uns, wenn wir jetzt schon ein Nachtquartier suchen? Am Dorfeingang ist uns beiden ein Hinweisschild auf eine neue Lodge ins Auge gestochen. Vielleicht wäre das eine Option?

Wir beraten die vertrackte Situation. Eigentlich ist ja nicht einzusehen, weshalb wir uns scheuen unserem Träger mitzuteilen, dass er ab sofort Feierabend hat.

Ist es Scham?

Oder die Unlust die Pläne eines anderen zu durchkreuzen?

Vordergründig ist es das Gefühl, sich erklären zu müssen, vorausahnend, nicht verstanden zu werden. Zu groß sind die sprachliche und auch die kulturelle Barriere. Markus und ich sind es zudem nicht gewohnt, unsere Entscheidungen vor jemanden rechtfertigen zu müssen.

Letzteres ist der springende Punkt.

Gestern hatte ich die die undankbare Rolle, unserem Träger das frühzeitige Ende der Tagesetappe zu erklären, diesmal ist Markus an der Reihe. Als Argument schiebt er seinen Kreislaufkollaps vor. Es klappt. Asheem akzeptiert, wenn auch sichtlich enttäuscht.

Wir wollen uns gerade auf den Weg zur Lodge am Dorfeingang machen, da kommt Asheem mit eifrigem Gesichtsausdruck her. Hier gäbe es gute Zimmer, sagt er. Das bezweifeln wir

stark. Nicht einmal ein rostiges Hinweisschild kündigt davon. Aber hinter Asheem reihen sich die Familienmitglieder des Hausherrn auf und starren uns erwartungsvoll an. Asheem bittet darum, dass wir uns die Zimmer zumindest anschauen, bevor wir ablehnen. Als würde es für die Familie dann weniger schmerzlich sein! Aber Ehrlichkeit wäre unhöflich, also schlurfen wir seufzend hinter dem Hausherrn her, der uns über eine wacklige Holzstiege in den oberen Stock, direkt unters Wellblechdach führt. Hier herrschen Temperaturen wie in einem Backofen. Die winzigen Holzkästen mit Schlafpritschen zu beiden Seiten des Ganges gleichen Dörkkammern, mit nicht auszuhaltender stickiger Luft gefüllt. Noch bevor wir einen Blick in alle vier Zimmer gleichen Typs geworfen haben, stolpere ich mit hitzerotem Schädel hinunter und ins Freie. Ich muss nichts mehr erklären. Die Hausfrau hat vor Enttäuschung wässrige Augen bekommen.

Nur Asheem fragt nochmals nach: „Room no good?“

Damit unser Aufbruch nicht nach Flucht aussieht, lassen wir unsere Rucksäcke bei Asheem zurück und gehen zu dem schönen Hinweisschild mit der neuen Lodge zurück. Unter dem Schild ist jedoch kein Eingang. Etwas verwirrt betreten wir ein Rasengelände, auf dem gebaut wird. Maler, Maurer und Holzarbeiter sind beschäftigt und nehmen kaum Notiz von uns. Ich wende mich an den Ältesten und frage nach einem Zimmer.

„Room“, wiederholt er bedächtig und schüttelt dabei langsam verneinend den Kopf.

Eine Frau tritt hinzu und berät sich mit ihm. Danach zeigt sie auf eine Doppelreihe grüner Zelte am Flussufer. Wir folgen ihr.

Auf kleinen betonierten Plattformen sind hausähnliche Zelte aufgestellt, mit jeweils zwei Feldbetten und frischen Laken ausgestattet. Es gibt zudem ein Innenzelt aus einem Moskitonetz, das dicht verschlossen werden kann. Vom rauschenden Fluss her steigt eine kühle, frische Brise herauf.

Wir sind begeistert. Die Vermieter offenbar weniger. Sie beraten noch und wollen wissen, wo sich unser Gepäck und unser guide befinden. Ihr Misstrauen ist eigenartig.

Als wir mit Sack und Pack und unserem Träger zurückkommen, druckst Asheem komisch herum. Er sagt, er werde lieber bei der Familie am Dorfende schlafen. Uns ist es egal. Wir richten uns gleich im Zelt häuslich ein. Die Matratzen sind nagelneu und weich!

NATURBAD / FARBBAD

Mit dem Bikini und meinem Handtuch mache ich mich auf die Suche nach der im Reiseführer erwähnten Badestelle. Markus begleitet mich, allerdings ohne Badehose. Hinter dem Dorf – es ist unvermeidlich, dass wir an der verschmähten Lodge vorbeikommen – tobt ein wilder Bach in einer Schlucht. Die Wasserfälle haben tiefe Becken ins Gestein gespült, darin brodeln die Gischt wie in einem Whirlpool.

Leider ist der Platz bereits von nepalesischen Jungs besetzt, die sich kreischend im Wasser balgen. Wir klettern einen Absatz weiter hinauf, aber dort gibt es nur ein Kiesbett mit viel zu starker Strömung. Über der Schlucht türmen sich dunkle Wolken, Donner grollt in der Ferne.

Geduldig warte ich, bis sich die Jungs ausgetobt haben. Die Sonne verschwindet in den Wolken, eine kühle, feuchte Luft schwappt aus der Schlucht. Ich spüre Tropfen.

Die Burschen haben uns schon längst erblickt, räumen aber den Platz nicht, sondern beginnen zu rauchen. Jetzt ist meine Geduld dahin. Ich ziehe mich um, wickle mich in mein Handtuch und klettere über die glitschigen Felsen mitten durch ihre Gruppe hindurch und

gleite langsam ins Wasser, während ich das schützende Handtuch auf einem Stein am Ufer zurücklasse. Ich spüre die irritierten Blicke. Sollen sie doch schauen! Frauen haben auch ein Recht auf Vergnügen. In ihrer Kultur wahrscheinlich nicht, denn sie starren mich an, als käme ich direkt vom Mond. Sie vergessen auf ihre Zigaretten, die allmählich verglimmen, weil die offenen Münder nicht an ihnen ziehen. Der Regen wird heftiger und ich beende die Vorstellung. Der Rückweg durch die Gruppe ist wie ein Spießrutenlauf, auch wenn es nur Blicke sind, die mich streifen. In diesem Moment wäre ich gerne ein bildhübsches junges Mädchen. Aber ich könnte deren Mutter sein und ich bin mir sicher, dass es keine bewundernden Blicke sind, die auf mir kleben.

Dasselbe Gefühl beschleicht mich, als ich an den Bauarbeitern vorbei zu den Duschkabinen gehe. Obwohl ich von den Schultern bis zu den Knien hinunter in mein Handtuch gehüllt bin. Lautes Geschrei ertönt, als ich die Türe hinter mir schließen will. Soll ich etwa offen lassen und wie in einem Schaufenster duschen? Nein, es war ein Missverständnis. Tür und Rahmen sind frisch gestrichen. Ich muss warten, bis die Farbe trocken ist. Und aufs Klo kann man auch nicht? Ein Maler wird verjagt.

Ich betrete vorsichtig den Raum. Eine nigelnagelneue Toilette westlicher Art steht da. Schneeweiß. Also ursprünglich war sie das. Farbspritzer haben sie verunstaltet. Die Klobrille ist braun gesprenkelt, ebenso die Wand dahinter. Vom Spülkasten rinnt zähflüssige Farbe herab, braune Streifen hinterlassend. Sogar in der Klomuschel innen ist ölige Farbe, schwimmt auf dem Wasser, bildet einen braunen Uferrand. Wenn ich nicht wüsste, dass es bloß Farbe ist!

Nachdem ich gespült habe, klappe ich den Klodeckel herunter, damit nicht noch mehr Unheil vom Maler angerichtet werden kann. Ich traue meinen Augen kaum, als ich den Deckel sehe. Der Maler muss versucht haben, den runden Farbabdruck des Kübels, der darauf gestanden hatte, abzuwischen. Es sieht aus wie eine Schmiererei mit Fäkalien. Echt Scheiße! Was werden sich zukünftige Touristen denken?

Als ich eine halbe Stunde später in die Dusche darf, bietet sich mir das gleiche Bild. Wände und Boden sind voller Farbspritzer. Markus holt sich braune Fußsohlen und schüttelt angesichts des Klos angewidert den Kopf. Der Farbton ist wirklich täuschend echt.

Während wir darüber rätseln, weshalb Nepalesen etwas Neues derart verhunzen können und es nicht einmal bemerken, taucht Asheem mit der Speisekarte auf. Wohnt er jetzt doch hier? Wir werden aus seiner kryptischen Antwort nicht schlau und beginnen zu spekulieren. Vielleicht haben wir unwissentlich eine Regel gebrochen, in dem wir eigenständig und ohne seine Hilfe ein Quartier bezogen haben. Es wäre möglich, dass er nur dann günstig oder gratis übernachten kann, wenn er die Touristen mitbringt und nicht umgekehrt.

„Asheem, musst du hier fürs Schlafen bezahlen?“, fragen wir ihn.

Er nickt scheu.

„Wir geben dir das Geld“, versichern wir ihm, weil wir nicht wollen, dass ihm unseretwegen Mehrkosten entstehen. Schließlich muss er für seine Kost und Logis selbst aufkommen.

Die Nacht wird herrlich. Das unermüdliche Tosen des Flusses vermittelt den Eindruck von Kühle, auch wenn diese nicht wirklich vorhanden ist.

4. Tag, Sonntag, 29.9.2013

Allmählich kehrt Routine in die morgendliche Packerei ein und wir kommen zeitig in der Früh weg. Just in dem Moment, als wir die Lodge, die Asheem uns gestern zum Übernachten vorschlug, passieren, schaut die Hausherrin heraus. Irgendwie fühle ich mich schlecht, die Begegnung ist mir unangenehm. Aber sie winkt freundlich und grüßt.

Gleichzeitig ertönt hinter uns ein schrilles Rufen. Ein kleiner Junge, völlig außer Atem kommt uns nachgerannt. Ich verstehe nicht, was er will.

Asheem übersetzt: „Das Schloss vom Zelt ist weg.“

Das kann nicht sein, denn ich habe das Minivorhangschloss, das durch die Reißverschlussösen gefädelt werden konnte, absichtlich am Zelt eingehängt zurückgelassen. Der Junge schüttelt den Kopf. Asheem will die Sache aufklären, aber es ist wohl besser ich gehe selbst.

Ich rechne – während ich dem Jungen hinterher eile, wie oft ich diese Strecke nun schon gegangen bin. Es handelt sich um ein mieses Wegstück, voller Schlamm und rutschiger Passagen zwischen tiefen Wasserlacken. Jetzt ist es das achte Mal und ich komme mir reichlich blöde vor, denn die Gesichter am Straßenrand sind immer dieselben und sie schauen mich stets fragend an. Normalerweise zieht ein Tourist nur einmal vorüber.

Das Schloss befindet sich tatsächlich nicht mehr am Zelt. Ich bin verwirrt. Die Aufräumfrau und noch weiteres Personal stehen herum und schauen mich auffordernd an. Um wenigstens irgendwas zu tun, beginne ich in meinem Rucksack zu kramen, im Zelt unter die Betten zu kriechen, dazwischen immer wieder übertrieben die Achseln zuckend.

Mir ist das Verschwinden ein Rätsel. Vielleicht will man auf diese Art Geld für ein neues Schloss erpressen?

Jetzt stellen sich auch noch die Handwerker im Halbkreis auf, ich fühle mich wie vor einem Tribunal. Nun, es bleibt mir nichts anderes übrig, als mich freizukaufen. Wie viel mag so ein Schloss kosten? Ich rechne mit einer unverschämten Forderung, während ich die Geldtasche zücke. Das Personal ist überfragt. Der Hausherr wird geholt. Dieser hat von der ganzen Aufregung noch gar nichts mitbekommen und als ihm erklärt wird, dass ich das Schloss verschlampt habe und dafür bezahlen wolle, zieht er das gesuchte Ding beschämt aus seiner Jackentasche. Die Frauen beschimpfen ihn aufs Wüste und wenden sich danach mir zu, um sich zu entschuldigen. Ich kann sie gerade noch davon abhalten, vor mir auf die Knie zu fallen. Dennoch werde ich getätschelt, gestreichelt und verzagt angelächelt. Die Situation ist grotesk, denn auch ich würde mich am liebsten entschuldigen, für mein Misstrauen und für meine Unterstellung, sie handelten erpresserisch.

Als ich meinen Rucksack schultere, halten mich Hände fest. Die Frauen suchen nämlich in der Küche nach irgendeiner Wiedergutmachung, die sie mir mitgeben könnten, aber ich lehne dankend ab.

Nur der kleine Junge, der mich zurückgeholt hat, hat eine gute Idee. Er zeigt mir einen Schleichweg zwischen den Häusern, auf dem ich den Matschweg und die ewig gleich erstaunten Gesichter umgehen kann. Er muss meine Gedanken gelesen haben.

Der Schleichweg endet in einem Garten. Ich klettere über eine kleine Mauer und stehe – manchmal ist das Schicksal grausam - im Hinterhof der von uns verschmähten Lodge. Wie ein Dieb husche ich durch einen Korridor und hoffe, niemand zu begegnen. Als ich vor der Haustüre auf den Matschweg einbiege, trifft mich fast der Schlag. Dort sitzt die Hausherrin am Straßenrand!

Zum Glück ist sie so sehr mit ihrer Arbeit beschäftigt, dass sie nicht sehen konnte, wie ich aus ihrem Haus kam. Gemeinsam mit zwei anderen Frauen klopft sie Steine. Das ist eine typische Frauenarbeit, wie ich sie bereits in Indien und in Indonesien beobachten konnte. Weibliche Personen, angefangen vom jungen Mädchen bis zur Greisin, hocken am Boden, umringt von einem Kranz großer Steine oder Felsbrocken, die wahrscheinlich von Männern oder Eseln herbeigeschleppt worden sind. Vor sich haben die Frauen einen Haufen grobschottrigen Kies, den sie selbst erzeugt haben. Das Werkzeug dazu ist simpel. Ein schwerer Hammer genügt. Mitunter wird eine Art Ring verwendet, in dessen Zentrum die Steine fixiert werden können. Der Ring besitzt einen Stiel, der die Finger aus der gefährlichen Nähe des Hammerschlages bringt. Dennoch sehe ich viele blaue Flecken, verkrustete Wunden und geschwollene Gelenke.

Warum diese schwere Arbeit in Asien ausgerechnet den Frauen zufällt, ist mir ein Rätsel. Vielleicht, weil sie so streng ist?

Der fertige Kies wird später in grobe Leinensäcke gefüllt und für den Straßenbau verwendet. Immer wieder sind wir an Kiesdepots vorbeigekommen, wo die Säcke gestapelt auf ihre Verarbeitung warteten. Meist lagerten sie schon lange dort, die Säcke aufgeplatzt, der Inhalt verstreut. Der Anblick tat mir weh, da diese offenkundige Verschwendung (oder war es nur Gleichgültigkeit?) von der Geringschätzung der harten Frauenarbeit zeugt. Wenn der Kies nichts wert ist, dann wird für die Frauen auch nicht mehr als ein geringes Taschengeld herauspringen; und dafür schlagen sie sich die Finger kaputt.

TIERISCHER VERKEHR

Hinter dem Dorf spannt sich eine lange Hängebrücke über den Fluss, in dem ich gestern badete. Jetzt ist endgültig Schluss mit motorisierten Fahrzeugen. Anstelle von Auspuffgasen atmen wir nun den Dampf frisch gefallener Pferdeäpfel ein. Besonders an den Widerlagern der Hängebrücken häufen sich die Tierexkreme. Auf den betonierten Plattformen, bei denen das schwankende Gitter beginnt, stehen Urinpfüten, von der Hitze sirupartig verdickt, garniert mit Kot in allen Stadien der Zersetzung. Dass die Viecher vor den Hängebrücken Angst haben ist verständlich. Zwischen den Gitterspalten im Boden glitzert das Wasser und normalerweise scheuen sowohl Pferd als auch Esel vor einem „offenen“ Untergrund. Die Kuhgitterroste auf unseren heimischen Alpen basieren auf dieser Angst. Dass die Mulis dennoch eine Überquerung wagen, hat nichts mit nepalesischen Genen, sondern vielmehr mit der rohen Gewalt zu tun, denen sie ausgesetzt sind. Da fliegen Steine, dort wird mit Holzprügeln auf sie eingedroschen, hier ein gezielter Fußtritt. Ist das Tier einmal auf der Brücke, so beeilt es sich das rettende andere Ufer zu erreichen. Aber das Traben lässt die Brücke schwanken und die Mulis bekommen panische Augen. Es ist ratsam, sich nicht gleichzeitig mit ihnen auf der Brücke zu befinden.

Auch auf den schmalen Bergpfaden sind Begegnungen mit den Tragetieren nicht ungefährlich. Asheem hat uns gleich zu Beginn des Trekkings eingeschärft, immer bergseitig zu warten, bis der Konvoi der Lastenträger vorbei ist. Angeblich habe es schon schreckliche Unfälle gegeben, wenn Touristen von einem Kanister oder sonstigem großen Gepäck in die Schlucht katapultiert worden sind. Ein Esel kennt nur seine Körperbreite und geht unbeirrt weiter, selbst wenn er zwei riesige Tonnen auf dem Buckel trägt. Außerdem schert ihn das

Leben eines Touristen herzlich wenig. Obwohl gerade Touristen zur Verbesserung seiner Haltungsbedingungen beitragen. Drakonische Prügelstrafen oder sinnloses Eindreschen auf die Mulis führen nämlich keineswegs zur Bewunderung der nepalesischen Männer, sondern zur Entrüstung. Vor allem ausländische Frauen empören sich gerne und solidarisieren sich mit den Tieren. Dieses Verhalten, wenn auch seitens der Nepalesen völlig unverständlich, könnte dennoch nachhaltige Wirkung zeigen.

Ich zumindest bilde mir ein, dass die Einheimischen zu kleineren Steinen, fast schon Steinchen greifen, wenn ich in der Nähe bin.

Auf der anderen Seite kann ich die Ungeduld der Muli-Treiber auch verstehen. Oft haben sie zehn oder mehr Tiere und wenn das eine oder andere einfach stehen bleibt, stockt die Kolonne. Die Wege sind zu schmal, um sich an ihnen vorbei zu drängen, also bleiben nur Schreie, Pfiffe oder eben gezielte Steinwürfe, um das streikende Vieh wieder in Bewegung zu setzen.

Schwierig ist auch, eine Karawane zu überholen. Markus und Asheem befinden sich irgendwo weit vor mir, weil ich ja durch die Schloss-Affäre aufgehalten worden bin. Nun versuche ich an einer Gruppe von Eseln vorbei zu kommen. Sehr zum Ärger des Nepalesen, der aufs Steinewerfen verzichten muss, solange ich mitten unter den Tieren bin.

Es ist ein ungutes Gefühl, sich von hinten einem Huftier zu nähern. Vorsichtshalber stupse ich es sanft mit dem Wanderstock in den Hintern, bevor ich unter ständigem Zureden zum Überholen ansetze. Kaum erblickt mich das Tier in den Augenwinkeln, wozu es die Augen wie geisteskrank verdreht, beschleunigt es seinen Schritt und lässt mich nicht vorbei. Ich bin inmitten der Karawane gefangen und muss mittrotten, bis der Weg einmal breiter wird. Immerhin trägt meine Anwesenheit im vorderen Drittel dazu bei, dass die Kolonne als gesamtes schneller ist und der Nepalese hinten entspannt ein Liedchen pfeift.

Zwischen den Reisfeldern ist der Pfad schmal, weil er zu beiden Seiten von Mauern begrenzt wird. Der Esel vor mir blickt angestrengt nach rechts, wo die Pflanzen vereinzelt über den Steinwall ragen. Sie haben bereits Körner angesetzt und stehen kurz vor der Ernte. Eine kurze Bewegung mit dem Kopf und schon hat das Tier eine Reispflanze samt Wurzel abgerupft, ohne den Schritt verlangsamt zu haben. Mein Schimpfen (ich habe Angst, dass wegen des Mundraubs Steine fliegen könnten) stört es nicht. Genussvoll mahlen die Kiefer den Stängel zu Brei. Wie ein grünes Soletti verschwindet die Reispflanze im Maul des Esels. Nach einigen Metern fällt der abgenagte hölzerne Strunk mit dem Wurzelballen zu Boden. Danach äugt der Esel wieder ins Reisfeld. Mich hat er vergessen. Ich nutze die Gunst der Stunde und dränge mich links vorbei. Endlich!

Hinter der nächsten Wegbiegung warten Markus und Asheem auf mich. Trinkpause. *Liding* heißt die Raststation, die aus zwei Limonadenshops besteht. Obwohl ich die kühle Cola willkommen heiße, so frustriert mich doch der Anblick der gemächlich vorübertrötenden Eselkarawane, die ich soeben überholt hatte. Das war wohl nicht zum letzten Mal.

Im Schatten der beiden Teehäuser rasten auch menschliche Lastenträger. Es sind vor allem sperrige Güter, die von nepalesischen Männern transportiert werden. Mich packt die Neugier und ich versuche mit meinem spärlichen Nepali-Wortschatz einen der Träger auszufragen. „Wie viele Kilo?“, sage ich und deute auf das eingerollte Bündel Wellblech, welches gut zweieinhalb Meter in die Höhe ragt.

„Fünfundfünfzig“, lautet die stolze Antwort.



Warentransport nur mit Muskelkraft





Als ich beeindruckt: „Mann, sehr stark“ sage, bricht Gelächter unter den Trägern aus.

„Bis wohin, dieses?“, radebreche ich weiter.

„Lho“, sagt der schwächliche Mann, dem man solch eine körperliche Leistung nie ansehen würde.

„Lho“, wiederhole ich bedächtig und zeige dabei auf Markus und mich.

Die Träger nicken wissend und lachen. Alle Touristen wandern durch Lho auf dem Weg zum Pass. Wir werden uns in den nächsten Tagen noch öfters begegnen. Da das Eis nun gebrochen ist, frage ich den „starken Mann“, ob ich ihn neben seiner Last fotografieren dürfe. Er posiert etwas schüchtern und dreht verlegen sein Stirnband zwischen den Fingern. Ich mache es kurz und bedanke mich mit einer leichten, respektvollen Verbeugung.

Asheem hat die Szene beobachtet. Ich bin mir nicht sicher, ob er sich seiner Touristen schämt oder ob einfach nur überrascht ist. Die Skepsis in seiner Miene überwiegt jedenfalls. Er ist es gewohnt oder sogar darauf gedrillt, dass zwischen Ausländern und Einheimischen ein Abstand herrscht, allein schon durch die sprachliche Barriere. Nur er als unser Guide stellt das Bindeglied dar. Üblicherweise.

Als wir weitergehen, fragt mich Asheem vorsichtig, ob ich Nepali spräche. Ich kann meinen besten Satz anbringen, den ich zuhause grammatikalisch perfekt auswendig gelernt habe.

„Nein, ich spreche nur ein bisschen Nepalesisch.“

Das sitzt. Asheem sieht mich erschrocken an. Vielleicht fragt er sich, welche Unterhaltungen, die er in unserer Gegenwart mit Einheimischen geführt hat, von mir verstanden worden sind? Sicherlich war nichts davon für unsere Ohren bestimmt.

Wie zum Test redet er auf mich ein. Ich verstehe kein Wort. Asheem wirkt erleichtert und beginnt ab nun mit dem Vokabelunterricht. Ich muss Nepali-Wörter für Schmetterling, Schlamm, Wasserfall, Stein und Weg solange wiederholen, bis er mit der Aussprache zufrieden ist. Das Spiel gefällt ihm. Später prüft er wie ein Oberlehrer mein Wissen ab und ist enttäuscht, wenn nur die Hälfte hängen geblieben ist.

In der Wortliste spiegelt sich das Landschaftsbild wieder. Der Weg ist entweder schlammig oder als Steintreppen in den Felsen gehauen, abhängig vom Freiheitsgrad des Wassers, das entweder in Reisterrassen gefangen werden kann, oder senkrecht von den Talflanken herab fällt. Ein abwechslungsreicher Mix aus horizontaler und vertikaler Gliederung. Steil ist es immer. Manchmal sind die Reisfelder nur knapp einen Meter breit und man kann sich kaum vorstellen, dass es sich lohnt für die wenigen Halme eine zwei Meter hohe Mauer aufzutürmen. Aber ohne diese wasserzurückhaltende Funktion der Terrassenanlagen wäre Landwirtschaft hier unmöglich. Die Erosion hätte alles Fruchtbare längst schon in den Fluss hinabgespült und nur der nackte Fels wäre übrig geblieben. Oder Gestrüpp, das sich selbst auf kargen Schotterrinnen oder schmalen Felsbändern festkrallen kann.

Es gibt einige schluchtartige Abschnitte in dem Tal, wo bis auf den Weg keine menschliche Einwirkung erkennbar ist. Ein grünes, tropisches Inferno. Der Pfad ist glitschig, aus dem Blätterdach tropft es, Moose wuchern auf modrigen Stämmen, Lianen ersticken ihre Wirtsbäume, exotische Früchte rotten auf dem Boden vor sich hin, durch ihren süßlichen Geruch wespenartige Insekten anlockend. Ein Paradies für Bluteigel und Schmetterlinge. Riesige, metallisch blau schimmernde Flügel flattern durch die dämmrige Feuchte, in die kein Sonnenstrahl eindringen kann. Das Blätterdach ist zu dicht. Von dort oben kommt nur das schrille Zirpen der Zikaden, als würden hunderte Kreissägen ein Loch zum Himmel schneiden wollen.

Mitunter öffnet sich der schwüle Hohlweg zu einem lichten Bambushain, der den Blick auf ein Bächlein freigibt, das von einem felsigen Bassin zum nächsten springt, von zitronengelben Faltern umgaukelt. Das klare Quellwasser lädt förmlich zum Trinken ein, aber es ist lauwarm und ich bleibe vorsichtshalber beim Schluck aus der Plastikflasche. Wer weiß, was in dieser üppigen, von Leben strotzenden Umgebung alles haust? Das Schöne und das Hässliche liegen so nahe beieinander. Die farbenfrohesten Schmetterlinge hocken auf den Kothaufen der Esel, im Strömungswirbel unterhalb des malerischen Wasserfalls drehen sich leere Chipspackungen im Kreise, aus dem schlammgefüllten Flaschenhals einer Cola wächst eine langstielige Orchidee.

Trotz aller Faszination der unwaldartigen Passagen sind mir die Felspfade lieber. Da ich mittlerweile schwindelfrei bin, kann ich ihre Ausgesetztheit genießen. Vor zwölf Jahren, bei unserer Annapurna-Umrundung, musste ich mich ängstlich auf den Weg konzentrieren und durfte den Blick ja nicht in den Abgrund schweifen lassen. Und auf den Hängebrücken stellte ich mich störrischer an als die Esel.

Jetzt leidet nur mehr Asheem, der mir ständig das nepalesische Wort für „gefährlich“ vorkaut. Ich weigere mich, es zu lernen.

Vor uns gibt es einen Stau. Zwei Muli-Karawanen kreuzen sich. Wir drücken uns mit dem Rücken in eine Felsnische und lassen die Tiere an uns vorüber ziehen. Es ist erstaunlich, wie die Mulis – oder Esel – oder kleine Pferde (der Leser möge mir mein Unwissen verzeihen) die steilen Treppen bewältigen. Vor allem abwärts stellen die hohen Tritte eine echte Herausforderung dar. Die schweren Lasten schieben zusätzlich nach vorne und die Tiere versuchen dann quer oder diagonal zu den Stufen hinabzusteigen. Angst flimmert in ihren großen Augen und ihre Flanken zittern vor Anstrengung. Zu meinem Mitleid gesellt sich schlechtes Gewissen, als ich erkenne, dass sie leere Coca-Colakisten transportieren.

Bald darauf erreichen wir Lapubesi, unseren heutigen Zielort. Aber es noch viel zu früh, nicht einmal 11:00 Uhr, daher beschließen wir zur nächsten Ortschaft, Khanibesi, weiterzugehen. In der Karte ist dort ein Hotelsymbol einzeichnet. Asheem schätzt, dass wir rund eineinhalb Stunden benötigen werden.

Die Männer mit den Wellblechrollen haben uns wieder eingeholt. Obwohl sie einen ganz anderen Rhythmus gehen – sie laufen mit ihrer schweren Last so schnell sie können und setzen sie dafür alle paar hundert Meter ab, um zu verschnaufen und ihren Rücken zu strecken – haben wir insgesamt dasselbe Tempo. Mein Spruch vom „starken Mann“ hat sich noch nicht abgenutzt und sorgt weiterhin für Gelächter.

Zu den Wellblechrollen sind vier Tafeln hinzugekommen. Männer schleppen jeweils eine dicke Platte (oder sind es mehrere zu einem Paket verschnürte Bretter?) im Maß von ca. eineinhalb mal zwei Meter. Die Träger erinnern mich an Blattschneiderameisen, die ihre unhandliche Beute auf dem Rücken transportieren und bei jedem Lufthauch schwanken. Für die Männer sind die Windböen tatsächlich gefährlich, da die ausladenden Tafeln eine große Angriffsfläche bieten. Auf einem ausgesetzten Pfad könnten sie durch einen kräftigen Windstoß regelrecht aus der Wand segeln und in der Schlucht landen.

Nach zwei weiteren Stunden Fußmarsch frage ich Asheem hungrig, wann wir endlich Khanibesi erreichen. Außerdem tun mir die Füße weh. Für heute hätte ich eigentlich genug. Asheem schaut verstört. Khanibesi? Er zeigt nach hinten. Zu den drei Häusern hinauf, die sich

am Bergrücken vor dem Himmel als Silhouette abzeichnen. Wir befinden uns am Talboden, gut hundert Höhenmeter tiefer. Ein Bergsturz hat einst die Schlucht versperrt, den Fluss aufgestaut und mit Geröll verfüllt. Jetzt mäandriert das Wasser ausgiebig über die Kiesfläche und wir können endlich einmal in der Ebene gehen.

„Hast du dort oben ein Hotel gesehen?“, frage ich Markus, nachdem ich ihm mitgeteilt habe, dass wir Khanibesi verpasst haben.

Er schüttelt den Kopf. Da war nichts. Wir merkten ja nicht einmal etwas von einer Ortschaft.

„Wie weit ist es bis zum nächsten Dorf?“, wollen wir von Asheem wissen.

„Zweieinhalb Stunden“, lautet die ernüchternde Antwort.

Vier Stunden sind wir schon unterwegs, die Rasten nicht eingerechnet.

Asheem versteht unsere Missstimmung nicht. Wir haben den Eindruck, er versteht überhaupt nichts. Als wir zu ihm sagten, wir wollten heute nur bis Khanibesi, hatte er genickt und „Yes“ gesagt. Aber das tut er anscheinend immer, wenn er nicht kapiert, was wir meinen. Ich seufze und schaue ihn vorwurfsvoll an. Wenn ich hungrig und müde bin, kann ich unausstehlich sein. Asheem zuckt unter meinen Blick zusammen wie ein geprügelter Hund, der nicht weiß, wofür er bestraft wird.

Weil wir immer noch unschlüssig auf der Stelle verharren, flüstert Asheem „Khanibesi?“ und setzt zum Rückweg an. Er würde tatsächlich das Gepäck wieder den steilen Weg hinaufschleppen, auf dem er es gerade herunter getragen hat. Ohne Widerspruch.

Augenblicklich bin ich versöhnt.

„No“, stoppe ich ihn, „next village.“

Brav dreht er um.

Eine halbe Stunde später erreichen wir eine Verpflegungsstation für Mulitreiber, die mit uns das Geschäft des Tages macht. Vier hartgekochte Eier, zwei Rollen Kekse, drei Päckchen Mangosaft, zwei Cola und zwei Liter Trinkwasser. Asheem ist zum Festmahl eingeladen. Bescheiden nimmt er bloß ein paar trockene Kekse. Den Mangofruchtsaft muss ich ihm regelrecht aufnötigen. Cola verweigert er strikt.

UND TÄGLICH GRÜBT DIE BAUSTELLE

Am Nachmittag treffen wir müde in Machhakhola ein. Die schwüle Hitze ist eine ziemliche Belastung für den Kreislauf und wir sind froh, endlich im Schatten auf einem Stuhl zu sitzen. Noch lieber wäre mir sofort eine kalte Dusche, aber die muss erst noch installiert werden. Wir sind wieder einmal auf einer Baustelle gelandet. Von außen sah der Neubau schon fertig aus, aber unser Wunschzimmer im ersten Stock an der Gebäudeecke (schönere Aussicht und mehr Fenster zum Lüften als im Erdgeschoß) hat noch keine Armaturen. Das Waschbecken wird soeben montiert.

Markus ist dennoch zufrieden. Er habe gehofft, gesteht er, dass der erst vor kurzem begonnene Tourismus in dieser Region einen Bauboom auslösen würde. Und wir gerade zur rechten Zeit kämen, um in die nagelneuen Zimmer einzuziehen.

„Ein bisschen zu früh sind wir allerdings dran“, wende ich ein und denke dabei an den Zeitraum von Wochen.

„Wieso, das timing ist doch perfekt!“, widerspricht Markus.

Im oberen Stock scheppert es, Porzellan geht zu Bruch und Stimmen werden laut. Ein Nepalese wirft entmutigt den großen Schraubenschlüssel auf den Boden und verlässt das Haus. Sein Kollege ruft ihm nach. Vergeblich.

Bei einem „perfekten timing“ stünde ich jetzt unter der Dusche.

Ich wage, obwohl ich mir des falschen Zeitpunktes bewusst bin, den alleingelassenen Arbeiter zu fragen, wann das Bad fertig sei. Zu meinem Erstaunen antwortet er mit: „Jetzt“.

Das muss ich mit eigenen Augen sehen. Tatsächlich, alles ist montiert. Daneben herrscht natürlich Baustellenchaos: Maltakübel, Spachteln, Klebeband, Dübel und Bohrstaub verteilen sich auf den Fliesen. Dreckige Schuhabdrücke bilden eine graue Straße vom Bad an den Betten vorbei zum Gang. Aber ansonsten steht einer Dusche nichts mehr im Wege. Ich drehe am Wasserhahn. Ein heiseres Röcheln ertönt. Mehr als zwei, drei Tropfen hustet die Leitung nicht in den Staub.

Der Nepalese sagt, das Wasser käme bald. Es sei vorher schon einmal da gewesen. Zum Beweis zeigt er auf die schlammige Pfütze hinterm Klo. Ich solle mich zehn Minuten lang gedulden.

Während ich warte, holt der Arbeiter eine Flex und beginnt im Nebenraum Rohre abzuschneiden. Ein Höllenlärm, ein Knall, Stille. Erschrocken stürze ich auf den Gang hinaus. „Stromausfall“, sagt der Nepalese lapidar und legt die Maschine, aus deren verschmortem Kabelschaft schwarzer Rauch quillt, auf den Boden. Das Wasser könnte nun etwas länger brauchen, fügt er entschuldigend hinzu.

Wir haben einen Fehler gemacht, sage ich zu Markus.

Als Asheem uns nämlich mit der Speisekarte bedrängte, damit wir Mittagessen bestellen, vertrösteten wir ihn auf später. Zuerst wollte ich duschen.

Jetzt haben wir weder Wasser noch etwas zum Essen.

Der Arbeiter, der inzwischen von seinem Kurzurlaub zurückgekehrt ist, bietet mir eine Lösung an: Ich könne derweil im „common bath“ am Gang duschen. Seltsamerweise fließt dort Wasser. Drinnen ist es allerdings stockdunkel. Mangels Strom.

Das Warten wird öd. Markus begibt sich auf Fotosafari, ich halte die Stellung und suche im Wörterbuch nach den passenden Vokabeln. Leider hielt der Herausgeber die Sparten Hausbau, Installationen und Elektrotechnik bei einer Trekkingtour für entbehrlich.

Asheem, der auf einer Bank eingeschlafen war, wacht auf und sieht mich zerknirscht an. Er hat wegen seines Nickerchens ein furchtbar schlechtes Gewissen und will sich sofort nützlich machen. Nach einem Inspektionsrundgang im Gebäude kommt er mit der Erkenntnis zurück, alles sei fertig, es fehle nur mehr das Wasser.

Die Arbeiter hantieren mit Schläuchen, die als lange schwarze Plastikschlangen vom Speicher am Dach zur Dorfstraße hinabhängen. Die Frau am Dorfbrunnen wird angebrüllt, das Wasser abzustellen, sie schimpft zurück, da sie noch einen riesigen Berg Geschirr und einen Kübel voll Schmutzwäsche zu erledigen hat. Weiter oben im Dorf schreit ein Mann etwas von einem Hausdach und plötzlich schießt Wasser in die Rohrleitung. Die Arbeiter jubeln. Das Leck in der Verteilung sei endlich gefunden.

Bevor ich mich der langersehten Dusche hingebe, muss das Bad gesäubert werden. Ich fülle den Maltakübel mit Wasser und kippe ihn ins Klo. Doch der in die Klomuschel gefallene

Verputz ist bereits am Porzellan angetrocknet und lässt sich nicht mehr entfernen; es sieht so appetitlich aus wie versteinertes Kot. Und den Schlamm bringe ich ohne Fetzen oder Wischlumpen nicht von den Fliesen. Also rufe ich Asheem, damit er jemand vom Haus mit der Reinigung beauftrage.

Nichts passiert.

Allmählich ist meine Geduld am Ende. Ich will duschen!

Da kommt einer der Arbeiter und trägt eine äußerst gekränkte Miene zur Schau. Offensichtlich empfindet er es als unter seiner Würde, Frauenarbeit zu erledigen. Er sperrt sich im Bad ein und fuhrwerkt lautstark darin herum. Wasser rauscht, eine Bürste schrubbt über die Fliesen, es klingt nach Sauberkeit.

Als er schließlich sichtlich gedemütigt, mit triefenden Sandalen durch das Zimmer schlurft, bringe ich es nicht übers Herz, auf die Dreckspur am Boden zu deuten. Ich wische sie selber auf.

Dann aber ist der große Augenblick gekommen. Ich betrete das Bad. Wenn ich nicht mit hundertprozentiger Sicherheit wüsste, dass es neu ist, würde ich es nicht glauben. Was gestern die Maler mit ihrer Farbe angerichtet hatten, haben heute die Handwerker fertig gebracht. Das Glas des Spiegels ist blind, die Seifenschale zubetoniert, hellbrauner Fugenmörtel klebt auf der Klobrille, die Maltawurst liegt immer noch drinnen. Der Brausekopf ist so verbogen, dass das Wasser nur träufelt, der Schlamm auf dem Fliesenboden scheint sich für die Ewigkeit versteinert zu haben.

Und – der Wasserhahn röchelt.

Ich bin den Tränen nahe. Eingeseift, die Haare voller Shampoo stehe ich nackt in einem Kaff in Nepal, wo rundherum das Wasser aus der Landschaft quillt und bettle um ein Rinnsal.

Zum Glück kommt Markus von seiner Fototour zurück und alarmiert die Arbeiter von meinem bevorstehenden Tobsuchtsanfall. Zehn Minuten müsse ich warten, bis das Wasser wieder da sei, beschwichtigt man mich.

Die haben wirklich Glück, dass ich derart eingeseift nicht aus meinem Verlies hinaus kann!

Das Wasser rinnt schließlich, mit etwas Verspätung, allerdings nicht aus der Brause, sondern aus einem Hahn, der 50 Zentimeter überm Boden montiert ist. Ein bisschen niedrig für eine Haarwäsche. Aber da der Maltakübel noch herumsteht, kann ich diesen füllen und mir über den Kopf kippen. Ich bin danach ebenso sauber wie das Badezimmer. Nur beim Kämmen knirscht es und meine Schuppen sind schwer wie Beton.

Markus zeigt mir seine Fotos auf dem Display der Kamera. Ich erkenne nur den Schlammweg, über den wir ins Dorf gekommen sind und die steile Steintreppe, die zum unserem „Hotel“ hinabführt.

Was ist damit?

Grinsend reicht er mir die Visitenkarte unseres Hausherrn. Allein der Text mit Aufzählung der verfügbaren Annehmlichkeiten reizt mich nach meinem Duschabenteuer zum Lachen, aber die Wegbeschreibung toppt das Ganze: auf einer Skizze ist der Pfad von Arughat in Richtung Pass als „Mainroad“ beschriftet, die Abzweigung zum „Hotel“ als Nebenstraße.

Beim Abendessen, das eigentlich unser Mittagessen ist, zeigen wir Asheem im Kerzenschein (der Strom lässt noch auf sich warten) die Visitenkarte. Erst versteht er nicht, worauf wir hinauswollen. Dass in Nepal sechseinhalbtausend Meter hohe Berge keine „mountains“ sind, aber ein schlammiger Fußweg als „mainroad“ bezeichnet wird, findet er aber dann doch lustig.

KOMMUNIKATIONSPROBLEME

5. Tag, Montag, 30.9.2013

Morgens nach dem Frühstück bringt Asheem die Rechnung. Vom hohen Preis irritiert, schaue ich die Details genauer an und finde zwei „dhal bat“ (nepalesisches Nationalgericht) zu 500 Rupien. Erstens ist dieser Preis unverschämte hoch und zweitens haben wir kein dhal bat gegessen. Das kann nur Asheems Verpflegung gewesen sein. Offenbar hat er unsere gestrige Bemerkung, dass wir die für ihn anfallenden Mehrkosten übernehmen werden, als universell aufgefasst. Wir müssen mit ihm reden.

Asheem bekommt einen roten Kopf, als wir ihn mit der Rechnung konfrontieren und gibt zu, dass dies nicht nur sein Essen ist, sondern dass dafür auch noch der Touristenpreis verlangt worden sei. Er werde sofort mit dem Manager sprechen und das Essen selber zahlen, verspricht er. Wir wollen nicht kleinlich sein und sagen, dass wir diesmal sein dhal bat übernehmen, allerdings zu dem Preis, den er berapen müsste.

Was sich hier in ein paar Sätzen hinschreiben lässt, ist in Wirklichkeit viel komplizierter. Asheem scheint unser Englisch nicht zu verstehen, wenn es um solche Dinge geht. Wir zweifeln, ob er überhaupt Englisch kann, oder ob er einfach nur ratet und versucht Gedanken zu lesen.

Ich frage ihn deshalb: „Do you understand?“

Er antwortet selbstsicher mit: „Yes, madam.“

Ich sage: „I am sure, you do not understand!“

Die Antwort kommt zögernder: „Yes, madam?“

„Oje“, sagt Markus, „das wird schwierig werden.“

Asheems Blick wandert ängstlich zwischen Markus und mir hin und her.

Dann probiert er vorsichtig seine zweite Standardantwort „No, madam?“

Wir brechen Richtung Tatopani auf. Asheem bleibt zurück, er will noch irgendwas besorgen. Uns ist es recht, die Sprachprobleme schaffen eine angespannte Atmosphäre, wenn man gemeinsam unterwegs ist.

Hinter Machha Khola verengt sich das Tal wieder zu einer imposanten Schlucht. Der Fluss tost über schön geschliffene Felsen, seine Gischt besprüht das wuchernde Grünzeug mit glitzernden Perlen. Über dem Lärm des Wassers wogt das Gezirpe der Zikaden, ein schrilles Auf und Ab. Kaum zu glauben, dass die kleinen Insekten es schaffen, dieses Brausen, das von den Schluchtwänden widerhallt, zu übertönen. Wir müssen einander anschreien um uns zu verständigen.

„Hörst du die Zikaden?“, brüllt mir Markus ins Ohr.

„Nein, das Zirpen ist zu laut!“, schreie ich lachend zurück.

Der Weg ist mühsam, ständig geht es über Steinstufen bergauf und wieder zum Wasser hinab. Zudem sind wir gleichzeitig mit etlichen Muli-Karawanen unterwegs. Der Boden, auf dem wir wandern, ist daher im wahrsten Wortsinn beschissen. Daran ändern auch die vielen Wasserfälle nichts, an deren Fuß wir vorbeikommen. Sie verwandeln die Rossäpfel nur in klebrigen Gatsch.

Nichtsdestotrotz sind die Wasserfälle eine Augenweide. Jeder einzelne wäre selbst bei uns zuhause in den Alpen eine Sehenswürdigkeit. Mitunter haben die Bäche Wannan aus dem schwarzen Fels gewaschen, die einen Schnabel wie eine Sprungschanze formen. Das





Nicht alle Brücken sind vertrauenserweckend. Asheem eilt im Laufschrift darüber. Am Rucksack außen baumeln die 3 Colafflaschen.



Wasser wird weit darüber hinaus katapultiert und zerstiebt dann in einen glitzernden Vorhang, in dem alle Farben des Regenbogens aufleuchten. Kein Wunder, dass die Umgebung vor Nässe trieft. Moose und Flechten hängen in schweren Decken von den Felssimsen, Tropfen seilen sich an langen Fäden ab.

An den wenigen trockenen Stellen gedeihen Kakteen und lange goldene Gräser. Dort zeigt auch der Fels plötzlich ockerfarbenes Gestein, an dessen Fuß sich Bambuswälder wiegen.

Einmal führt der Weg über ein Geröllfeld, auf dem zimmergroße Blöcke liegen. Der Ausbruch, etliche Hundert Meter höher, ist gut zu erkennen: eine frische helle Wunde im schwarzen Gestein des Gebirges. Was muss das für ein Donnern und Beben gewesen sein! Die Felslawine hat den Garten eines kleinen Häuschens zur Hälfte verwüstet, das Gebäude selbst blieb unversehrt. Es wirkt in Relation zum Geröllhaufen winzig. Zu gerne würde ich die zwei Einheimischen im Garten fragen, ob sie zum Zeitpunkt des Geschehens zuhause gewesen sind. Aber dazu fehlt mir der nepalesische Wortschatz. Stattdessen bleibe ich an der Gartenmauer stehen und bewundere die Flechtarbeit des Mannes, der mit der Herstellung eines großen Tragekorbes beschäftigt ist. Kunstvoll schlingt er entrindete dünne Äste zu einer Art Matte. Als er mich bemerkt, bitte ich in seiner Sprache um die Erlaubnis für ein Foto. Vor lauter Überraschung nickt er.

SCHNÄPPCHEN-COLA

Kurz vor Tatopani hat Asheem zu uns aufgeschlossen. In der Hand trägt er einen Nylonsack, durch das dünne Plastik schimmern die Etiketten dreier Coca-Cola Flaschen. Hat er die für uns gekauft? Als Wiedergutmachung für das dhal bat auf der Rechnung?

Da er uns die Getränke jedoch nicht anbietet, fragen wir auch nicht danach. Es ist ja nicht unser Problem, wenn er sich zusätzlich noch zwei Kilogramm aufbürdet.

In Tatopani habe ich dann doch ein Problem. Mit dem Durst. Soll ich jetzt am Kiosk Colas kaufen oder Asheems „Geschenk“ abwarten? Markus weiß sich auch keinen Rat. So unauffällig wie möglich beobachten wir unseren Träger, während ich fürs Erste eine Flasche Wasser bestelle. Asheem zeigt keinerlei Reaktion. Mit dem Wasser in der Hand frage ich ihn, was er denn mit der Cola vorhabe. Ausnahmsweise versteht er mich. Seine schlichte Antwort, dass man auf dem Passübergang keine Cola bekommen könne, ist wahrscheinlich richtig, wirft jedoch weitere Fragen auf.

„Willst du die drei Flaschen die nächsten zwei Wochen mit dir herumschleppen?“, will ich verblüfft wissen.

Jetzt hat Asheem wieder sein Rategesicht auf. Sein zögerliches „Yes, madam“ glaub ich ihm nicht und wiederhole den Satz mit einfacheren Worten: „You carry Cola to Larkhe Lha?“

Asheem nickt eifrig.

„Why?“

„Cola near Larkhe Lha very expensive. Better buy here.“

Selbst wenn die Cola dort oben das Doppelte kosten sollte, so käme es mir nie in den Sinn, für zwei Euro – denn mehr sind es nicht pro Flasche – die Getränke tausende Höhenmeter und über hundert Kilometer weit in der Hand zu tragen! Ich bin froh um jedes halbe Kilogramm, das nicht in meinem Rucksack steckt. Mein morgendliches schlechtes Gewissen, wenn ich etwas Schweres in Asheems Packsack verstaue ist nun endgültig zum Schweigen

gebracht worden. Unsere Verständigungsschwierigkeiten sind offenbar nicht nur sprachlicher Natur.

Ich spendiere Asheem eine Cola vom Kiosk, damit er seine billigen nicht frühzeitig verschwenden muss.

Tatopani ist ein liebliches Dorf. Die enge Hauptgasse ist mit großen Steinplatten gepflastert, alle Häuser sind komplett aus Stein gemauert, sogar die Dächer sind mit flachen Steinen gedeckt. Tatopani erinnert uns an alte Siedlungen im Tessin. Der Name bedeutet übersetzt „heißes Wasser“ und mein ursprünglicher Plan war eigentlich, hier zu übernachten. Ich stellte mir vor, dass ein Bad in natürlich heißem Quellwasser eine Wohltat nach anstrengender Wanderung wäre. Ich hatte allerdings nicht mit dieser Hitze untertags gerechnet. Als ich jetzt meinen Kopf unter den dampfenden Wasserstrahl des großen Brunnens halte, wünsche ich mir eigentlich Kühle. Wir beschließen bis Dobhan weiterzugehen.

Der Weg wechselt auf die andere Talseite, in den abgeernteten Feldern stehen trockene Maispflanzen zu Garben gebündelt. Haben wir die Reisregion schon hinter uns gelassen? Mais ist allgegenwärtig. Die gelben Dolden hängen zum Trocknen auf den Veranden oder werden in großen, tonnenförmigen Körben, die wegen der Mäuse auf dünnen Stelzen stehen, aufbewahrt. Oftmals sehen wir auch lose Körner, nach Farben sortiert, auf Plastikplanen ausgebreitet in der Sonne liegen. Weshalb die dunklen von den hellen Maiskörnern getrennt werden, bleibt ein Rätsel. Asheem antwortet auf meine diesbezügliche Frage mit einem klaren „Yes, madam“.

Ihm gefällt unser Interesse an den heimischen Nahrungsmitteln und so deutet er immer wieder auf ein Gewächs am Wegrand hin und nennt uns das Nepali-Wort. Über eine zusätzliche Beschreibung (oil, bread, alcohol) verstehen wir zumindest manchmal deren Verwendung. Asheem ist es auch, der uns auf eine kleine Mühle aufmerksam macht, die sich mithilfe eines Wasserrades über einem Bächlein dreht. Eine alte Frau mahlt darin Maiskörner zu Mehl. Als sie lacht, stiebt von ihrer runzligen Haut eine gelbe Puderwolke weg und die Nasenringe klirren.

Apropos Nasenring: Das bei uns erst in letzter Zeit so beliebte piercing muss in Nepal seinen Ursprung haben. Alle weiblichen Wesen haben durchstochene Ohren und Nasen. Manchmal ist es nur ein kleines Flimsperl, mitunter aber auch olympische Kaskaden, also Ringe, in die wieder Ringe geschlungen sind. Was hier alte Tradition ist, wird in Europa in etlichen Jahren erst auf uns zukommen: der Anblick von schrumpeligen Omas mit gepiercten Nasen.

Etwas, das aus der umgekehrten Richtung nach Nepal hereingeschwappt ist, ist ebenfalls gewöhnungsbedürftig. Menschen in Lumpen, barfuß, Lasten tragend oder hinter Mulis her trotzend, Junge, Alte, Frauen wie Männer – sie alle haben Handys. Das ist verstörend. Denn einerseits leben sie hier teilweise wie im vorigen oder vorvorigem Jahrhundert, andererseits nutzen sie die neue Technologie mit einer Selbstverständlichkeit, die uns verblüfft. Die Montage einer Dusche scheint hierzulande weitaus schwieriger sein, als über ein smartphone ins Internet zu kommen.

Uns ist es ein Rätsel, wie in diesem schluchtartigen Tal überhaupt ein Signal empfangen werden kann. Es gibt keinen einzigen Masten. Dennoch telefonieren alle. Sogar der Mann mit der Wellblechrolle, der uns soeben wieder einmal überholt, spricht in das Handy, das er sich unterm Stirband festgeklemmt hat.

Zur Mittagszeit erreichen wir Dobhan, ein kleines Nest, das an einem Berghang klebt. Die Unterkünfte sind sehr spartanisch und wenig einladend. Asheem ist vorsichtig geworden. „You like stay here?“, fragt er.

Wir sind unschlüssig. Drei weitere Gehstunden trennen uns von der nächsten Siedlung und dunkle Wolken brauen sich zusammen. Nach je einem Topf Nudelsuppe sind wir zum Aufbruch bereit. Der bedeckte Himmel hat nämlich auch Vorteile: die brütende Hitze des frühen Nachmittags ist gebannt, die Temperatur zum Wandern angenehm.

Außerdem verspricht uns Asheem in Jagat die besseren Lodges.

Nach nur zehn Minuten Gehzeit bereuen wir unseren Entschluss. Vom Weg oberhalb Dobhans überblicken wir die Schlucht talauswärts. Graue Regenfahnen schieben sich herein, lassen die steilen Hänge unter Wasserstrichen verschwimmen.

Sollen wir umkehren? Wie viel Zeit bleibt uns?

Vor uns ist der Himmel deutlich heller. Also gehen wir weiter. Donnergerollen beschleunigt unsere Schritte. Wir überholen die vier Männer mit den großen Tafeln, auch die Blechrollenträger bleiben hinter uns zurück. Asheem staunt, zu welcher Geschwindigkeit wir plötzlich fähig sind.

BETREUTES WANDERN

An einer Engstelle des Weges nähern wir uns einer Vierergruppe: zwei Touristen, vorne und hinten flankiert von Nepalesen. Weil sie keinerlei Anstalten machen, uns vorbei zu lassen, sind wir gezwungen eine Weile hinter ihnen herzugehen.

Der guide marschiert betont langsam. Als wolle er zeigen, wie viel Mühe es ihn kostet, seine überschüssige Energie zum Wohle der Klienten zu drosseln. Die Touristen, ein junges Paar, danken es mit gehorsamem Einhalten des Gleichschrittes. Unmittelbar hinter ihnen folgt der Träger ohne jeden Sicherheitsabstand. Wenn er nicht aufpasst, stößt er mit der Stirn an den Rucksack des Vordermannes.

Die beiden Touristen sind zwischen guide und Träger eingeklemmt und haben keinen Spielraum für spontane Richtungs- oder Tempoänderungen. Das ist wahrscheinlich auch der Zweck dieser Form des „betreuten Wanderns“.

Asheem würde uns auch gerne immer in einer Reihe marschieren sehen und gerät völlig aus der Fassung, wenn Markus und ich mit hundert Meter Abstand unterwegs sind. Als Träger wurde ihm eingebläut, sich stets unmittelbar hinter dem letzten Touristen aufzuhalten. Als guide sollte er jedoch führen, also niemand alleine voraus lassen, der sich sonst womöglich verirrt. Jetzt ist er beides gleichzeitig und darüber hinaus mit einem Ehepaar konfrontiert, das nicht als Paar auftritt. Asheem versteht unser Verhalten nicht. Wahrscheinlich denkt er, wir seien völlig zerstritten. Anderen Touristen bilden nämlich ausnahmslos Menschenketten, immer brav einer hinter dem anderen, in permanente Unterhaltung vertieft. Wir hingegen schweigen meistens, selbst wenn wir zufällig einmal nahe beieinander sind.

Natürlich sind große Abstände unvernünftig. Man stelle sich nur vor, jemand würde sich verletzen und der andere ginge ohne es zu merken weiter. Aber Freiheit fußt niemals auf Bedenken um die Sicherheit.

Freiheit ist in diesem Zusammenhang eigentlich zu pathetisch, das Wort Freiraum erklärt besser, was ich sagen will:

Markus und ich haben einfach unterschiedliche Geschwindigkeiten. Ich gehe schnell, bleibe dafür öfters stehen, um Fotos zu machen, zu trinken oder mich umzuziehen. Markus ist hingegen konstant unterwegs. Auf einer langen Etappe gleicht sich das immer wieder aus. Dazwischen aber kann es vorkommen, dass wir eine Viertelstunde auseinander liegen, sogar außer Sichtweite des anderen sind.

Wir genießen beide die fünf wesentliche Vorteile dieses „Wanderns mit Abstand“:

1. Der Zwang, alles kommentieren zu müssen fällt weg (schau die Blume, schau dort der seltsame Felsen und wie der Bach sprudelt, ...)
2. Damit verbunden hat jeder die Freiheit selbst etwas zu entdecken (siehe 1. betreffend: schau hier hin, schau dort hin!)
3. Man kann einfach stehen bleiben, ohne sich zu rechtfertigen und ohne einen anderen zum Warten zu zwingen ('tschuldige, ich muss mal schnäuzen / in die Büsche / etwas trinken / ...)
4. Das eigene Tempo lässt sich variieren, ohne den anderen verbal zur Schnecke zu machen (Nein, nicht ich bin auf der Flucht, sondern du schleichst!)
5. Niemand ist in Riech- und Hörweite, wenn die selbst produzierten Methangase in die Atmosphäre hinausposaunt werden (das Essen enthält viel Zwiebeln und Knoblauch)

Dieser ganze Komfort ist dahin, wenn Asheem uns mit 50 Zentimeter Abstand verfolgt. Wir wechseln uns daher ab, einmal darf ich vorausgehen während Markus den Träger am Hals oder genauer gesagt an den Fersen hat, danach opfere ich mich und lerne mit Asheem Vokabeln.

Endlich können wir an der Vierergruppe des „betreuten Wanderns“ vorbei. Der guide hat ein Fotomotiv erspäht und seine Klienten zücken brav die Kamera.

„Die sind bedient“, sagt Markus. „Einen Nepalesen vorne, einen hinten und trotzdem zwei riesige Rucksäcke!“

Wir vermuten, dass der Manaslu-Trek dementsprechend von den Agenturen beworben wird. Die Regierung schreibt einen guide verpflichtend vor, sonst erhält man das Permit nicht. Normalerweise trägt ein guide nur seinen eigenen Kram. Er ist das Pendant zu unseren Bergführern in den Alpen, spricht die Sprache seiner Kundschaft, kennt Berge und Pflanzen, weiß die schönsten Plätze und vermittelt das Gefühl von Sicherheit. Dementsprechend hoch ist sein Tagessatz. Mindestens das Doppelte eines Trägerlohns kann er verlangen.

Der Nachteil: einen guide wird man nicht los, es ja schließlich seine Aufgabe, die Touristen zu unterhalten und ihnen nie von der Pelle zu rücken.

Wir suchten deshalb einen Weg aus der Misere und engagierten einen Träger, der sich noch zum guide entwickeln muss. Ob wir die richtigen Lehrherren sind, bezweifle ich, aber offiziell sind wir seine erste Kundschaft. Bislang hat Asheem Materialtransporte für Expeditionen durchgeführt und war nur mit seinesgleichen konfrontiert. Daher hat er überhaupt keine Ahnung, wie Touristen ticken. Wenn er eine diesbezügliche theoretische Schulung absolviert hat, so hilft ihm die bei Markus und mir herzlich wenig.

„Ich fürchte, wir versauen ihn,“ sage ich zu Markus, nachdem ich Asheem gebeten habe, bis zum nächsten Teehaus voraus zu gehen.

Aber es funktioniert ohnehin nicht. Des ständigen Zurückblickens leid, setzt sich Asheem gleich bei der ersten Wegbiegung nieder und wartet auf uns. Dabei wäre es für ihn viel

angenehmer, wenn er, wie es seiner Gewohnheit als Träger entspricht, ein paar hundert Meter mit der Last rennen würde, rastet und danach weiter rennt, anstatt sich uns anzupassen und das Gepäck nie abzustellen.

Der Regen radiert die Landschaft hinter uns aus. Dobhan ist nur mehr schemenhaft hinter grauen Schleiern erkennbar. Aber der Abstand zwischen den Schauern und uns bleibt konstant. Mit etwas Glück kommen wir trocken in Jagat an.

Vorerst müssen wir jedoch einen steileren Anstieg bewältigen. Wieder einmal hat ein Felssturz das Tal verlegt und den Fluss dahinter gestaut. Die Katastrophe hat sich vor langer Zeit abgespielt, der einstige See ist mittlerweile mit Schotter verfüllt und bildet eine große Ebene. Wir freuen uns auf die flache Etappe. Vergeblich. Der Weg ist hoch über dem Kiesbett treppenartig in den Felsen gehauen, in stetem Auf und Ab, dem typischen „nepali-flat“, geht es dahin. Der unter uns mäandrierende Fluss kann sich gegen die Ufer werfen, wie er will, sie unterspülen und aushöhlen. Der hoch in den Felsen querende Pfad ist vor seinen zerstörerischen Fluten sicher.

Am Dorfeingang von Jagat stehen zwei große Lodges, die nicht sehr einladend aussehen. Dahinter ist – nichts. Kein Haus weit und breit. Nur ein riesiges Schild, das uns in Jagat willkommen heißt und gleichzeitig davor warnt, ohne gültiges Permit einen Schritt weiter zu gehen.

Jetzt wäre es recht, wenn Asheem hier wäre. Aber er hat uns den Wunsch nach Einsamkeit endlich einmal erfüllt und ist weit zurück geblieben.

Wir warten.

Selber schuld.

Ein kalter Wind bläst durch unsere verschwitzten Kleider. Wir sind nun auf 1.400 Meter Höhe und von der tropischen Hitze ist nichts mehr zu spüren.

Endlich sehen wir Asheem. Wir winken, damit er schneller geht. Er wundert sich, dass sein Auftauchen plötzlich solche Freude auslöst, wo wir ihm doch zuvor die Vorteile der Distanz predigten. Misstrauisch sieht er uns an.

„Is this Jagat?“, frage ich und deute entsetzt auf die zwei Gebäude.

„This no village, Madam“, sagt Asheem und ich könnte ihn trotz seines belehrenden Tonfalls abbusseln. Die Ortschaft befindet sich auf dem kleinen Hügel oberhalb von uns.

Dort treffen eine halbe Stunde vor dem Regen ein. Trotzdem sind Teile unseres Gepäcks nass. Vor allem Markus' Daunenschlafsack zeigt große dunkle Flecken von Feuchtigkeit. Wie ist das möglich?

„Moment“, sagt Markus und packt die soeben herausgezerrten Sachen wieder in Asheems Rucksack, in genau der Reihenfolge, wie er sie jeden Morgen hinein schichtet. Sofort wird klar: Alles was im oberen Rückenteil des Sackes gelegen hat, ist betroffen.

„Bist du deppert!“, entfährt es Markus. „Asheem hat sowohl die gepolsterten Trageriemen als auch den starken Rucksackstoff durchgeschwitzt.“

Leicht angewidert schnüffeln wir an unseren Sachen.

„Zum Glück stinkt er nicht“, stelle ich erleichtert fest.

Trotzdem müssen wir etwas unternehmen. Wir haben zwar im Vorfeld unserer Planungen daran gedacht, eine äußere Schutzhülle für den Rucksack mitzunehmen, aber wer kommt schon auf die Idee, das Zeug auch innen wasserdicht verpacken zu müssen? Im Dorfladen erstehen wir einen riesigen Nylonsack. Obwohl Asheem unbedingt wissen will, wozu wir ihn benötigen, erhält er diesmal keine Antwort. Der arme Kerl kann ja nichts dafür.

INTIMWÄSCHE

Wir haben uns gleich in der ersten Lodge am Ortseingang eingemietet. Über ein eigenes Bad verfügt zwar keines der Zimmer, aber die Dusche, in einem kleinen, vor Seife glitschigen Betonverlies im Garten der Lodge, spendet heißes Wasser. Mittels Durchlauferhitzer sorgt ein Gasbrenner mit blauen Flämmchen für eine angenehme Wassertemperatur. Glücklicherweise kostet dieser Luxus einen Extrazuschlag und die große Gruppe polnischer Touristen pritschelt lieber am eisigen Brunnen, wo das Waschen gratis ist.

Es ist das erste Mal, dass wir eine Herberge mit anderen Touristen teilen müssen. Mit der Dusche haben wir Glück, bei der Toilette ist die Lage prekärer, weil es da keine Auswahl gibt. Ein einziger Abort für 30 Personen ist, gelinde gesagt, eine Zumutung.

Ab Jagat sind keine WCs westlicher Bauart mehr anzutreffen, sondern nur mehr Stehklos. Im Prinzip sind sie wesentlich hygienischer und bequemer, denn wer (also ich nicht) setzt sich auf eine fremde Klobrille? Während mir also die hockende Haltung über einem Loch sympathischer ist als der körperlich anstrengende Versuch über einer Brille zu schweben, gibt es ein neues Problem: Das Papier.

Es sollte, da die Fäkalien zur Düngung und Kompostierung dienen, nicht in der Latrine landen, sondern in einem eigens dafür bereitgestellten Behälter, der ziemlich schnell überquillt. Ein gewöhnungsbedürftiger Anblick: All die braun beschmierten Fetzen, gefaltet oder zerknüllt, von Fliegen umsummt, einen strengen Geruch verströmend, befinden sich nämlich genau auf Gesichtshöhe, sobald man in die Hocke geht.

Ich habe vor Reiseantritt aus Versehen parfümierte Taschentücher, die ich eigentlich nicht mag, gekauft. Jetzt bin ich um jedes einzelne Stück dankbar, das ich mir unter die Nase klemmen kann, während ich mein Geschäft verrichte. Wenn sich das Ambiente besser dafür eignen würde, könnte man daraus einen überzeugenden „Oh it's a feh!“ Werbespot drehen.

Nun, in Jagat, nachdem eine Horde polnischer Biertrinker das WC aufgesucht haben, reicht auch eine ganze Packung feh nicht aus. Mit der Stirnlampe mache ich mich auf die Suche nach einer Alternative.

Die Privathäuser der Einheimischen bestehen nur aus Küche und Schlafräum. Daher gibt es öffentliche Toiletten, die ohne die Papierkübel auskommen. Sie sind mit fließendem Wasser, meist in Form von einem Schlauch, ausgestattet. In Asien schmiert man nicht, sondern man wäscht sich.

In der Nähe unsere Lodge werde ich fündig. Das öffentliche Klo ist sauber, denn der Wasserhahn ist undicht und somit wird der Abtritt ständig gespült. Ich gehe also in die Hocke – es tut mir leid, dass ich die Details beschreiben muss. Noch dazu ein so persönliches: Es ist mir nämlich nicht möglich, die Hockstellung einzunehmen und zugleich mit den ganzen Fußsohlen auf dem Boden zu stehen (Asiaten können das. Markus auch). Ich aber würde unweigerlich nach hinten kippen. Daher muss ich das Gewicht auf die Zehenspitzen verlagern. Eine wacklige Angelegenheit. Und das in so einer Umgebung!

Um die Balance zu halten, berühre ich also mit einer Fingerkuppe die Wand neben mir. Mehr lässt der Ekel nicht zu. Als ich zum zweiten Mal den Lichtkegel meiner Stirnlampe in Richtung der Hand schweifen lasse, trifft mich fast der Schlag. Eine Spinne, in der Größe der Spannweite meiner gespreizten Finger, lauert direkt daneben an der Wand. Das achtbeinige Monster war vorhin noch nicht da! Daraus schließe ich, dass es sich verdammt schnell fortbewegen kann. Und zwar in meine Richtung. In Panik stürme ich aus dem Klo.

Es gibt Momente, da würde ich viel dafür zahlen, zehn Minuten lang daheim sein zu können...

Die Zimmer unserer Herberge sind alle im ersten Obergeschoß untergebracht. Dieser Stock ist komplett aus Holz errichtet, es ächzt und kracht im Gebälk, die Dielen knarren unter den schweren Bergschuhen. Ich befürchte eine laute Nacht, denn erstens ist die Lodge voll belegt und zweitens bestehen die Trennwände zwischen den Zimmern nur aus dünnen Hartfaserplatten. Zur Außenwand hin halten sie einen derart großen Respektabstand ein, dass man zu den Nachbarn spähen kann. Akustisch befindet man sich ohnehin in einem Großlager. Ich krame meine Ohrstöpsel hervor und verkrieche mich in den Schlafsack. Erstaunlicherweise ist es ab 21:00 Uhr mucksmäuschenstill.

6. Tag, Dienstag, 1.10.2013

Ich stehe in der Dämmerung auf. Vor den Polen. Eine gute Seele hat in der Nacht das WC gereinigt und den Papierkübel geleert. Auch die Dusche ist um diese Zeit noch frei. Man muss seinen Körperrhythmus an die Gegebenheiten anpassen.

BLACKOUT IN GORKHA

Nach unserem obligaten porridge-Frühstück wollen wir aufbrechen. Asheem sagt, es gäbe Probleme mit dem checkpoint. Er bräuchte eine zusätzliche Bestätigung zu seiner guide-Lizenz. Er habe Rishi (den Chef von Snowy Horizon) schon angerufen. Der würde ein Mail senden. Es würde aber noch ein bisschen dauern.

Wir stellen die Rucksäcke wieder ab.

Die Polen hingegen, die ebenfalls losmarschieren wollten, bleiben in voller Montur stehen, obwohl ihr guide dasselbe Problem hat.

Anscheinend wurden die Vorschriften kurzfristig geändert. Nur die Deutschen – bestens organisiert wie immer – kommen weiter.

Wir trinken schon die zweite Tasse Tee, als Asheem weitere schlechte Nachrichten bringt. Er müsse bis 8:30 Uhr auf einen Rückruf warten, denn in Gorkha gäbe es derzeit keinen Strom. Ich kann den kausalen Zusammenhang nicht nachvollziehen und frage den Lodge-Besitzer, der hinter seinem Fernsprecher thront und die aufgebrachten guides beschwichtigt, wo das Problem liegt.

Das liegt tatsächlich in Gorkha, der Hauptstadt dieses Distrikts. Das Mail mit dem gescannten Dokument der Zusatzbestätigung muss nämlich von der Reiseagentur in Kathmandu an das dortige Polizeikommando geschickt werden. Diese prüfen es und faxen es dann weiter an den Posten in Philim, der nächsten größeren Ortschaft in unserem Tal. Diese wiederum benachrichtigen dann per Telefon den checkpoint hier in Jagat und dann erst dürfen wir weiter. Der direkte Nachrichtenweg Kathmandu – Jagat würde zwar funktionieren, entspricht aber offenbar nicht dem Instanzenweg. Somit stockt alles wegen dem Blackout in Gorkha.

Die Polen sind aufgebracht, weigern sich die Rucksäcke abzustellen. Das käme einer Kapitulation vor den Behörden gleich. Sie wollen weiter, haben heute einen langen Weg vor sich. Zu meiner Überraschung brechen sie tatsächlich auf.

Ich bedränge Asheem, es ihnen gleich zu tun. Unser Etappenziel ist zwar nur 3 Stunden entfernt, aber das Herumsitzen wird langweilig.

Asheem bittet um Geduld und sagt, die Polen kämen nicht weit.

Das will ich mit eigenen Augen sehen und schlendere durchs Dorf. Tatsächlich, keine zwei Minuten von unserer Lodge entfernt, vis-à-vis des checkpoints stapeln sich Rucksäcke. Die Polen hocken resigniert im Schatten und finden meine Kommentare über das baldige Wiedersehen nicht lustig.

Für die Dorfkinder bedeuten wartende Touristen eine Attraktion. Sie zerren ihre wenigen Spielsachen auf die Gasse und buhlen damit um Aufmerksamkeit. Mich hat ein Junge zum Ballspiel auserkoren. Das ging ganz einfach. Er schleuderte das runde Drecksding, das unter einer Schmiere aus Eselkot und Erde am Rande des Abwasserkanals aus Luftmangel dahineierte, gezielt in meine Richtung. Vielleicht war es auch ein Zufall, dass ich mich in der Schusslinie befand. Jedenfalls funktioniert die Taktik. Denn ich weiche der Ekelgranate natürlich aus, stoppe sie gekonnt mit dem Bergschuh und lasse sie vorsichtig wieder zurückrollen. Schon ist das gewünschte Ballspiel im Gange. Während der Bub bemüht ist, den Ball mit bloßen Händen zu fangen, besteht für mich die Herausforderung darin, mit dem wabbligen Ding nur über die Schuhsohle in Kontakt zu treten. Um ein wenig Abwechslung ins langweilige Hin- und Herschieben (der luftarme Ball schlittert mehr als dass er rollt) ins Spiel zu bringen, beginne ich den Ball leicht in die Luft zu kicken. Der Bub ist begeistert, quietscht vor Vergnügen und klatscht in die Hände. Allerdings zum falschen Zeitpunkt. Statt den Ball, der direkt auf sein Gesicht zufliegt, zu fangen, liegen seine Hände flach aneinander gepresst vor seiner Brust. Es folgt ein eigenartiges schmatzendes Geräusch, dann fallen Bub und Ball rücklings in den Dreck. Während sich der Ball seitlich in den Abwassergraben verabschiedet, sitzt der kleine Knilch ziemlich verdattert auf dem Boden, die Hände immer noch zum Applaus gefaltet, im Gesicht die Fragmente einer braunen Kreisfläche, die sich auf Stirn, Pausbacken und Kinn verteilen. Wenn es bloß Farbe anstelle von Scheiße wäre, müsste ich hellauf lachen. So aber beeile ich mich, das Gesichtchen mit einem parfümierten feh-Tüchlein zu säubern um etwaigen Tränen vorzubeugen. Der Bub lässt es geschehen, fasst sich rasch, rappelt sich hoch, greift nach dem Taschentuch und rennt mit seiner duftenden Beute davon.

Gorkha City habe immer noch keinen Strom, berichtet Asheem, als ich mit nassen Händen vom Brunnen zurückkehre.

„Gorkha is City, not village?“, fragt Markus nach, als ob er sich verhöhrt hätte.

„Yes Sir. Gorkha City!“, beharrt Asheem.

„Aber diese Berge hier“, sagt Markus und deutet auf die fünf- und sechstausend Meter hohen, namenslosen Zacken ringsum, „sind no-mountains?“

„No-mountains! Yes Sir.“

Asheem reagiert verstört auf unsere schallendes Gelächter und wir können ihm den Grund nicht begreiflich machen.

ABSEITS DER „MAINROAD“

Da sich unser Aufenthalt wegen des Blackouts in Gorkha City auf unbestimmte Zeit zu verlängern scheint, schlägt Asheem vor, ein Dorf oberhalb von Jagat zu besuchen. Der Weg dorthin zweigt knapp vor dem checkpoint ab und klettert zwischen schmalen Feldern und abschüssigen Felsplatten rasch in die Höhe.

Wir genießen einen wunderschönen Ausblick auf die Steinplatten-Dächer Jagats direkt unter uns und auf die gemächlich dahin ziehenden bunten Karawanen der Mulis am Talboden

jenseits des checkpoints. Viel Verkehr herrscht auf einmal. Markus entdeckt die Polen als erster. Sind sie durchgebrannt, oder hat Gorkha endlich Strom bekommen?

Auch Asheem starrt zu der Gruppe aus blau-gelben Farbtupfern hinab, die sich rasch fortbewegen. Als in einigem Abstand die guides mit den roten Anoraks auftauchen ist es für Asheem klar: „Gorkha City has power.“

Zu seiner Verwunderung rennen wir jedoch nicht gleich wieder den Berg hinab, sondern setzen unseren Weg fort. Der Tag eignet sich nicht mehr für eine lange Trekkingetappe. Lieber erkunden wir den abgelegenen Weiler, in dem sonst nie ein Tourist auftauchen würde. Außerdem bilden wir uns ein, gleich oben zu sein. Der Anstieg täuscht. Immer wenn wir glauben, den Bergrücken erreicht zu haben, taucht ein neuer Hügel auf. Es ist schwül, beinahe Mittag und die Sonnenhitze brütet durch die Wolken. Als Asheem Bluteigel von Markus Schuhen klaubt, bin ich kurz vor dem Aufgeben.

Doch da sehen wir das Dorf am Fuße eines mächtigen Wasserfalles. Eigentlich ist es eine novillage, denn wir zählen nur vier aneinandergebaute Häuser. Die restlichen Gebäude aus rohen Steinmauern sind Ställe oder Vorratsspeicher. In den Feldern nahe dem Bach, der vom Wasserfall gespeist wird, turnen Affen durch verdorrte Maisstängel.

Unser Ankunft bleibt nicht unbemerkt. Schon aus großer Entfernung sind wir an unserer Kleidung als Ausländer erkennbar und wir hören aufgeregtes Kindergeschrei. Als wir über die Brücke gehen und uns anschicken, die letzten Stufen zu den Wohnhäusern hinauf zu steigen, wartet oben das Empfangskomitee. Der Kinder sind der Größe nach aufgereiht wie Orgelpfeifen, Schulter an Schulter, die Kleinsten der vordersten Reihe drücken sich ängstlich an die Beine der hinter ihnen Stehenden. Keines der fünfzehn (!) Kinder lacht. Ihre Gesichter sind neugierig aber zugleich auch scheu. Erst unser laut ausgesprochenes „Namaste“ bricht den Bann und hallt mehrstimmig wieder.

Der Kinderriegel, der den Zugang zum Dorf versperrt, öffnet sich ein wenig und wir können wie durch ein Spalier den schmalen Gang zwischen den Gebäuden betreten. Zwei Erwachsene erwarten uns lächelnd auf einer Art Dorfplatz, dessen Zentrum der Brunnen bildet.

Wasser!

Mein Durst ist grenzenlos. Obwohl ich weiß, dass ich ein gewisses Risiko eingehe, kann ich nicht widerstehen, das kühle Nass zu trinken. Hier heroben sieht alles viel sauberer aus, es liegt kein Müll herum, und der donnernde Wasserfall sorgt für eine hohe Durchmischungsrate, falls doch eine Verkeimung vorliegen sollte.

Nachdem wir die Kinder fotografiert haben, will jedes auf das Display schauen. Während ich versuche, den vielen zerrenden kleinen Händen stand zu halten und den Apparat nicht loszulassen, stapeln sich die Kleinen hinter und über mir zu einer kreisenden Pyramide. Nicht nur das Foto macht neugierig, es lockt auch die Möglichkeit helle Haut anzugreifen. Überall spüre ich die klebrigen Finger und bin froh, mich danach nochmals am Brunnen waschen zu können.

Mit der lärmenden Meute im Schlepptau steigen wir ein kleines Stück weit zu einer Stupa hinauf. Aus dieser Perspektive verschmelzen die vier Wohnhäuser zu einer einzigen krummen, mit Steinschuppen bedeckten Wurst. In der Mitte - wir trauen unseren Augen kaum - ist eine Satellitenschüssel montiert.

IM SCHUTZGEBIET

Bei unserer Rückkehr in Jagat liegt Asheems Erlaubnis zum Weitergehen bereit. Nach einer kurzen Mittagsmahlzeit, der obligaten Nudelsuppe, schultern wir die Rucksäcke und machen uns auf den Weg nach Philim.

Hinter dem checkpoint beginnt das „Manaslu Conservation Area“, ein Gebiet, in dem Tourismus nur in eingeschränktem Ausmaß und unter besonderen Auflagen erlaubt ist. Die Gelder, die mit dem Erwerb der Zutrittsbewilligung (permission for restricted area) eingehoben werden, - es handelt sich um 10 US Dollar pro Tag pro Person -, sollen angeblich zum Schutz und zur sanften Förderung der hier ansässigen Kulturen verwendet werden, die erst in den letzten Jahrzehnten in Kontakt mit der modernen westlichen Lebensweise gekommen sind.

Es handelt sich um Volksgruppen tibetischen Ursprungs, die das hintere und durch die engen Schluchten völlig abgeschiedene Tal des Budhi Gandaki besiedelt haben. Sie waren vom tibetischen Hochland her eingewandert und brachten ihre Traditionen und Bauformen mit.

Dementsprechend wandelt sich nun auch mit jedem Kilometer, den wir in Richtung Oberlauf gehen, das Erscheinungsbild der Dörfer. Die Häuser sind mit bunten Gebetsfahnen beflaggt, im Ortszentrum teilen lange Mani-Mauern, bestehend aus gemeißelten oder gravierten Steinplatten, die buddhistische Texte oder Darstellungen von Erleuchteten zur Schau stellen, die gepflasterte Dorfstraße, das Mantra *Om Mani Padme Hum* ist allgegenwärtig.

Lange, bevor die ersten Häuser eines Dorfes sichtbar sind, schreitet der Wanderer durch einen gemauerten Bogen mit drei kleinen Türmchen, die gelb, rot und grün angemalt sind. Handelt es sich um ein großes Dorf, so kann sich der Mauerbogen zu einem kleinen Tunnel ausdehnen, in dessen Seitenwände drehbare Gebetsmühlen eingelassen sind. In der Tunneldecke findet man farbenfrohe Fresken und Mandalas, mitunter aber auch skelettierte Tierschädel. Zweck dieser Tore zu beiden Seiten des Dorfes ist, böse Geister vom Wohnbereich fern zu halten.

Wir staunen über die Sauberkeit der Dörfer, die wir hinter Jagat passieren. Sie erwecken den Eindruck, man habe hier Vorzeigeprojekte geschaffen. Schilder, die mit „clean environment“ werben, deuten in diese Richtung. Neben den Trockensteinmauern der Häuser, die in wahrhaft meisterlicher Handwerkskunst erbaut worden sind, hängen geflochtene Abfallkörbe an langen Bambusstangen. Auf dem Dorfweg, der mit viereckigen Steinquadern versiegelt ist, findet sich kein Plastik oder Kaugummipapier. Selbst die Esel scheinen sich innerhalb der Siedlung die Notdurft zu verkneifen. Es sieht tatsächlich aus wie im Tessin. Schweizer Sauberkeit gepaart mit mittelalterlicher Bausubstanz.

Unsere Wanderstöcke klappern auf den steinernen Bodenplatten, hacken ein metallisches Stakkato in das schlurfende Flip-Flap der Einheimischen, die meist nur irgendwelche Schuhfragmente an den Füßen tragen. Kinder sind generell barfuß unterwegs.

Die Gesichter der Menschen haben sich verändert. Über den betont hohen Wangenknochen sind die mandelförmigen Augen nun ein wenig schräger gestellt, Ansätze der ostasiatischen Lidfalte zeigen sich. Zu weilen vernimmt man auch den tibetischen Gruß „Tashi delek“ anstelle des nepalesischen „Namaste“. Hier und da leuchten die farbenfrohen Streifen einer tibetischen Schürze über dem langen Wollrock einer Frau. Das nepalesische Piercing ist weiterhin anzutreffen, doch an den kleinen Ringen baumeln jetzt knollige Türkise.

Wir befragen Asheem nach seiner Religion. Er sei Buddhist, antwortet er, wenn auch nicht Anhänger der tibetischen Version, die dem Dalai Lama folgt. Dennoch hält sich Asheem strikt an die Regeln, beispielsweise, dass eine Mani-Mauer immer links umgangen wird, selbst wenn die linke Spur von einer tiefen Schlammfülle blockiert ist. Asheem glaubt, er würde schlechtes Karma ernten, wenn er der Bequemlichkeit halber den falschen Weg nähme. Daher sieht es Asheem mit Wohlwollen, wenn wir ebenfalls die Mani-Mauern achten und Gebetsmühlen drehen. Am meisten freut er sich, wenn wir die riesigen, tonnenförmigen, mit Inschriften versehenen Ungetüme von Gebetsmühlen in Bewegung setzen. Meist befinden sie sich in einem engen, hohen Raum und sind mit kleinen Haltegriffen bestückt, in die man sich mit aller Kraft einspannen kann. Bei jeder vollen Umdrehung wird eine Glocke angeschlagen und kündigt vom gläubigen Besucher. Nach dem siebten Läuten taumeln wir von der schnellen Drehbewegung benommen wieder ins Freie und Asheem strahlt übers ganze Gesicht. Oftmals bimmelt die Glocke noch geraume Zeit weiter, in immer länger werdenden Abständen, bis sie schließlich verstummt.

Zwischen den Dörfern quert der Weg einen baumlosen, steinigen Westhang, den die Nachmittagssonne gnadenlos aufgeheizt hat. Eidechsen, deren Körper von einem zarten Mosaik aus grünen, grauen und schwarzen Schuppen mit gelben Punkten überzogen sind, huschen über den staubigen Weg. Unsere Versuche sie zu fotografieren, amüsieren Asheem. Er versteht es vortrefflich im falschen Moment zu pfeifen oder eine rasche Bewegung zu machen. Hat er die Eidechse verscheucht, freut er sich kindisch. Er merkt nicht einmal, dass er nervt.

„Übernimm du ihn“, bitte ich Markus und bleibe unter dem Vorwand, aufs Klo zu müssen, zurück. Erst als die beiden einige hundert Meter voraus sind, kann ich mich in Ruhe an die Mini-Saurier heranpirschen und sie ablichten.

Als wir den Budhi Gandaki über eine lange, schwankende Hängebrücke queren, hören wir plötzlich Motorenlärm. Der Widerhall in dem engen Tal ist so groß, dass wir nicht wissen, in welche Richtung wir die Köpfe drehen sollen. Da knattert knapp unter der Wolkendecke ein roter Hubschrauber heran und schickt sich an, in Philim zu landen. Wir beeilen uns auf den letzten 30 Höhenmetern, die uns vor der Ortschaft noch trennen, dennoch verpassen wir die Landung. Wir sehen nur die Mensentraube, die sich um den Hubschrauber gebildet hat, und die langsamer werdende Drehung der Rotorblätter über ihren Häuptern.

Zwei australische Frauen, die uns entgegen kommen, klären uns auf: Ein Mann aus einer Touristengruppe habe plötzlich über Kopfweh und Übelkeit geklagt, dabei sei ihm Speichel aus dem Mundwinkel geflossen. Eine zufällig anwesende Krankenschwester einer anderen Gruppe habe gemeint, der Mann müsse schnellstens in ärztliche Behandlung. Alles deute auf einen Schlaganfall hin. Zum Glück sei das gerade in Philim passiert, wo die Polizeistation per Telefon einen Helikopter anforderte. In wenigen Stunden werde der Mann in einem Kathmanduer Spital eintreffen.

Das klingt wie vom Regen in die Traufe, aber vielleicht tue ich den nepalesischen Ärzten unrecht, weil ich unter einem Kathmandu-Trauma leide.

Einerseits gibt mir der Vorfall ein Gefühl der Sicherheit, immerhin sind hier Hubschrauber verfügbar. Andererseits zeigt er aber auch, wie schnell ein Urlaub zum Albtraum verkommen kann. Der Schrecken von Markus' Kreislaufkollaps vor ein paar Tagen sitzt mir immer noch in den Knochen. Ich versuche den Gedanken daran zu verdrängen. Es darf einfach nichts

passieren! Schon eine kleine Unpässlichkeit kann sich hier zu einem großen Problem auswachsen, wie beispielsweise ein verstauchter Knöchel.

Wieso verspüre ich so einen stechenden Schmerz im linken Ohr? Das Erlebnis macht mich wohl übersensibel! Aber ist da nicht wirklich ein wenig Schluckweh zu spüren? So ein lästiger dicker Knoten im Hals, den ich den ganzen Tag schon zu ignorieren versuche? „Blödsinn! Du bist ein Hypochonder“, sage ich mir. Doch nachdem ich dem Gefühl einmal bewusst meine Aufmerksamkeit geschenkt habe, lässt es sich nicht mehr leugnen. Das ist ähnlich wie mit einer Fieberblase. In dem Moment, da man sie erkennt, bläht sich aus der zuvor fast unbemerkten kleinen, brennenden Stelle ein juckendes Monstrum auf.

Im Zentrum von Philim, das heißt in Wirklichkeit nach den ersten sechs Häusern, bleibt Asheem stehen und will wissen, welches „Hotel“ wir im Auge haben. Hotel? Wir sehen uns erstaunt um.

„This is best“, sagt Asheem und zeigt auf ein Gebäude direkt hinter uns.

Damit sind wir um eine Hoffnung ärmer. Wir hatten uns dieses Philim, das immerhin ein Faxgerät und ein Polizeikommando beherbergt, doch etwas feudaler vorgestellt.

Die beste Absteige sieht innen nicht anders aus als außen. Auf meine Frage nach einer heißen Dusche, ernte ich nur erstaunt hochgezogene Augenbrauen.

Asheem wartet vor dem Eingang neugierig auf unsere Entscheidung. „Too close to mainroad“, sage ich und schüttle den Kopf. Weil Markus lacht, grinst auch Asheem ein bisschen, obwohl er den Witz sicher nicht verstanden hat.

Dann verschwindet er in Richtung Polizei um sein gefaxtes neues Permit abzuholen, während wir uns nach einer Alternative zum best-Hotel umsehen. Ich entdecke in einem großen Garten drei kleine Holzhäuschen, die sicher nur für Touristen hingestellt worden sind. Kurz darauf finde ich auch jemand, der das Anwesen verwaltet. Der Mann späht immer hinter mich, als erwarte er jemand. Erst als ich ihn in seiner Sprache um eine Übernachtungsmöglichkeit frage, legt sich seine Nervosität etwas und seine Augen blicken mir ins Gesicht. Alle drei Häuschen sind frei. Es gibt nur einen Haken. Sie sind noch nicht fertig. Komisch, wundere ich mich bei der Besichtigung, weil ich keine Baustelle vorfinde. Da zeigt der Hausherr auf ein notdürftig mit Brettern verschalteten Durchgang, der zu einem späteren Bad führen würde. Ohne die Absperrung würde man derzeit in die Baugrube stürzen. Dennoch habe ich sofort Gefallen an dem Häuschen gefunden.

Es gibt sogar eine heiße Dusche, berichte ich Markus, wohl wissend, dass dieses Argument der beste Trumpf ist. Denn Markus bevorzugt solides Gemäuer einer zugigen Bretterbude, auch wenn sie in Form eines niedlichen Gartenhäuschens daher kommt.

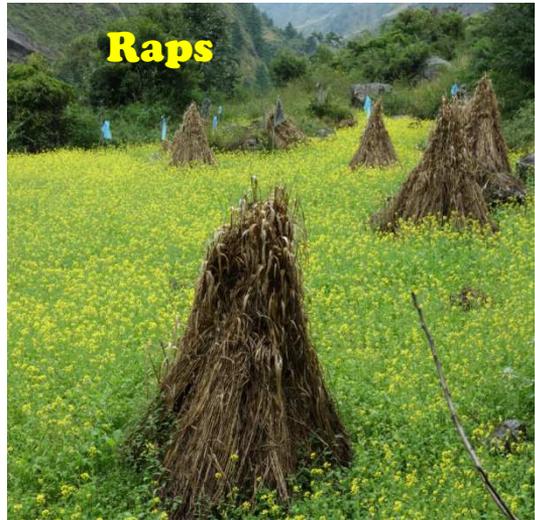
Als wir mit Asheem aufkreuzen, fällt dem Hausherrn sichtlich ein Stein vom Herzen. Touristen ohne Begleitung waren ihm nicht geheuer.

Ich bin vom Marsch noch so erhitzt, dass ich mich gerne duschen würde. Als wir den Fluss unterhalb der Ortschaft querten, sah ich Kinder im Wasser plantschen. Der Budhi Gandaki hatte hinter großen Granitklötzen einige tiefe Gumpen ausgespült, die regelrecht zum Baden einluden. Neidisch blickte ich auf die braunen, schlanken Körper hinab. Die Nackedeis waren allesamt Buben, nepalesischen Mädchen war dieses Vergnügen sicherlich nicht erlaubt. Selbst ich würde trotz Bikini Anstoß erregen – also verwarf ich den Gedanken wieder.



**Tibetische Volksgruppe im
Manaslu Conservation Area**





Mais, Bohnen und Chili, Senf und Gerste. Es gedeiht erstaunlich viel unter den harten Bedingungen



FEUERDUSCHE

Statt in dem herrlichen Wasser zu schwimmen, stehe ich jetzt in einem dunklen Raum in dessen Betonwand ein winziges Fensterloch etwas Licht hereinlässt und versuche das Rätsel des Durchlauferhitzers zu lösen. Vergeblich.

Der Hausherr erschrickt bei meinem Anblick und ich hoffe, dass das nichts mit meiner äußeren Erscheinung zu tun hat (ich bin in ein riesiges Baumwolltuch eingewickelt), sondern mit meinem Wunsch nach Hilfe.

Als er eine große Gaskartusche anschleppt ist mir zumindest klar, weshalb es vorhin nicht funktionieren konnte. Es zischt und faucht und dicke Rauchschwaden quellen aus allen Ritzen und Lüftungsschlitzen des kleinen Kastens. Hustend flüchte ich aus dem engen Bad. Das Ding scheint kurz vor der Explosion. Der Hausherr versteht meine Reaktion nicht. „Sabai tikcha“ (alles in Ordnung) wiederholt er und wedelt mit der Hand, um den Qualm zu zerteilen. Es stinkt nach verbranntem Plastik.

Mittlerweile fröstelt mich in meiner spärlichen Bekleidung. Ich wollte ja bloß schnell unter die Dusche und konnte nicht ahnen, dass ich eine viertel Stunde in der düsteren Ecke des Gartens, um die der Talwind pfeift, herumstehe.

Endlich ist der beißende Rauch zu einem milchigen Nebel verkümmert, der aus kräuselnden Fäden vom Apparat gesponnen wird. Ich wage mich wieder in seine Nähe. Was auch immer in dem Kasten drinnen dem Feuer zum Opfer gefallen ist (Gas hatte sicherlich den geringsten Anteil daran), hat zumindest das Wasser einigermaßen erhitzt.

Markus schnuppert irritiert an meinen nassen Haaren, als ich zurückkehre. „Du selchst“, stellt er fest und macht sich mit dem Handtuch auf den Weg. Er hat weniger Glück. Der Kasten dürfte vollständig ausgebrannt sein. Im Bad gibt es nur mehr kalten Rauch und kaltes Wasser.

Philim liegt auf knapp 1.600 Metern Höhe, die Lufttemperatur ist angenehm, nur der stetige Wind ist lästig.

Ich binde mir ein Tuch über die feuchten Haare, setze das Stirband auf und begeben mich zum Dorfbrunnen um ein paar verschwitzte T-Shirts zu waschen. Die eingeseifte Wäsche liegt im betonierten Viereck am Brunnenboden und muss nur noch geschwemmt werden. Da kommt eine schnatternde Gruppe Gänse herangewatschelt und schnäbelt das weißliche Seifenwasser, das sich hinter dem Wäscheberg staut. Das dumme Federvieh lässt sich nicht verscheuchen, im Gegenteil, das größte unter ihnen geht sofort zum Angriff über und versucht mich zu zwicken. Dabei meine ich es gut mit ihm! Es erntet für diese freche Aktion sogar Applaus. Kinder und auch Erwachsene, die mein Tun wahrscheinlich schon lange beobachtet hatten, klopfen sich vor Vergnügen auf die Schenkel und lachen, bis ihnen fast die Tränen kommen.

Ich finde es weniger witzig. Obwohl es nicht einer gewissen Komik entbehrt, wie die Gans den glitschigen Stoffberg mit ihren Latschen (so der zoologische Fachausdruck für Gänsefüße) zu erklimmen versucht. Schwimmhäute eignen sich nicht zum Klettern. Nach dem dritten Abgleiter wird es der Gans zu dumm, sie scheidet auf meine Unterhose und watschelt schwanzwedelnd mit hoch erhobenem Haupt davon. Die gefiederte Gruppe folgt ihr mit anerkennendem Geschnatter. Es gibt Momente, da könnte ich auch einer nicht vegetarischen Ernährung etwas abgewinnen...

In der Wiese rund um unser Holzhäuschen stochern Enten ihre Schnäbel zwischen die Grashalme. Sicherheitshalber hänge ich die Wäscheleine hoch.

Ich kann meinen Kamm nicht finden. Das Gepäckchaos hat sich noch immer nicht zu einer dauerhaften Ordnung gewandelt. Es gibt einen Dorfladen, aber zuerst muss ich das Nepali-Wort lernen. Zum Glück treffe ich eine Frau in der Küche, die sich dort frisiert. Ich zeige auf den Kamm und lasse mir den entsprechenden Begriff zig Male vorsagen. Danach hole ich die Geldtasche und gehe zum Laden. Ich staune nicht schlecht, als ich derselben Frau gegenüberstehe. Ein Familienbetrieb, der Unterkunft, Restaurant und Dorfladen betreibt. Sie muss lachen, als ich nun das von ihr gelernte Wort anwende und um einen Kamm bitte.

Den Rest des Nachmittags verbringen Markus und ich in einem überdachten Gartenpavillon bei einer zwei-Liter Thermoskanne Tee. Ich schreibe an meinem Reisetagebuch, während Markus mit seinen Mini-Karten Patiencen legt. Asheem hockt ihm gegenüber und lässt die Spielkarten nicht aus den Augen. Bald hat er die Regeln begriffen und deutet stumm auf Möglichkeiten, die Markus vielleicht übersehen hätte. Vielleicht. („Es macht mich einfach nervös, wenn dauernd so herstart!“).

SCHLECHTE VORBOTEN

Abends, im Zimmer krame ich die Apotheke hervor.

„Was ist?“, fragt Markus erschrocken.

Ich wollte ihm eigentlich nichts von dem Knoten im Hals erzählen, aber der Aufenthalt im Freien mit den nassen Haaren hat die Situation nicht besser gemacht. Der erhoffte Sonnenschein ist von dicken Wolken vereitelt worden, jetzt regnet es. Wie jede Nacht. Klamme Feuchte kriecht durch die Spalten zwischen den Holzbrettern, unsere Kleidung auf der innen angebrachten Leine schaukelt im Durchzug.

„Ein bisschen Schluckweh“, sage ich und schüttle mir ein paar homöopathische Kügelchen in den Mund.

„Jetzt schon?“, hakt Markus ungläubig nach und trifft damit genau den wunden Punkt.

Ich erkrankte auf jeder Reise. Anscheinend gehört das bei mir dazu. Bei der Planung rechne ich daher immer eine Woche länger, als es das Programm erfordern würde. Dennoch hoffe ich natürlich, dieses Mal würde ich gesund bleiben und das Gesetz der Serie durchbrechen. Dass ich jetzt nicht einmal sieben Tage durchgehalten habe, tut mehr weh als der Hals. Schließlich liegen ja alle Strapazen noch vor uns!

Während ich mich mit Stirnband und Schal tief in den Schlafsack verkrieche, quälen mich die Erinnerungen vergangener Krankheiten. Das Spital in Patagonien taucht vor meinem inneren Auge auf, das Zelt in dem ich auf dem Weg zum Kailash fieberte, das Klo, das ich in Südindien praktisch nicht mehr verlassen konnte. Die Liste ließe sich noch lange, von Mexiko City bis nach Rishikesh, von Bali bis Rajasthan fortsetzen. Zuhause erwischt es mich selten. Aber auf Reisen werde ich zum krank-Profi.

„Dieses Mal bitte nicht“, flehe ich. Allerdings weiß ich nicht, an wen ich den Appell richten soll. Ein Gott, der sich um das Halsweh einer Touristin schert, aber gleichzeitig tausende Menschen in ihrer Heimat verhungern lässt, hat keinen Platz in meinem Weltbild.

Nach dem Aufwachen fragt Markus besorgt: „Und“?

„Geht schon“, bringe ich nach einigem Räuspern hervor, „muss halt langsam tun.“

Markus zweifelnder Blick ist mir unangenehm und ich flüchte mich in Geschäftigkeit. Nach dem heißen porridge und zwei Tassen Tee fühle ich mich halbwegs brauchbar.

Unsere heutige Tagesetappe ist klar umrissen. Für die rund elf Kilometer nach Deng veranschlagen wir ca fünf gemütliche Stunden. Dazwischen gibt es keine Übernachtungsmöglichkeit. Der Weg wird großteils durch eine wilde Schlucht führen – so kündigt es zumindest der Reiseführer an – in der sich niemand ansiedeln konnte. Einzig vor dem Schluchteingang drücken sich ein paar Häuser an die steilen Bergflanken, von schmalen Terrassenfeldern umgeben. Ekle Bhatti heißt das Nest und ist rund eine Stunde von Philim entfernt.

OHNMACHT

Auf halber Strecke begegnen wir zwei Touristen. Sie stehen seltsam verloren mitten auf dem Weg und blicken uns entgegen. Ihre Rucksäcke lehnen an der bergseitigen Böschung im Dreck, als habe man sie in größter Eile dorthin geworfen, ein geflochtener Tragekorb liegt daneben. Es sind zwei junge Gesichter, eine Frau und ein Mann, die uns begrüßen. Erst jetzt sehe ich den Körper am Boden. Eng eingerollt, in Embryohaltung, scheint eine Frau am Wegrand auf einem flachen Stein zu schlafen. Alles an ihr wirkt fragil und winzig. Das Alter hat nichts außer Knochen übrig gelassen.

„Was ist mit ihr?“, frage ich, das Schlimmste befürchtend.

In dem Moment schlägt die Frau die Augen auf und stöhnt. Mit zitternder Hand fährt sie sich zum Kopf.

Das junge Paar weiß es nicht. Sie haben die Alte bereits so vorgefunden, eine Freundin ist daraufhin nach Philim zurückgeeilt um Hilfe zu holen.

Asheem bedeutet uns, weiterzugehen. Offenbar berührt ihn das Schicksal der Alten wenig. Wir zwingen ihn zu bleiben. Schließlich ist er der einzige hier, der die Frau verstehen kann. Auf unser Geheiß hin bückt er sich zu ihr hinab und fragt, was sie hat. Ihre kreisende Handbewegung vor dem Gesicht deuten wir als Schwindel, Asheem übersetzt: „Kopfschmerz“. Vom dargereichten Wasser nimmt sie zwei kleine Schlucke, bevor sie wieder auf den Stein zurücksinkt.

„Sollen wir ihr eine Tablette geben?“, fragt der junge Tourist hilflos.

Ich halte das für keine gute Idee. Eine bessere habe ich allerdings auch nicht zu bieten.

Da kommt endlich die Freundin des Paares mit zwei jungen Einheimischen zurück. Die beiden richten die Frau auf und beginnen sie auszufragen. Mit meinen rudimentären Sprachkenntnissen reime ich mir zusammen, dass sie wissen wollen, wo ihr Haus steht und wo ihre Verwandten zu finden sind.

Dann machen sie sich im Laufschrift auf den Weg Richtung Ekle Batthi.

Asheem hat recht, wenn er meint, wir könnten nichts mehr tun. Die drei Touristen sagen auch, dass wir weitergehen sollen, schließlich würden sie hier die Stellung halten.

Widerwillig, gleichzeitig aber auch erleichtert setzen wir unseren Weg fort. Unsere Gedanken bleiben dennoch bei der Alten zurück. Wird sie dort sterben? War der Gang zu einem entlegenen Feld mit Tragekorb und Sichel ihr letzter? Mit ärztlicher Versorgung ist hier wohl kaum zu rechnen. Vielleicht tauchen ein paar Verwandte auf und tragen die Frau zurück in ihre Hütte. Und dann?

Eine halbe Stunde lang wandern wir schweigsam auf dem felsigen Pfad hoch über dem tosenden Fluss dahin, bis wir die ersten Häuser von Ekle Batthi erreichen. Dort treffen wir auch die beiden Einheimischen wieder, die aufgeregt von Tür zu Tür eilen, aber bei ihrer Suche offensichtlich erfolglos sind.

Die Schönheit der Natur trägt etwas von dieser grausamer Härte des Lebens in sich. Vor uns rücken die Bergflanken schwarz und bedrohlich zusammen, Felder voll mit reifem Amaranth leuchten blutrot vor den nassen, schwarzen Felsen, über die ein Wasserfall staubt.

Hier wird ja nicht nur gestorben, sondern auch geboren. Mein Gott denke ich mir, wie muss das sein, in einer dieser Steinhütten ein Kind in die Welt zu pressen?

Ein seltsames Geläute holt mich aus den Gedanken zurück. Oberhalb von mir, in einem steilen Abhang knapp unterhalb der Felswand glotzen mich dunkle Augen an. Rinder. Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wie die da hinauf gekommen sind. Über einen Klettersteig? Jedenfalls stehen sie da, muhen wie normale Kühe und weiden das saftig grüne, vom Wasserfall benetzte Gras ab.

Dieses Land versetzt mich täglich ins Staunen.

In der Schlucht herrscht ein eigenes Mikroklima. Pinien mit dicken Nadelquasten haben sich hier festgekrallt. Zwischen ihren borkigen, fast schwarzen Stämmen leuchtet hellgrünes Gras in wunderbarem Kontrast. Der bislang fast eben verlaufende Höhenweg steigt in glitschigen Serpentina zu einer Engstelle hinab, die von einer Hängebrücke überspannt wird. Zuvor allerdings sahen wir einen Wegweiser, der die Abzweigung in das Tsum-Valley markierte. Vis-à-vis sprudelte der Chhiling Khola aus einem Felsspalt, der den Eingang zum Rupina Lha Trek bildet. Mir ist unbegreiflich, wo in diesem Zusammentreffen zweier Schluchten ein begehbarer Pfad sein soll. Kaum sind wir auf der anderen Flussseite wieder im Zickzack hinaufgestiegen, sehen wir auf gleicher Höhe eine Touristengruppe auf dem Weg ins Tsum Valley. Ihr Weg, bloß ein dünner Querstrich in einer senkrechten, ja beinahe überhängenden Felswand sieht dramatisch aus. Wir geben wahrscheinlich ein ebenso spektakuläres Bild ab, jedenfalls wird viel über die Schlucht hinweg fotografiert. Winke, winke mit den Wanderstöcken, begleitet von Blitzlichtern, die sich jedoch kaum gegen die Dunkelheit in der Klamm tief unter uns durchsetzen können. Man hört das Wasser bloß rauschen, zu sehen ist es nicht.

Nach einer Stunde parallelen Wanderns bleibt Asheem plötzlich stehen. Die Gruppe auf der anderen Seite stockt nämlich, ein Nepalese rennt wild gestikulierend von hinten auf sie zu. Nach kurzer Beratung kehren sie um. Asheem grinst. „Wrong way“, sagt er nicht ohne Genugtuung. Ein warnendes Beispiel gegen unsere Alleingangstendenz.

Heute werden wir Asheem nie los.

Nach dreistündiger Schluchtwanderung, die Schweizer mögen mir verzeihen, wenn ich behaupte ihre Via Mala sei ein bescheidener Graben im Vergleich zu dem was hier geboten wird, weitet sich das Tal ein wenig und wir sehen in der Ferne ein blaues Wellblech leuchten. Es könnte sich um Deng handeln, oder zumindest um einen Teil der Ortschaft.

Die Landschaft bleibt beeindruckend, auch wenn sich die Bergflanken etwas zurückneigen und somit der Vegetation ein paar Angriffspunkte für ihre Wurzeln bietet. Das hat zur Folge, dass die Felsen von einem Hauch Grün überzogen sind, das sich an flacheren Stellen zu Büschen ballt oder sogar kleine Baumpyramiden bildet.

Trotz der Steilheit (ich messe aus meinen Fotos 45° und mehr) wird hier Landwirtschaft betrieben. Rund um Deng sind die Hänge treppenartig gestuft. In den extrem schmalen

Feldern gedeihen Krautköpfe, Amaranth und Raps. Unfassbar mühsam werden die Lebensmittel der Gegend abgetrotzt. Wie ist überhaupt einmal jemand auf die Idee gekommen, sich an so einem Flecken niederzulassen? Sicher nicht nach dem Motto, hier ist es schön, hier möcht' ich weilen! Eher ist die Siedlung aus der Notwendigkeit entstanden, an einem strategischen Punkt entlang der Handelsroute von Tibet nach Kathmandu eine Versorgungsstation zu erhalten.

Wir erreichen Deng, das sich auf einem kleinen Vorsprung des Bergrückens drängt. Das verlockende blaue Viereck ist Teil einer Hauswand auf der nächsten Nase, die oberhalb etwas abgeplattet ist und somit einer weiteren Mini-Siedlung die notwendigen Fläche bietet. Deng ist trostlos und armselig. Vielleicht färbt auch nur die unwirtliche Umgebung ab. Das einzig Lebendige scheint eine Gluckhenne zu sein, die ihre Küken spazieren führt. Als ein Hahn ums Eck biegt, plustert die Henne ihre Flügel und alle gelben Federbälle sausen auf ein geheimes Kommando zu ihr hin und schlüpfen unter Mamas Fittiche. Der Hahn schreitet auf die Henne zu, die sich vorsichtig duckt und die Flügel wie Vorhänge zum Boden hin spreizt. In deren Schutz sind bloß die unzähligen, dünnen Füßchen der Küken zu sehen. Ein lustiger Anblick: Eine Henne mit den 20 Beinen. Die Situation selbst dürfte jedoch nicht witzig sein. Der Hahn bleibt dicht vor der Glucke stehen und senkt seinen Kopf. Die Henne hebt ihren Schnabel indes zum Hahn und so verharren sie, Schnabelspitze an Schnabelspitze und tragen einen stillen Kampf aus. Die Henne gewinnt. Abrupt dreht der Hahn ab und stolziert davon. Gibt ja noch andere Weiber auf dieser Welt signalisiert seine trotzige Haltung.

Asheem wartet. Er wundert sich wahrscheinlich über unsere Fotomotive. Eidechsen, Hennen, Schmetterlinge, Spinnen. Reisgarben, Rapsblumen, Maiskolben. Kinder, Frauen, Männer. Flüsse, Wasserfälle, Brücken. Berge, Berge und nochmals Berge. Vielleicht überrascht ihn aber auch nichts mehr. Touristen sind bekannt dafür, dass sie alles, wirklich ALLES knipsen.

Die mit blauem Wellblech verkleidete Wand gehört tatsächlich zu einer Lodge. Wir sind die ersten Gäste und suchen uns das beste Zimmer aus. Der Unterschied ist minimal. Wir nehmen das mit dem kürzesten Weg zur Dusche und zur „Dining Hall“. Bis wir das Geheimnis um diese Bezeichnung lüften, versuchen wir es mit der versprochenen „Hot shower“.

Aus der gestrigen Erfahrung klüger geworden, ziehe ich mir den Anorak über, bevor ich mir den Mechanismus dieses Durchlauferhitzers erklären lasse. Das Prinzip ist dasselbe. Eine große rote Gaskartusche speist einen kleinen weißen Kasten, in dem ein winziges blaues Flämmchen für Wärme sorgen sollte. Diesmal brennt sogar das Gas und nicht das Plastik, aber es geht sofort wieder aus. Und wieder an. Und wieder aus. Warm, kalt, warm, kalt pulst es aus dem Schlauch. Das ist Kneipen und hat mit „Hot shower“ wenig zu tun.

Der Hausbesitzer macht sich mit Isolierband und Draht an den Schläuchen zu schaffen.

Ich warte derweil im Zimmer und ziehe mir die Kappe über die verschwitzten Haare. Der Wind, der ums Haus pfeift, ist kühl und mein komisches Schluckweh gemahnt mich zur Vorsicht.

Markus steht vor dem Eingang Schmiere. „Jetzt funktioniert sie“, gibt er die gute Nachricht vom Hausbesitzer an mich weiter. Rasch ziehe ich mich aus, wickle mich ins Handtuch und sause ins Freie. Fehlalarm. Der Typ steht immer noch im Duscraum. Ich spüre den kalten Luftzug und mache postwendend kehrt.

Wenn sich jetzt der Leser fragt, weshalb ich nicht besser gekleidet zur Dusche schreite, so erkläre ich das nun ein letztes Mal. So ein „common bath room“ hat mit einem Bad unserer Vorstellung rein gar nichts zu tun. Außer dass darin Wasser fließt. Aber auch das ist nicht immer gewährleistet. Nepalesische, oder besser gesagt, eigens für Touristen von Nepalesen

erbaute Duschen ähneln einer winzigen Gefängniszelle aus Beton. Vorne eine Holz- oder Blechtüre, die sich selten verriegeln lässt, gegenüber ein offenes Loch, damit der Wind und neugierige Blicke ungehindert Zugang finden. Irgendwo im Boden, der meist rutschig wie Schmierseife ist, befindet sich ein Loch. Das erkennt man daran, dass sich dort als erstes ein See bildet. Ich habe noch nie einen Abfluss erlebt, der diese Bezeichnung verdient. Das Mauerloch (sprich Fenster) ist der einzige Ort, an dem etwas abgelegt werden kann. Meistens ist dieses Sims mit Reststücken von Seifen, abgebrochenen Zahnbürsten, aufgeweichten Pflastern und ähnlichen Hinterlassenschaften vorangegangener Benutzer belegt. Allein die kurzfristige Anbringung eines Handtuches stellt jedes Mal eine Herausforderung dar. Ganz zu schweigen von Hosen, Socken, Schuhen, etc. Alles würde unweigerlich angespritzt werden. Vorausgesetzt, Wasser fließt. Womit ich wieder beim ursprünglichen Problem angelangt bin.

Markus ruft mich. Jetzt würde tatsächlich heißes Wasser kommen, versichert er mir. Er habe es selbst ausprobiert. Frierend verschwinde ich in dem Betonverlies. Das Handtuch stopfe ich in den Spalt oberhalb der Tür. Für einen Moment lang kann ich tatsächlich wohlig temperiertes Wasser über meinen Rücken rinnen lassen. Aber dann mache ich eine falsche Bewegung und das Isolierband verweigert den weiteren Dienst. Ein Strahl eisigen Wassers ergießt sich über meine Brust und lässt sich nicht stoppen. Beidhändig versuche ich, die Schlauchenden wieder miteinander zu verbinden, dabei spritzt das Wasser wie aus einer Düse in alle Richtungen. Entnervt werfe ich mir das Handtuch über und rette mich ins Zimmer. Vor Kälte bibbernd verkriechen mich in den Schlafsack und massiere meinen Hals, in dem der Schmerz mahnend pocht.

Markus lässt die Dusche reparieren, bevor er zum Wagnis der Körperhygiene schreitet. Als er eine halbe Stunde später laut fluchend zurück kommt, habe ich mich im Daunenkokon schon wieder erwärmt und kann über Markus' Wutausdrücke lachen. So kenne ich ihn gar nicht.

Die „dining hall“ versöhnt uns wieder mit Nepal. Der längliche Glaskasten bietet Schutz vor dem Wind und heizt sich selbst mit wenigen Sonnenstrahlen so weit auf, dass man es darin mit einer Faserpelzjacke gut aushält. Wir sind jetzt auf 1.800 Meter Höhe und die Hitzeregionen haben wir längst unter uns gelassen. Neben den angenehmen Temperaturen hat die Bergwelt auch den Vorteil, dass man das Brunnenwasser trinken kann und nicht mehr auf die schal schmeckende Flüssigkeit der Plastikflaschen angewiesen ist.

HEIMATABENDVERWEIGERUNG

Im Laufe des Nachmittags treffen mehr Touristen ein, seltsamerweise sind es nur Frauen in Begleitung aufdringlicher Guides, die glauben, für Unterhaltung sorgen zu müssen. So wird für den Abend flugs eine Veranstaltung organisiert, auf der Einheimische aus Deng Lieder vortragen und dazu tanzen. Das Pendant unser Heimatabende mit Schuhplattlern. Wir lehnen dankend ab und verschwinden nach dem Nachtmahl ins Zimmer. Asheem klopft und bittet uns zu kommen, die Musik habe bereits angefangen. Da wir jedoch verweigern, sagt er, es würde auch reichen, wenn wir wenigstens den Eintritt bezahlen würden. Als kleine Spende für die Dorfbewohner. Etwas konsterniert blickt er auf den 100 Rupienschein, den ich ihm daraufhin in die Hand drücke. Wahrscheinlich hat er sich mehr erwartet.

Als er mit dem Ausdruck von Fremdschämen mit der Banknote wieder abgezogen ist, schleichen wir uns zum Zähneputzen zu einem Brunnen an der „mainroad“. Vom „bath-room“ haben wir beide die Schnauze voll. In der „dining hall“ ist das Spektakel noch voll im Gange, während wir mit Stirnlampen und Zahnpaste hantieren. Dummerweise lockt der Lichtkegel unzählige fliegende Insekten an, die vor dem Gesicht umherschwirren und unbedingt die Mundhöhle erkunden wollen. Ohne künstliches Licht ist es jedoch stockdunkel, man würde die Hand nicht vor den Augen erkennen können. Eine Dunkelheit, die es zuhause schon lange nicht mehr gibt. Mit Straßenlaternen und beleuchteten Schaufenstern haben wir die Nacht abgeschafft.

Mich fasziniert das undurchdringliche Schwarz. Wenn ich nächtens erwache, starre ich gerne mit weit geöffneten Augen in dieses Nichts, das sich so eng an mich schmiegt, dass ich nicht einmal eine Fingerkuppe auf meiner Nasenspitze wahrnehmen kann. Wie ein kleines Kind wiederhole ich das Experiment mit der unsichtbaren Hand, die von der Schwärze verschluckt wird. Dabei wundere ich mich, dass ich mich nicht bedroht fühle; im Gegenteil, eine ungekannte Geborgenheit breitet sich in mir aus und strömt in die Weite hinaus, weil da nichts mehr ist, das eine Wahrnehmungsbarriere bildet.

8. Tag, Donnerstag, 3.10.2013

Das komische Halsweh ist ebenso hartnäckig wie der nächtliche Regen. Und es drückt gleichermaßen die Stimmung. Vorsichtig stecke ich meine Nase in die Morgenluft. Der Geruch gleicht dem eines schlecht gewarteten Luftbefeuchters. Es nieselt. Vor den Türen der Nebenzimmer stehen bereits gepackte Rucksäcke. Die deutschen Frauen wollen früh aufbrechen. Die blonde Chefin hat ihren zwei Schützlingen gestern nebst Kräuterteebeuteln gute Ratschläge zur Erkältungsvermeidung erteilt. Heute rotzt sie permanent ins Taschentuch. Beim Frühstück schwärmt sie von den berührenden Eindrücken des letzten Abends, den wir leider – ach ja wie geht es übrigens deinem Halsweh? – versäumt haben. Das ganze Dorf sei aufmarschiert und habe gesungen, während die Kleinsten sich im Ringelreihen drehten und Tanz simulierten. Etwas derart Authentisches habe sie noch nie erlebt. Ich sehe in ihre glasigen Augen (hat sie Fieber?) und wünsche all unseren Schuhplattlern auf den Heimatabenden zuhause solche Frauen im Publikum.

„Habt ihr wenigstens die Musik vernommen?“, fragt sie mich.

Ich schüttle nur verneinend den Kopf und verschweige die Oropax, mit denen ich mich vorsorglich verpfropft hatte.

Die drei Frauen brechen in strömendem Regen auf. Wir bestellen eine weitere Tasse Tee. Ein Huhn steht an der Schwelle, hackt drei Mal hintereinander mit dem Schnabel hart aufs Holz, hält den Kopf schief und schaut. Als nichts passiert, schreitet es mit zackigen Schritten durch die dining hall auf unseren Tisch zu. Erwartungsvoll blickt uns die Henne mal mit dem rechten mal mit dem linken Auge an. Dabei muss sie den Kopf ein wenig neigen und der rote Kamm lappt von einer Seite auf die andere. Ich wurde noch nie von einem Huhn angebettelt und entwickle ein schlechtes Gewissen, weil keine Brosamen zum Verstreuen übrig sind.

Der Regen geht wieder in leichtes Nieseln über, am Horizont schlägt der Himmel einen Zipfel der Wolkendecke zurück und lugt blau zu uns herunter. Das Signal zum Aufbruch. Asheem ist hochofren, dass es endlich weiter geht und organisiert die Rechnung. Es ist ein tägliches Ritual geworden, dass er mir die Aufstellung der konsumierten Speisen und Getränke plus der Nächtigungsgebühr bringt. Ich werfe immer nur einen Blick auf die Endsumme und notiere mir gedanklich die Differenz zu den 5.000 Rupien, die wir im Schnitt verbrauchen dürfen. Bisher

lagen wir darunter, aber es wird mit zunehmender Höhe sicherlich teurer werden. Heute sticht mir jedoch ein „dhal bat“ ins Auge.

„Asheems Essen steht schon wieder auf der Rechnung“, sage ich verärgert zu Markus. „Oder immer noch“, füge ich hinzu, denn ich hatte die Rechnungen nie im Detail kontrolliert.

„Dann müssen wir das Thema ein für alle Mal ausdiskutieren“, sagt Markus mit hörbarem Seufzer. Die Frage ist nur mit wem, da Asheem diesbezüglich kein Englisch verstehen will.

DIE AUSSPRACHE

Als Asheem das Geld abholen will, teilen wir ihm mit, dass es ein Problem gäbe und wir dies gemeinsam mit ihm unter Beiziehung des Lodge-Besitzers, der gut Englisch kann, besprechen möchten. Asheem steht wie vom Donner gerührt. Ein Kübel mit kaltem Wasser über den Kopf geschüttet, hätte ihn weniger erschreckt. Gleich einem geprügelten Hund schleicht er hinter uns in die dining hall. Uns ist das Ganze nicht weniger unangenehm.

Asheem hält den Blick gesenkt, während wir dem Lodge-Besitzer unsere Situation erklären. Wir sagen, dass wir mit Asheem sehr zufrieden seien, mit seiner Arbeit, seiner Verlässlichkeit und seiner netten Art. Das einzige Problem sei die Sprachbarriere, die immer wieder zu Missverständnissen führe und deshalb bitten wir nun unser Anliegen für Asheem zu übersetzen. Der Lodge-Besitzer nickt.

Wir erklären unsere Vereinbarung mit Rishi, die besagt, dass wir 15 Dollar pro Tag für Asheem bezahlen, er aber dafür selbst für Kost und Logis aufkommen muss.

Der Lodge-Besitzer nickt.

In Ausnahmefällen, wenn wir in übermäßig teuren Unterkünften nächtigen würden, sei es für uns selbstverständlich Asheem einen Zuschuss zu geben.

Der Lodge-Besitzer nickt.

Aber wir wollten eben nicht, dass diese freiwillige Kostenübernahme zur Dauereinrichtung würde, wie die Rechnung mit dem Essen Asheems heute zeigt.

Der Lodge-Besitzer nickt.

Und schweigt.

Während wir darauf warten, dass er Asheem die Situation erklärt. Aber nichts dergleichen passiert. Als wir ihn zur Übersetzung auffordern, ist er mit einem Satz fertig. Ob das hilfreich war?

Asheem, der bei der Erwähnung von Rishis Namen zusammenzuckte, zeigt eindeutige Fluchttendenzen. Auch ich würde diese einseitige Unterhaltung gerne beenden. Aber Markus nützt die wohl letzte Gelegenheit, klaren Tisch zu schaffen.

„Wie läuft das bei den übrigen Touristen?“, will er vom Lodge-Besitzer wissen. „Zahlen die alles zusammen oder bekommen die Träger getrennte Rechnungen?“

„Separat“, flüstert der Lodge-Besitzer, als hätte er ein furchtbar schlechtes Gewissen, Asheem mit diesem Wort in den Rücken zu fallen.

„OK“, sagt Markus, „dann machen wir das in Zukunft auch so.“

Ich forsche in Asheems Gesicht. Ist er enttäuscht? Hält er uns für geizig? Als ich aus seiner heiteren Miene, die mit Beendigung des Gesprächs plötzlich erstrahlte, nichts ablesen kann, frage ich mich: Warum ist mir das wichtig? Ein Träger ist ein Arbeiter, der für eine gewisse Zeit Dinge für mich tut, gegen sehr gute Bezahlung, gemessen am nepalesischen Durchschnittseinkommen. Von einem Installateur wünsche ich schließlich auch keine Freundschaft sondern eine Beseitigung der Abflussverstopfung.

Warum also lege ich Wert auf Asheems Gefühle? Lauert da im Hintergrund das schlechte Gewissen der reichen Europäerin, die sich einen Sklaven leisten kann? Es wäre für uns natürlich nicht viel Geld, wenn wir auch noch Asheems tägliche Ausgaben übernehmen würden. Allerdings hätte wir das vor dem Bargeldwechsel wissen müssen, im Nachhinein unser Budget zu erhöhen, ist mangels Bankomaten nicht mehr möglich. Gleichzeitig aber weiß ich, dass Asheem in diesen 6 Wochen mit uns mehr verdient, als ein Lehrer an einer Dorfschule in einem halben Jahr. Deshalb gilt es Augenmaß zu halten, zwischen fair entlohnen, großzügig sein und sich nicht wie eine dumme Kuh melken zu lassen.

Wenn ich Asheems entspanntes und glückliches Gesicht ansehe, dann habe ich das Gefühl, dass wir mit dieser Aussprache das Richtige getan haben. Er ist aus der (sicher unwiderstehlichen) Versuchung uns auszunutzen entlassen und es geht ihm trotzdem materiell sehr gut bei uns. Das Thema kommt auch nie wieder zur Sprache.

IM SCHONGANG DEN KEIM ERSTICKEN

Es ist bereits halb neun, als wir Deng endlich verlassen. Der Regen hat zwar aufgehört, aber die graue kompakte Wolkendecke knapp über uns sabbert weiter und sondert permanent feines Nieseln ab. Mein Halsweh kann sich nicht auf trockene Luft hin ausreden. Mit zunehmender Höhe wird es Tag für Tag ärger. Was wird mich oben am Pass erwarten? Auf Anraten der deutschen Touristin habe ich heute Morgen ein Aspirin geschluckt. „Du musst das gleich im Keim ersticken!“, sagte sie zu mir im Brustton der Überzeugung. So wie Deutsche eben sind, wenn sie einem etwas erklären dürfen (man sollte sie nicht fragen). Ich habe seit der Tablette eher das Gefühl *mich* zu ersticken, während dieser dicke Knoten im Hals immer mehr anschwillt. Vielleicht bin ja ich der Keim der Krankheit. Meine Laune passt sich dem Wetter an, ist grau und trübe.

Vor uns leuchtet ein Flecken in einem unnatürlichen Rot. Dunkler Wein mit einem Schuss Violett. Darüber die Steinhäuser eines Dorfes, eingebettet in sattes Gelb. Die Neugierde lässt uns den steilen Anstieg rasch bewältigen. Es sind Gemüsefelder. Den ölhaltigen Raps, der in voller Blüte steht, kennen wir von zuhause. Aber was sind diese komischen Büschel, die wie dünne Fuchsschwänze senkrecht in die Höhe stehen, in einer Farbe für die sich Punks erwärmen könnten? Asheem findet kein Wort für diese Pflanzen. Ich lasse die samentragenden Rispen durch meine Finger gleiten. Winzige Kügelchen erinnern mich an Futterkolben, die man in die Käfige von Kanarienvögeln hängt. Hierzulande besteht diesbezüglich wohl kaum Bedarf. Ich lüfte für die Leser das Geheimnis an dieser Stelle (ich erfuhr es erst nach langer Recherche im Internet): es ist das reife Korn einer speziellen Sorte von Amaranth.

Hinter dem Dorf, bei einem kleinen Bach, dreht ein Wasserrad den schweren Mahlstein einer Mühle. Sie wird von einem Mann bedient, der einen leicht verschimmelten Eindruck macht. Der feine Mehlstaub hat ihn mit einer weißen Puderschicht überzogen, jedes einzelne Barthaar ist mit Staub ummantelt, die Wimpern, die Augenbrauen, einfach alles. Nachdem ich ihn bei seiner Tätigkeit mit Blitzlicht fotografiert habe, hält er mir sein Amulett hin. Es ist die typische tibetische Abfolge von Schmucksteinen: Koralle, Türkis, Koralle. Will er es verkaufen, oder mich damit in die Flucht schlagen? Vorsichtshalber zücke ich einen Geldschein. Entweder habe ich mich preislich grob überschätzt oder sonst einen Fauxpas begangen.

Jedenfalls reagiert der Mann mit lauter Stimme und schüttelt sein Amulett, woraufhin er in einem Mehlstaubnebel verschwindet. Wir machen auch eine Wolke und schauen, dass wir weg kommen, bevor wir verhext werden.

Zwischen dem Dorf und unserem Zielort Ghap liegt ein wunderschöner Wegabschnitt. Wie schon so oft, verengt sich das Tal zur Schlucht. Diesmal bleibt der Weg jedoch oberhalb der Klamm und verläuft eben durch einen lichten Pinienwald. Tief drunten tost der Wildbach. Nur an wenigen, ziemlich ausgesetzten Stellen ist ein Blick zur milchigen Gischt hinab möglich. Nach der imposanten Schlucht treten die Felswände ein Stück weit zurück und machen einigen Maisfeldern Platz, die unterhalb von sprühenden Wasserfällen dem steilen Hang abgerungen wurden. Einer dieser Wasserfälle hat es uns besonders angetan. Ich merke, wie Markus' Schritt langsamer wird und sein Blick dauerhaft nach rechts gerichtet ist. Wir stolpern einer weißen Kaskade entlang, deren Schönheit nicht im freien Hinabstürzen liegt, sondern im Rinnen. Über glatt polierte Felsflächen gleitet das Wasser dahin, fächert sich auf, bildet glitzernde Rüschen, Bogen um Bogen. Langsam, sodass das Auge mitwandern kann, sich an einer Struktur, einem Schwall festhält, mit ihm über die Rutschbahn fährt und schließlich an der Kante abhebt und fällt.

Zum Glück liegt Ghap ganz in der Nähe und wir können zu diesem Naturschauspiel zurückkehren, sobald wir ein Zimmer gefunden haben.

Die erste Lodge besticht vor allem durch den Blumengarten, einem orangen Meer aus Tagetes auf dem einige Dahlienkugeln wie rosa Signalbojen schwimmen. Die deutschen Frauen sitzen gerade beim Mittagessen. Mitleidig betrachten sie uns, als wir uns einquartieren. „Sicher sehr vernünftig sich zu schonen“, meinen sie in Anspielung auf mein Halsweh. Sie haben nicht einmal die Hälfte ihres vorgenommenen Weges zurückgelegt. Eine von ihnen, mit roter Nase und verquollenen Augen drückt eine Tablette aus der Packung. „Antibiotika“, sagt sie, „man muss die Krankheit im Keim ersticken.“ Diesen Satz kenne ich. Heute Morgen waren es noch Aspirin. Und gestern Abend hätten Kräuterteebeutel diesen Zweck erfüllen sollen.

Ich dusche kalt. Nicht wegen der Keimerstickung, sondern weil es in dieser Lodge nicht einmal das Versprechen eines heißen Wassers gibt. Danach warte ich bibbernd im Daunenschlafsack, bis Markus die Tortur ebenfalls hinter sich gebracht hat. Unser Zimmer (auf 2.160 Metern Höhe) besitzt drei Fenster, oder besser gesagt, Löcher für drei Fenster. Bislang hat das Glas nur für eines gereicht („not ready yet“, sagte der Lodge-Besitzer). Die anderen sorgen entweder für kalten Durchzug, oder für Dunkelheit, wenn die hölzernen Läden geschlossen sind.

Aber wir dürfen uns nicht beklagen. Die Küche verfügt weder über Fensterlöcher, noch über einen Kamin. Sie besteht einfach nur aus drei rohen Steinmauern um ein offenes Feuer. Als Dach dient eine himmelblaue Plastikplane, die sich über dem dichten Qualm wölbt. Wenn der Wind an der Plane zerrt, flappt diese mit einem Knall auf und nieder und entlässt eine dunkle Rauchwolke, die zielsicher unser Zimmer ansteuert und sich darin mit selchigem Gestank einnistet.

Wir fliehen ins Freie. Zu unserem Erstaunen ist die Küche der meistbesuchte Raum in der Lodge. Aus den unterschiedlichen Hustgeräuschen schließen wir auf fast ein dutzend Nepalesen, die sich um das Feuer drängen. Wir rufen nach Asheem. Mit geröteten Augen tritt er aus der Räucherammer, nimmt schnell unsere Bestellung auf und verschwindet sofort wieder in der Küche, einen brenzligen Geschmack hinterlassend, dem selbst an der frischen

Luft eine auffallend lange Lebensdauer beschieden ist. Eine halbe Stunde später staunen wir über die knusprig gebratenen Momos, die uns anstelle der erwarteten schwarzen Kohlestückchen serviert werden. Sie schmecken ausgezeichnet.

AUSFLUG ZUM WASSERFALL

Ohne Asheem nochmals ans Tageslicht zu zerren, verlassen wir die Lodge und suchen den imposanten Wasserfall auf. Mit Betonung auf Suche. Denn es ist schwierig, einen Weg durch die abgeernteten Terrassenfelder zu finden und wir irren erst im Dickicht von getrockneten Maisstängeln und Dornen umher, bis uns Einheimische die Richtung weisen. Daraufhin folgen wir einem kaum sichtbaren Trampelpfad quer durchs Gemüse. Buchstäblich. Denn der Boden ist übersät mit seltsam behaarten Pflanzen, die bohnenartige Schoten hervorbringen.

Die Nepalesen sind Meister in der Kunst der richtigen Fruchtfolge. Dünger gibt es hier kaum und Monokulturen würden die Erde in kurzer Zeit auslaugen.

„Vielleicht sind es Bohnen“, meint Markus, „sogenannte Woll- oder Fellbohnen“.

Eigentlich hatte ich mir längst abgewöhnt, ihm botanische Fragen zu stellen. Markus kennt jede Blume. Er nennt sie alle beim Namen. Bei *einem* Namen: „Dotterblumen.“ Mich wundert, dass er nicht antwortete, dass die Schoten Samen von Dotterblumen enthalten würden, also quasi Dotterbohnen seien.

Wir steigen einen steilen Hang hinauf, bis wir dem Wasserfall auf halber Fallhöhe gegenüber stehen. Eine kleine Schlucht trennt uns von der Stelle, wo das Wasser auf dem Boden aufspritzt und, nachdem es einen Haufen Steine nass gemacht hat, sich als dünnes Rinnsal im hohen Gras davon schleicht.

Es ist verwunderlich, wie das bisschen Wasser auf der glatten Felswand so ein Schauspiel hervorbringen kann. Mit seinem steten Fluss hat es den Stein von allen Pflanzen befreit, einen breiten, vertikalen Streifen in die Moose und Flechten rasiert, die so gerne an feuchten Plätzen haften. Während ringsum die Felswand dunkel verwittert und von schwarzen Runzeln durchzogen ist, aus denen Grünzeug quillt, ist die Bahn des Wassers makellos glatt und von beiger Farbe. Durchsichtiges Wasser würde auf dieser ebenmäßigen Leinwand verschwinden, aber das Bächlein pulsiert, schickt die Flüssigkeit stoßweise ins Tal und jeder Schwall schäumt an der vordersten Front zu weißen Blasen auf. Wellenförmige Muster, wie sonst nur eine Meeresgischt auf den flachen Strand wirft, rollen die sandfarbene Rutschbahn hinab. Die Schaumspitzen gleichen den filigranen Zacken von Häkeldecken, sie überholen sich, schließen sich zu größeren, forscheren Gebilden zusammen, um sich an flacheren Stellen wieder breit aufzufächern oder sich an Vorsprüngen gemeinsam als dicker Strahl abzuseilen. Das Auge wandert mit, heftet sich oben an einen Schwall und folgt seinem Lauf hinab bis zum Verspritzen auf den schwarzen Steinen. Blickt man danach in die Landschaft, entsteht ein lustiges optisches Phänomen: man hat das Gefühl, das Gelände stürze an einem vorbei nach unten, oder man selbst hebe wie eine Rakete in den Himmel ab.

Nur ein paar Meter weiter gischtet der größere Bruder des Wasserfalles die Felswand hinab. Er hat sein altes, tief in den Stein geschwemmtes Bett verlassen und ist dabei, sich daneben eine neue Rutsche zu bauen. Oben beginnt das Spektakel mit einer Schanze, über die das Wasser hinausschießt, darunter in ein poolähnliches Loch eintaucht, sprudelnd daraus hervorquillt um kurz in einer Wanne wie in einer Halfpipe hin und her zu schwingen, bevor es sich in ein Kamin stürzt. Für einige Meter ist es im Felsen verschwunden, man hört nur das

Gurgeln, danach tritt es schäumend wieder zu Tage, fällt aus großer Höhe auf einen Felszacken und zerstiebt zu einem breiten, weißen Bogen; bildet ein Schirm aus glitzernden Tropfen, die am Schluss schwer auf die dunklen Kiesel klatschen, die den Boden säumen.

Mit dem Fernglas in der Hand betrachten wir den Abenteuerspielplatz des Wassers und stellen uns vor, wie es wohl wäre, sich darin abzuseilen, Canyoning zu machen.

„Kalt“, sind wir uns einig.

„Und nass“, fügt Markus mit todemster Miene hinzu, „wir hätten doch den Neoprenanzug mitnehmen sollen.“

„Ja, und die Akkubohrmaschine, Haken und ein Seil“, ergänze ich.

Zum Abendessen teilen wir uns einen kleinen, rauchfreien Raum mit zwei anderen Touristen. Das matte Licht der einzigen Energiesparlampe in der Lodge reicht gerade aus, um die Köpfe unserer Tischpartner sichtbar aus dem Dunkel abzuheben. Es sind Taiwanesen, die jedoch keinen Wert auf Unterhaltung legen.

Asheem tritt hustend aus der Küche ins Freie um sich eine Zigarette anzuzünden. Wegen der Kälte inhaliert er hastig. Danach verschwindet er rasch wieder unter der blauen Plastikplane, wo sich seine Silhouette in Rauch auflöst. Alle halten sich strikt an das „no-smoking“ Schild. Nur das Herdfeuer nicht.

9. Tag, Freitag, 4.10.2013

Anstelle der Helligkeit werden wir von beißendem Rauch geweckt. Der gibt meinem Halsweh zusätzlichen Reiz. Es ist aber nicht nur das Herdfeuer, das für die Zubereitung des Frühstücks angeheizt wird, sondern etwas, das über den normalen Qualm hinausgeht. Etwas Vertrautes, mit einer harzigen, aber auch süßlichen Komponente. Ein Waldbrand? Verschlafen spähe ich durch das einzige Fenster nach draußen und sehe den Hausherrn, der mit einem glosenden Bündel mintgrüner Zweige durch die Gänge marschiert. Vor jeder Türe malt er eine schwungvolle Acht aus weißem Nebel, anscheinend räuchert er nebst den Touristen auch böse Geister aus. Und dann erinnere ich mich plötzlich, woher ich den Duft kenne. Es ist Hanf. Die typischen Blattformen habe ich schon am Wegrand wuchern gesehen. Niemand, der jemals Haschisch geraucht hat, wird diesen Geschmack vergessen. Die harzigen Äste, die den getrockneten Hanf umschließen, dürften von einer Art Wacholder stammen.

BLIND DATE

Während ich missmutig, mit bis über die Nase hochgezogenem Halstuch dem Hausherrn bei seiner Luftverpestung zusehe, schiebt sich plötzlich ein Schatten vor das Fenster. Ich hatte zwar die Schritte auf dem hölzernen Gang draußen kommen gehört, aber nicht erwartet, dass sie genau vor dem Fenster halt machen würden. Erschrocken weiche ich zurück. Der nepalesische Führer der Taiwanesen bleckt seine Zähne zu einem diabolischen Grinsen und streckt mir dann die Zunge heraus. Ich will mich gerade empören, da fällt mir ein, dass ich für ihn unsichtbar bin. Die Scheibe ist nämlich verspiegelt. Und genau diesen Umstand nutzt der Mann, um sein Gesicht und alle darin beweglichen Teile und klaffenden Löcher im Detail zu inspizieren. Mit geräuschlosen Gesten mache ich Markus auf die grimassierende Gestalt vor unserem Fenster aufmerksam. Sie gewährt uns tiefe Einblicke bis zu den hinteren Zahnreihen, in die geblähten, von Haaren fast vollständig zugewucherten Nasenlöcher und

auch in die Ohrmuscheln, wobei wir hier den eindeutig besseren optischen Standpunkt haben. Wir müssen nicht schielen, um zu erkennen, dass auch dort ein kleiner Fellteppich sprießt. Als wir glauben, die Vorstellung sei vorbei, beginnt der Mann, sich zu auf die Wangen zu schlagen. Erst kurz hintereinander abwechselnd mit der einen und der anderen flachen Hand. Danach hält er inne, wie um der Intensität des Schmerzes nachzuspüren. Nach der kurzen Pause setzt er das Abklatschen fort, rechts, links, rechts, links, immer schneller, immer fester. Ich schaue Markus fragend an, der zieht die Augenbrauen in die Höhe, um seiner Verwunderung Ausdruck zu verleihen und zuckt mit den Schultern. Der Nepalese haut jetzt richtig zu, das Patsch-Patsch ist deutlich zu hören und die dunkelbraune Haut glüht rot auf. Damit ist der Zeitpunkt gekommen, aufzuhören. Sichtlich zufrieden, fast zärtlich streicht der Mann über die roten Backen, zieht eine letzte Schnute und verabschiedet sich lächelnd von seinem Spiegelbild.

Endlich dürfen wir das Lachen aus unseren gekrümmten Körpern befreien, ich japse regelrecht nach Luft, während mir Tränen über die sicherlich ebenfalls geröteten Wangen kullern. Wahrscheinlich hört man unser Gelächter bis in die Küche hinunter, denn Asheem mustert uns fragend, als wir kurz darauf, noch immer grinsend zum Frühstück erscheinen. Unsere gute Laune überträgt sich auf die Taiwanesen. Sie blicken frohgemut in die tief hängenden Wolken. Einer ruft sogar: „What a sunny day!“. Offenbar hält er die grauen Striche am Horizont für Lichtspuren einzelner Sonnenstrahlen. Eine halbe Stunde später trifft der Regen in Ghap ein und begleitet uns den ganzen Tag.

SUNNY DAY?

Wir traben in den Regenponchos los. Was bleibt uns anderes übrig, als den Weg fortzusetzen? Natürlich haben wir uns die Trockenzeit anders vorgestellt. Aber auf zahlreichen Reisen der letzten Jahre, bei denen wir stets versuchten ideale klimatische Bedingungen zu nutzen, bekamen wir immer wieder zu hören, dass es sich um ein „sehr unübliches Jahr“ handle, welches sich weder an Jahreszeiten noch an Trockenperioden halte. Dieses „very unusual“ war für uns zum verhassten Synonym für den nicht einschätzbaren Klimawandel geworden, der eine vernünftige Reiseplanung ad absurdum führen konnte. Gemäß dem Wechselspiel zwischen Monsun und der niederschlagsarmen Zeit sollte es im Oktober und November in dieser Region in Nepal kaum mehr Regenfälle geben. Doch was Jahrhunderte lang Gültigkeit besaß, ist in den letzten zehn Jahren durch einen Zufallsgenerator ersetzt worden. Bei der Reisevorbereitung bin ich auf den Bericht eines Engländers gestoßen, der den Manaslu-Trek während der Regenzeit in Angriff genommen hatte. Ich habe mir beim Lesen gedacht, wie bescheuert oder uninformiert muss einer sein, um im Monsun im aufgeweichten Gatsch um einen 8.000er zu wandern, ohne ihn jemals zu Gesicht zu bekommen. Aber der Mann hatte ein Glücklos gezogen. Seine Fotos zeigten strahlend blauen Himmel, während wir nun, zur besten Reisezeit, im Morast versinken.

Noch ist das schlechte Wetter nur lästig. Wir versäumen keine spektakulären Bergblicke, da wir in einem Wald gefangen sind, der nur Sichtweiten von 50 Metern zulässt. Nicht dass die Bäume so dicht stünden, es sind viel mehr die Pflanzen, die auf den Ästen wachsen. Die Vegetation stapelt sich regelrecht übereinander, bildet eine üppige Mauer aus Gebüsch, knorrigen Rhododendronstämmen, Farnbüscheln, Moostepichen und haarigen Girlanden, die wie Spinnweben die Baumkronen vernetzen. Ein faszinierender Urwald, der dank des Regenwetters noch eindrucklicher erscheint. Dünnes Nebelgespinst hängt in den Zweigen,

Blätter glänzen wie lackiert, Tropfen perlen von langen Moosfäden hinab. Die Luft tut meinem kratzigen Rachen gut, ich inhaliere sie tief und bewusst. Die Hoffnung, dass die beginnende Erkältung wieder verschwindet, ist größer denn je. Hier abseits von Rauch, Staub oder sonst einer Verschmutzung kann ich frei atmen. Ehrlich gesagt, genieße ich diesen Wegabschnitt, obwohl ich unter dem Nylonponcho schwitze und fluche, wenn der Schlamm meinen Schuh gefangen hält und erst nach einem äußerst unappetitlichen Schmatzen wieder frei gibt. Aber so ein verzaubert wirkender Märchenwald existiert zuhause nicht.

Asheem ist voraus geeilt. Er konnte nicht verstehen, was mich am heutigen Tag zu derart vielen Fotostopps veranlasst. Ans Ablichten von Dörfern, Wasserfällen, Viechern und Bergen war er schon gewöhnt. Aber Wald? Wo es nichts als Bäume gibt? Nasse, tiefende Bäume?

Ich stehe vor einem uralten Rhododendron. Von der schwarzen, grob borkigen Rinde ist kaum mehr etwas zu sehen, ein dicker Wust von hellem Moos hat den Stamm ummantelt. Auf diesem immerfeuchten Teppich sprießen Farnbüschel, die meisten bereits in der Palette der Herbstfarben leuchtend. Von weitem sah es aus, als würde der Baum von rostigen Flammen umlodert, jetzt aus der Nähe, offenbart sich erst die Vielfalt der Gewächse, die auf dem Rhododendron wurzeln. Ein eigener Mikrokosmos wuchert dem spärlichen Licht entgegen, das kaum durch die dichte Krone dringt. Andere Bäume scheinen sich nicht für Farne zu eignen. Nadelgehölze etwa. Sie tragen auf ihren Ästen dicke Rollen aus Moos, wie meine Oma früher einen Muff, in den sie bei Kälte von beiden Seiten aus die Hände hineinstecken konnte. Die knolligen Moosmuffe bilden einen starken Kontrast zu den dünnen Ästen, von denen die Nadelzweige so gerade wie Blei-Lametta herabhängen. Trauertannen nenne ich diese Sorte von Bäumen, die mit zunehmender Seehöhe immer häufiger werden und die die Rhododendren allmählich verdrängen.

Seltsamerweise begegnen uns keine wilden Tiere, obwohl sie sich wunderbar in diese Jurassicpark Kulisse einfügen würden. Nur Mulikarawanen kreuzen unseren Weg und mischen den Matsch mit ihren Exkrementen zu einem halbflüssigen, stinkenden Brei. Das dürfte auch den sonst in solch einem Umfeld allgegenwärtigen Blutegeln zu intensiv sein, denn unsere Beine bleiben verschont.

Nach dreistündiger Wanderung erreichen wir die nächste Ortschaft, Namrung genannt. Eine kompakte Ansammlung von Steinhäusern, die eine enge Gasse umschließen. Keines erweckt den Eindruck eines komfortablen Hotels. Es gibt auch nirgends ein Schild mit dem Hinweis auf eine heiße Dusche. Obwohl ich mich genau danach sehnen würde. Der Regenponcho hält zwar das Wasser von außen ab, sperrt aber die körpereigene Feuchtigkeit darunter ein. Statt regennass bin ich schweißnass. Der unangenehme Zustand unterscheidet sich bloß in der Temperatur.

Wir finden ein holzgetäfeltes Zimmer mit rosaroten Vorhängen und einem Tisch, der mit einem rot-weiß karierten Tuch bedeckt ist. Mit einem Wort: heimelig! Die tibetische Stoffbahn, die den Eingang verdeckt ist allerdings ein kleiner Stilbruch. Sie vermittelt eher einen klösterlichen Charakter. Egal. Praktisch ist der überdachte Balkon mit Wäscheleine, auf der wir unsere nassen Sachen aufhängen können.

Asheem wundert sich, dass wir nach dieser kurzen Etappe schon wieder aufgeben, zumal erst Mittagszeit ist, aber wir haben unsere Gründe: Erstens regnet es, zweitens haben wir Hunger, drittens könnten wir keine Lust aufbringen, nach dem Essen wieder in die feuchten Klamotten zu schlüpfen um weiterzugehen, viertens kämen, nachdem wir den Wald nun hinter uns gelassen haben, hohe Berge in Sicht, die wir – siehe erstens – wegen des schlechten Wetters nicht sehen würden. Und leider, fünftens, mein persönlicher Grund: das Halsweh ist deutlich schlimmer geworden.



Wald- Impressionen





Während draußen die nassen Sachen hängen und hoffentlich trocknen, versuchen wir drinnen irgendwie warm zu bleiben und die Zeit mit Kartenspielen zu vertreiben.



RAUBTIERFÜTTERUNG

Während wir auf das in der Küche bestellte heiße Wasser für eine Kübeldusche warten, strömen plötzlich ein Dutzend Nepalesen in das Restaurant. Gehen Einheimische mittags auswärts essen? Neugierig beobachten wir die Truppe. Es sind junge Menschen, knapp über zwanzig Jahre alt, vielleicht sogar jünger, die Hälfte von ihnen Frauen. Sie verteilen sich auf fünf Tische und streifen ihre nassen Jacken und dicken Pullover ab. Ein derber Geruch nach feuchter Wolle, Schweiß und kaltem Rauch breitet sich aus. In der Wärme der Gaststube entwickelt sich eine zusätzliche Duftnote: sie erinnert penetrant an einen läufigen Ziegenbock. Vielleicht ist es auch ranziges Testosteron. Die jungen Männer können es jedenfalls nicht lassen, den Frauen derart aufdringlich ihr Interesse zu bekunden, dass diese – obwohl sie anfangs mitspielen und durchaus kokettieren – rasch die Flucht ergreifen. Innerhalb von zehn Minuten ist die ursprünglich inhomogene Sitzordnung säuberlich nach Geschlechtern getrennt. Sechs Frauen quetschen sich rund um einen Tisch, während die Männer plötzlich viel Platz haben und ihre Anmache quer durch den Gastraum rufen müssen. Am Frauentisch wird hysterisch gekichert, sodass man geneigt ist das geschätzte Alter in die Pubertät vorzuverlegen. Wie um die Männer noch mehr anzustacheln, drücken die Frauen ihre Körper aneinander, umarmen sich oder sitzen sich gegenseitig auf dem Schoß, weil der Platz auf den kurzen Bänken ja doch recht beengt ist.

Amüsiert beobachten wir die Balz der Männer, keiner von ihnen kehrt den Frauen mehr den Rücken zu. Stattdessen knien sie auf ihrer Bank, die Blicke starr auf die Wortführerin am Frauentisch gerichtet. Sätze fliegen wie Ping Pong Bälle hin und her.

Ein Küchengehilfe schleppt Wasserkrüge herbei, zwei für jeden Tisch. Nur die Frauen greifen zu. Nepalesen benutzen keine Gläser, auch das Berühren eines Trinkgefäßes mit den Lippen ist tabu. Angesichts der hygienischen Verhältnisse eine gute Vorsichtsmaßnahme. Nur braucht es eine gewisse Übung, diese umzusetzen, ohne dabei versehentlich zu duschen. Die mutigste unter den Frauen, die den Männer nie eine Entgegnung schuldig geblieben war, greift als erste zum Krug. Sie lehnt den Kopf weit zurück, öffnet den Mund, schiebt den Unterkiefer vor, sodass er wie ein Gefäß die Flüssigkeit auffangen kann und kippt den hochgehaltenen Krug. Sie ist sich bewusst, dass alle Männeraugen auf sie gerichtet sind und zelebriert den Moment. Die von allen Seiten auf sie einströmende Aufmerksamkeit lässt ihre Energie jedoch überschießen, der resultierende Wasserschwall kann unmöglich vom aufgesperrten Mund bewältigt werden, strömt übers Kinn hinab und verschwindet im Grübchen des üppigen Dekolletees. Das Wasser ist sicherlich eiskalt, aber die junge Frau verzieht keine Miene. Sie tut so, als wäre gar nichts geschehen, als würde sie immer so trinken. Dabei färbt sich der Stoff ihres Shirts mit V-Ausschnitt überm Bauch vor Nässe dunkel.

Ich warte nur darauf, dass den jungen Männern der Speichel aus den offenen Mündern läuft, aber die Küchenmannschaft unterbricht den wet-T-Shirt-Contest (ich frage mich, ob die Frau das absichtlich getan hat) und schleppt ein Bataillon Kochtöpfe herbei. Eine regelrechte Raubtierfütterung beginnt. Fassungslos beobachten wir das Geschehen. Riesige Reisberge werden mit bloßen Händen durchwühlt und gemeinsam mit einer Linsensauce, die zwischen den Fingern hervorquillt, zu Matsch geknetet. Zusammen mit dem Gemüsecurry wird der Gatsch auf die weit herausgestreckte Zunge gehäuft, oder im Schnellverfahren in den offenen Mund geworfen. Falls die Treffsicherheit zu wünschen übrig ließ, kann der im Gesicht verteilte Reis im Zuge des Trink-Schütt-Vorganges abgewaschen und eingeschlürft werden. Niemand kaut mit geschlossenen Lippen, es wird bloß geschlungen. Die gierigsten unter den

Anwesenden senken ihr Kinn auf Tellerniveau ab, sodass sie das Essen mit der hohlen Hand wie mit einem Schaufelbagger in sich hinein befördern können. Sie heben den Kopf nur, wenn der Küchenjunge mit Nachschub kommt. Beim Dhal Bat, so nennt sich diese Speise aus Reis, Linsen und Gemüsecurry, wird der Teller so lange unaufgefordert nachgefüllt, bis der Esser per Handzeichen oder lautem Rülpsen k.o. gibt. Die Geräuschkulisse ist für westliche Ohren – nennen wir es vorsichtig – gewöhnungsbedürftig. Wobei ich keine Lust verspüre, mich für den Zweck der Gewöhnung öfters zum Zeuge einer derartigen Abspeisung machen zu müssen. Nach nur zehn Minuten ist das Spektakel vorbei. Der Restaurantbesitzer kassiert von jedem einen Hundert Rupienschein und schickt danach seine Helfer, um die Reste des Dhal Bats von den Wänden, Tischen und Bänken zu kratzen und mit der Kehrschaufel vom Boden zu schippen. Auch ich habe Dhal Bat bestellt. Ich bekomme es auf einem Porzellanteller mit Serviette, Messer und Gabel serviert. Die Teetasse steht auf einer Untertasse im gleichen Dekor. Dafür bezahle ich den dreifachen Preis. Eigentlich ungerecht, denn eine Generalreinigung ist nach meiner Mahlzeit nicht notwendig.

Als Asheem mit der Nachricht, dass das Duschwasser endlich warm sei, auftaucht, fragen wir ihn nach der Gruppe der jungen Männer und Frauen. Wir können uns noch immer nicht erklären, wohin sie gemeinsam unterwegs sind. Asheem sagt, es seien Leute aus diesem Tal, aus verschiedenen Dörfern, auf ihrem Heimweg. Sie hätten geholfen, Ausrüstung für eine Expedition am Mount Manaslu (er betont dabei das Wort Mount) zu tragen und kehrten nun mit dem Zahltag in der Tasche zurück.

„Wie viele Tage sind sie denn schon auf den Beinen?“, will ich wissen, denn der Manaslu, sorry: der Mount Manaslu scheint mir unendlich weit entfernt.

Asheem schaut verunsichert. „Yes?“

Ich wiederhole: „How long – Mount Manaslu to here?“

Asheem rechnet laut: „Basecamp to Samagaon 1,5 hours, Samagaon to here 4,5 hours, all together maybe 6 hours.“ Sein Blick auf die Uhr gibt ihm recht. „They started by daylight.“

Kein Wunder, dass Asheem uns für die langsamsten Menschen des Planeten halten muss. Seine Zeitrechnung deckt sich nicht mit der unsrigen. Gemäß unserem Plan sind wir noch Tage vom Manaslu Basecamp entfernt.

Asheem trägt mir den Kübel mit heißem Wasser bis vor die Tür zur Dusche, oder zu dem, was die Nepalesen den Touristen zuliebe als *shower* oder *bathroom* bezeichnen. Ich verzichte auf eine neuerliche Beschreibung der Zustände, die in so einem Betonloch herrschen. Natürlich hatte Rishi recht mit seiner Behauptung, man müsse nicht jeden Tag duschen. Um olfaktorisch mit den Einheimischen mitzuhalten, bräuchte es mindestens einen Monat ohne Wasserkontakt. Aber diesen Ehrgeiz zur Integration teile ich nicht. Lieber lasse ich mich verwundert anglotzen, wenn ich in der Küche um heißes Wasser betteln und bereit bin, dafür den Gegenwert von zwei Mittagessen hinzublättern (es wird der Teekannenpreis verrechnet). Es gibt nur einen diesbezüglichen Kompromiss: Markus und ich teilen uns den Kübel, wenn das Wasser siedend heiß ist.

Den Nachmittag verbringen wir, da es immer noch regnet, in unserem Zimmer. Markus legt eine Patience auf der rot-weiß karierten Tischdecke, ich krieche in den Daunenschlafsack, nachdem ich eine fehlende Glasscheibe durch eine mit Pflasterstreifen fixierte Plastikfolie ersetzt habe. Die Stunden vergehen langsam. Mangels Heizung bleibt auch Markus nichts anderes übrig, als in den Schlafsack zu schlüpfen. Es ist öde, bereits um 15:00 Uhr auf der Pritsche zu liegen und sich auf der harten Matratze Druckstellen zu holen. Dazu sind die

Nächte schon lange genug. Aber im Regen weiter zu gehen ist ebenso sinnlos. Wir sind im Zeitplan ohnehin zu weit vorne, da einige Ausflüge den Wetterverhältnissen zum Opfer gefallen sind. So hätten wir anstatt in Ghap ursprünglich in Prok, rund 300 Meter höher, nächtigen wollen, um am nächsten Tag zum 3.700 Meter hoch gelegenen See Kal-Tal aufzusteigen. Angesichts meiner Erkältung und der damit verbundenen Mattigkeit war ich froh, dem Wetter für diesen Ausfall die Schuld geben zu können. Aber langsam sollte sich Besserung einstellen. Und zwar auf beiden Seiten! Ein Blick durch meine Plastikfolie präsentiert mir nur dunkelgraue Wolken. Ratsch – ich ziehe die rosaroten Vorhänge zu und quetsche ein Aspirin durch meinen immer enger werdenden, schmerzenden Hals.

Die Versuchung ist groß, am späten Nachmittag einfach im Schlafsack liegen zu bleiben und einzuschlafen. Eine endlose, durchwachte Nacht wäre wohl die Folge. Also quälen wir uns in die Kälte hinaus, streifen die ob der Luftfeuchtigkeit klammen Kleider über, steigen in die Dreck verkrusteten Bergschuhe und übersiedeln ins Restaurant.

Asheem hat einen alten Bekannten getroffen. Einen Führer, der diese Manaslu-Runde zum 72. (!) Mal begeht. Während er auf seine holländischen Schützlinge wartet, die ihre tropfnassen Sachen gegen feuchte tauschen (sämtliche Kleidung sei nass, sagen sie später, sie unterscheide sich nur durch den Sättigungsgrad des Wassergehalts) nutzen wir seine guten Englischkenntnisse um uns mit ihm zu unterhalten. Vor allem loben wir Asheem. Nicht ohne Hintergedanken. Denn die Anwesenheit der Manaslu-Träger heute Mittag erinnerte uns daran, dass Rishi uns die Möglichkeit in Aussicht gestellt hat, oben im Basecamp zu übernachten. Asheem sollte das für uns organisieren. Allem Anschein nach tut Asheem aber nichts dergleichen. Auf jede diesbezügliche Frage unsererseits reagiert er mit Unverständnis oder schaut uns an, als ob wir bescheuert wären.

Wir erklären dem alten Guide unser Dilemma. „Asheem ist so ein netter Bursche, aber wir scheitern an der Sprachbarriere“. Das glaube er gerne, antwortet der erfahrene Führer und beginnt die Akzente verschiedener Touristen nachzumachen. Die Nepalesen würden bloß *ein* Englisch sprechen, wir jedoch hunderte! Er sei sicher, Asheem würde alles Gewünschte in die Wege leiten. Wir nicken und hoffen insgeheim, dass der Alte Asheem von dieser Unterhaltung erzählen wird.

ALLTAG

10. Tag, Samstag, 5.10.2013

Der Akku des Fotoapparats hat seine Energie bald erschöpft. Um Strom zu sparen (das Solarpaneel wartet vergeblich auf seinen Einsatz) verzichteten wir bislang auf die abendliche Durchsicht der geknipsten Bilder. Das hat zur Folge, dass mangels Auffrischung die Erinnerungen an einzelne Wegabschnitte durcheinander geraten. War vorgestern Wald oder Schlucht? Donnerte der Wasserfall in Machha Khola oder Jagat herab? Wo zum Teufel lag Deng, vor oder hinter Philim? Wann schien zum letzten Mal die Sonne? Zum Glück mache ich täglich meine Tagebuchaufzeichnungen, ohne die wäre dieser Reisebericht nicht möglich.

Als wir unter wolkenverhangenem Himmel lostrotten, frage ich mich, was ich eigentlich schreiben soll. Wir stehen jeden Tag im Morgengrauen, so gegen 5:30 Uhr auf, schultern um 7:00 Uhr unsere Rucksäcke, marschieren durch ein endloses Tal mit wahnwitzig steilen Flanken, bestaunen Wasserfälle, kämpfen mit dem Matsch und der Mulischeiße auf dem

Pfad, suchen uns nach vier bis fünf Stunden Gehzeit eine Unterkunft, ringen um die Aufrechterhaltung unserer Körperhygiene und warten auf Einbruch der Nacht um am nächsten Tag dasselbe zu tun.

Kann man vermitteln, dass genau darin ein Reiz liegt? In dieser einfachen Routine des täglichen Unterwegsseins? Nie mehr denselben Pfad betreten, jeden Schritt in eine neue Welt tun, allmählich den tropischen Gefilden entwachsen, eindringen in die nebelfeuchte Waldzone, später die Bäume zurücklassend um schließlich die lebensfeindliche Region der Felsen und Gletscher zu erreichen. Nur um am Pass oben das Ganze in umgekehrter Reihenfolge zu wiederholen. Ist das nicht langweilig? Sollte es mir nicht gelingen, mit meinem Bericht darauf eine befriedigende Antwort zu geben, hier die Kurzfassung: Nein! Selbst wenn mir Teile der Landschaft oder Wegabschnitte mitunter bekannt vorkommen, so ist mir nichts auf dieser Reise wirklich vertraut. Diese Fremdheit öffnet die Sinne und schärft die Aufmerksamkeit, das Lebensgefühl wird dadurch potenziert. Gleichzeitig stellt sich ein wunderbares Körperbewusstsein ein. Endlich darf sich entfalten, wofür es konzipiert ist: Gehen! Wie die Muskeln funktionieren, wie sich Schritt für Schritt ergibt, wie geschmeidig Bewegung sein kann! Mein Rücken, der sonst vom vielen Sitzen gebeugt ist und darauf mit Schmerzen reagiert, richtet sich trotz Rucksack gerade auf. Regelmäßige, klaglose Verdauung ist kein Thema mehr, der Körper hat seinen Rhythmus gefunden. Der einzige Wermutstropfen ist die ständige Gefahr einer Erkältung, weil wir das Leben im Freien nicht mehr gewohnt sind. Und geschlossene, hermetisch abriegelte Räume gibt es in Nepal nicht. Es herrscht permanenter Durchzug.

Während ich diesen Gedanken nachhänge, hat sich die Landschaft radikal verändert. Der Anblick einer weiten waagrechten Fläche holt mich ins Jetzt zurück. Hier wäre Platz für einige Fußballplätze hintereinander.

„Die Holländer werden sich freuen“, sage ich zu Markus, der ebenfalls erstaunt am Rande der grünen Ebene stehen geblieben ist.

Gerste neigt sich im Wind, der Wellen durchs hohe Getreide treibt. Inmitten des wogenden Grüns erheben sich Holzgestelle mit einer Aussichtsplattform. Sie erinnern entfernt an die Ausgucke unsrer Jägerschaft zuhause. Da fällt mir ein, im Reiseführer gelesen zu haben, dass hier tatsächlich Männer nächtens auf der Lauer lägen. Um Bären zu vertreiben, die sich am reifen Korn vergreifen wollen.

„Bären?“, fragt Markus, „bist du dir sicher?“

Ich nicht, aber im Lonely Planet stand es geschrieben. Im Regenwald gestern hätte ich sie mir ohne weiteres vorstellen können. Aber hier, in dieser Kulturlandschaft erscheinen wilde Tiere unglaublich.

Die Wolkendecke wird brüchig, flockt wie geronnene Milch aus, weiße Batzen heften sich an die Talflanken. Der Himmel, der sich darüber offenbart, ist mit einer dünnen Haut überzogen, dahinter lässt sich Blau erahnen. Es bleibt bei der Ahnung, nur an den Berghängen kommt Gewissheit auf. Die Steilheit setzt sich bis zur Gletscherregion hinauf fort. Keine sanft geneigte Alm folgt dem ersten Felsabsatz, sondern eine weitere Wand türmt sich auf, dahinter ragen neue Spitzen in die Höhe, tausende Meter hoch, bis das Auge die Schneeflächen nicht mehr von den Wolken unterscheiden kann.

Farblich ergeben sich daraus vier Zonen: unten, soweit der Mensch Einfluss nehmen kann und imstande ist, seine Siedlungen wie Schwalbennester an den Hang zu kleben, ist es grün, darüber folgt ein brauner Streifen mit Gestrüpp oder kargem Buschwerk, schließlich verblasst

die Vegetation und nackter grauer Fels bildet die letzte Nuance vor dem endgültigen, ewigen Weiß der eisigen Region.

Auch Markus hat den Kopf in den Nacken gelegt und blickt erstaunt auf die höchsten Zacken, die sich aus den Wolken geschält haben.

„Was schätzt du, wie viele Höhenmeter sind es bis da hinauf?“, will er wissen.

Bevor ich mich als Vermesserin mit falschen Zahlen blamiere, bemühe ich lieber die Karte. Die Schichtenlinien steigen gleichmäßig auf über sechstausend Meter Höhe an, wo sie dann in einzelne Türme und Gipfel auseinanderdriften. Wir befinden uns am Talboden unter dreitausend Meter. Der Piz Buin, der höchste Berg unserer Heimat Vorarlberg, hätte vom Meer aus betrachtet leicht in diesem Tal Platz.

Wie ergeht es wohl den Holländern in dieser beklemmenden Enge? Wenn sogar uns, die wir Berglandschaften gewohnt sind, das Gefühl des Eingekeilt-Seins überfällt und eine klaustrophobische Schluchtendepression droht.

Ein Nadelwald kappt gnädig das ehrfurchtgebietende V des Tales, indem er den Blick unter den Ästen meiner sogenannten Trauertannen gefangen hält. Die hochgewachsenen, geraden Bäume sind begehrte Bretterlieferanten, überall ertönt das Ritsche-Ratsche der Sägen. In schier unglaublicher Plackerei werden die Bäume zu Brettern verarbeitet. Jeweils zwei Männer sind nötig, um das fast zwei Meter lange Sägeblatt zu bedienen. Ein extra zu diesem Zweck gezimmertes Holzgestell erleichtert ihnen die kraftraubende Tätigkeit. Der Baumstamm wird darauf gelegt, fixiert und in ca zwanzig Zentimeter dicke Scheiben geschnitten. Dazu balanciert ein Mann oben auf dem Stamm und zieht das Sägeblatt hinauf, während ein anderer darunter steht (deshalb das Holzgestell) und sein Körpergewicht beim Hinabziehen zum Einsatz bringen kann. Der untere Arbeiter scheint im Vorteil zu sein, dafür rieselt das Sägemehl ständig auf seinen verschwitzten Körper hinab. Ist der Stamm endlich in diese dicken Scheiben zerlegt, so werden nun aus einer solchen Scheibe senkrecht zur Schnittfläche die Bretter gesägt. Freihändig! Zwei Zentimeter dünne Bretter!

Beeindruckt sehen wir den Sägertrupp bei ihrer Arbeit zu. Fast ehrfürchtig machen wir an den Bretterstapeln Halt, die sich neben dem Weg türmen und versuchen die Zeit zu schätzen, die für eine solche Biege investiert worden ist. Wenn man dann noch bedenkt, dass diese Bretter in Fünferpacks kilometerweit auf dem Rücken eines Mannes bis zur Baustelle geschleppt werden müssen, lässt es ihren Preis unbezahlbar erscheinen. Aber in Nepal ist viel mehr Arbeitskraft vorhanden, als gebraucht wird. Alte, verfaulte Bretterstapel zeugen davon. Bei ihrem Anblick tut mir das Herz weh. Sie erinnern mich an die achtlos hingeworfenen und aufgeplatzten Säcke voller Kies, den Frauen mit dem Hammer aus Felsbrocken geschlagen haben. Vergebliche Mühe.

Zu unserer Rechten öffnet sich ein Seitental. Der Pfad führt ein Stück weit hinein, bevor er über eine Holzbrücke den tosenden Fluss überspannen kann. Er wird vom Hinang Gletscher gespeist, der am Fuß des Peak 29 (7.871m) und des Himal Chuli (7.893m) seinen Ursprung hat. Leider ist auch das Seitental mit Wolken gefüllt, die nur wenige Sichtfenster gewähren. Trotzdem glauben wir im weiß umrahmten Weiß kantige Strukturen zu erkennen und vermuten Teile der Eisflanken dieser almost-mountains (fast-Berge) zu erspähen. Kaum kehren wir diesen Siebentausendern den Rücken, blendet uns die Sonne. Der erste Sonnenstrahl seit vielen Tagen! Jetzt können wir endlich das Solarmodul ausprobieren.

„Bist du nicht ein bisschen zu euphorisch?“, meint Markus skeptisch, hilft mir aber das faltbare Paneel auf meinen Rucksack zu binden. So kann der Akku der Kamera während des Wanderns aufgeladen werden. Vorausgesetzt, der Einstrahlungswinkel passt. Vorerst gibt es

keinen Strom, da mir die Sonne ins Gesicht scheint. Als wir um die Ecke ins Haupttal einbiegen und die Ausrichtung des Rucksacks passen würde, machen die Wolken wieder dicht. Zu früh gefreut.

Asheem wartet am Eingang des nächsten Dorfes. Er will uns ein kleines Kloster zeigen, das soeben renoviert wird. Der Innenraum ist schon fast fertig, die Wände leuchten in den grellsten Farben, am Boden herrscht ein wildes Durcheinander von Farbtiegeln, Pinseln, Tüchern und Plastikplanen zum Abdecken der Möbel. Zu Füßen des goldenen Buddha haben die Mönche eine Kartonschachtel mit Schlitz aufgestellt. Asheem muss mir einen Hunderter leihen, da ich kein Kleingeld in der Geldtasche habe. Nachdem wir unsere Spende gefaltet und in den Schlitz geschoben haben, schauen wir den Mönchen eine Weile bei der Arbeit zu. Sie haben eine dickflüssige weiße Paste, wahrscheinlich Gips, angerührt und in eine Art Spritzsack gefüllt. Wie ein Konditor Zuckerverzierungen auf Torten aufbringt, malen die Mönche mit der Paste dreidimensionale Ornamente auf den Türstock. Wenn der Gips ausgehärtet ist, kann er mit Farbe angepinselt werden. Nicht ohne Stolz zeigt mir der jüngere Mönch ein fertige Blumengirlande, die sich um eine Säule windet und durch den Gips recht plastisch wirkt.

Während wir bei den Mönchen standen, sah ich Asheem vor den goldenen Buddha hintreten, den Kopf neigen und verstohlen ebenfalls einen Geldschein in die Spendenbox stecken.

Im Klosterhof wächst ein Apfelbaum. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass es sich um einen solchen handeln könnte, nicht auf dieser Höhe! Immerhin haben wir soeben die 3000 Meter Marke überschritten. Aber die rotbackigen, reifen Früchte sind unverkennbar und lassen mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Äpfel! Da mich Scham davon abhält, die Mönche zu beklaugen, rede ich mir ein, die Äpfel seien stocksauer. Müssen es sein! Hingen sonst noch so viele am Baum? Eben.

Es folgt ein wunderschöner Wegabschnitt. Das Tal ist ein wenig breiter geworden und ausgedehnte Gerstenfelder stapeln sich wie eine sanft ansteigende Himmelstreppe in Richtung Lho. In meinem Gedächtnis taucht ein Bild auf, das ich bei der Recherche im Internet gesehen habe. Es muss hier in der Nähe aufgenommen worden sein. Man sah im Vordergrund die hellgrünen Terrassenfelder, hie und da mit einem kleinen, steingedeckten Häuschen bestückt und die wehenden Wimpel und Gebetsfahnen der Tibeter. In der Mitte des Bildes thronte ein massives Kloster auf einem Hügel und dahinter erhob sich eine riesige weiße Wand, die die ganze obere Hälfte des Bildes füllte, ehe sie zu einem Spitz zusammenlief. Der Mount Manaslu.

In der Ferne glaube ich bereits den Klosterhügel zu erkenne, auch die weiße Wand ist da, nur leider sind es Wolken. Obwohl ich mir vornehme, die Enttäuschung für mich zu behalten und Markus nichts davon zu sagen, verrate ich mich bei der Mittagsrast. Für einen Moment hatte ich nämlich den Eindruck, hinter den Wolkenschleiern den Gipfel zu sehen und rief: „Der Manaslu!“ Seitdem ist Markus ebenso frustriert wie ich. Denn es waren natürlich bloß Wolken, wenn auch sehr speziell geformte.

K.O. IN LHO

Es ist erst 11:00 Uhr als wir mit der Nudelsuppe fertig sind. Asheem wartet noch auf sein Dhal Bat und ist ganz nervös, weil wir schon wieder aufbrechen. Wir sagen ihm, er solle sich ruhig Zeit lassen, wir würden ganz gemütlich weitergehen. Bis Samagaon, der übernächsten Ortschaft, denn von Lho trennt uns nur mehr eine halbe Stunde.

In diesen dreißig Minuten mache ich einen drastischen Stimmungswandel durch. Im Geist wandere ich in dem vorhin beschriebenen Bild, das auf mich einen derartigen Eindruck gemacht hatte, dass ich bereit war hierher zu kommen. Nun bin ich da, aber ich sehe dieses Bild nicht. Und wenn wir bis Samagaon gehen, haben wir den Blick verpasst. Meine Sehnsucht, mein Fernweh, meine Reiselust – all dies ist mit diesem Bild verknüpft. Ich kann nicht erklären, warum es ausgerechnet dieses Bild sein muss, aber Gefühle sind eben nicht rational. Meine Schritte werden langsamer, die Füße fühlen sich an wie Bleiklumpen – alles sträubt sich dagegen, diese Landschaft unter dem wolkenverhangenen Himmel einfach zu durchqueren. Der Ärger über das Wetter schnürt mir den Hals zu.

Wir erreichen die ersten Häuser von Lho, einer hübschen, fast mittelalterlich wirkenden Siedlung zu Füßen des Klosterhügels. Ein Gebäude mit großen Fenstern sticht heraus. Ich kann den Blick nicht davon abwenden und mache Markus darauf aufmerksam. „Vielleicht ist es eine Lodge“, sage ich und versuche möglichst neutral und beiläufig zu klingen.

Markus hat mich trotzdem gleich durchschaut. „Ich dachte, wir gehen bis Sama?“

„Das wären noch drei Stunden und ...“

„Wären?“, fällt mir Markus grinsend ins Wort. „Du willst also lieber hier bleiben?“

„Wenn es schöne Zimmer gibt“, stelle ich eine Bedingung. Plötzlich fühle ich mich unendlich müde und ich muss den Rucksack abnehmen. Markus mustert mich besorgt.

„Ist was?“

Da bricht mein ganzer Frust über das verpasste Bild, über mein Halsweh, über meine Angst ernsthaft krank zu werden heraus. Ich bin selber erstaunt, wie elend ich mich fühle. Scheinbar hatte ich all meine Energie dafür aufgebraucht zu funktionieren, nicht zu jammern, um es bis hierher zu schaffen. Das Etappenziel nun erreicht zu haben, aber die Belohnung, den Anblick des Mount Manaslu trotzdem nicht zu erhalten, das kann ich nicht mehr wegstecken.

Dumm ist, dass wir Asheem gesagt haben, bis Sama gehen zu wollen. Wenn wir jetzt Zimmer besichtigen, könnten wir ihn verpassen. Ich bleibe also bei den Rucksäcken am Wegrand und hoffe, dass Markus mit guten Nachrichten zurückkehrt. Ich fühle mich so schlapp wie ein Ballon, den man die Luft ausgelassen hat und bin den Tränen nahe. „Reiß' dich zusammen!“, schimpfe ich mit mir, als ich Asheem kommen sehe. Zum Glück kann er meine Augen durch die dunkle Sonnenbrille nicht erkennen. Ich stammle bloß ein „maybe we stay here“ und bin erleichtert, dass er nicht nach einer Erklärung fragt.

Endlich kommt Markus. Er bringt tatsächlich eine gute Nachricht. Wir können das schönste Zimmer haben. Vor Dankbarkeit möchte ich ihm um den Hals fallen. Stattdessen sinke ich auf die weiche Matratze und heule ein paar Tränen in den frischen, schneeweißen Polsterüberzug. Was ist nur los mit mir?

Es dauert eine Weile, bis ich mich wieder im Griff habe. Eine warme Kübeldusche trägt wesentlich zur Gemütsheilung bei. Ich schäme mich, dass ich mich so hatte gehen lassen, aber Markus erwähnt es mit keiner Silbe.

Zwischenzeitlich ist der Nebel ins Tal gekrochen und hat das Dorf verschluckt. Wir ziehen uns warm an und wandern zum Klosterhügel hinauf. Asheem schließt sich uns an, auch die Nebeldecke steigt mit nach oben, schwebt immer gut fünfzig Meter über unseren Köpfen. Dadurch haben wir wenigstens einen schönen Blick auf das Dorf, wenn schon nicht auf den Manaslu. Der Klosterhügel ist mit Girlanden von Gebetsfahnen umspinnen. Tausende bunte Stofffetzen wackeln im Wind. Auf dem Gelände wimmelt es von kleinen Kindern. Asheem bringt in Erfahrung, dass es über 150 sind und dass diese von nur 2 (!) Lehrpersonen betreut werden. Das erklärt, warum die Kinder derart verdreht sind und verwahrlost wirken. Während im Wäldchen unterhalb des Kloster das Lachen und Kindergeschrei allgegenwärtig war, ist es oben auf dem Platz vor dem Tempel totenstill.

Es beginnt zu regnen, der Nebel legt sich auf die Dächer der Klostergebäude.

Wir ziehen die Schuhe aus und betreten die große Halle, an deren bunt bemalten Wand drei goldenen Statuen lehnen und uns wohlwollend betrachten. Der Boden des Tempels ist mit einer Plastikplane bedeckt, auf dem Reis zum Trocknen ausgebreitet ist. Man sieht die Abdrücke nackter Fußsohlen und Kinderhände darin. Asheem wirft einen abschätzigen Blick auf die Körner. „Bad quality“, sagt er und erklärt, dass guter Reis viel längere Körner besitze.

Gegenüber des Tempels steht ein großes Gebäude, das die Küche beherbergt. Drinnen glotst das Herdfeuer, zwei Mönche kneten in gigantischen Schüsseln mit den Fäusten einen zähen Teig. Ein dritter zerrt einen Batzen heraus, rollt ihn mithilfe eines Prügels flach und sticht mit einer runden Form Fladen heraus, die er oben auf die heißen Ofensteine klebt. Wenn die Chapatis gar sind, lassen sie sich leicht ablösen.

In einer Ecke, spärlich beleuchtet von einer rußenden Petroleumlampe, hockt der Abt im Schneidersitz gleich einem ehrwürdigen Buddha, vor sich auf einem Pult die länglichen, losen Blätter der tibetischen Bücher. Nur ein Detail irritiert: Kabel hängen aus den Ohren des Alten. Hört er Musik von einem ipod während er die Mantras rezitiert oder ist er gar am Telefonieren?

Regen prasselt auf das Klosterdach, wir wollen schleunigst zurückkehren, doch Asheem wartet auf irgendetwas. Er hat einem der Küchenmönche Geld in die Hand gedrückt und steht jetzt verlegen grinsend herum. Endlich erscheint der Mönch wieder und überreicht Asheem eine Kerze und Wechselgeld. Mit devoter Verbeugung verabschiedet sich Asheem im Rückwärtsgang aus der Klosterküche und huscht nochmals in den Tempel. Wir warten derweil unterm Vordach und sehen in die trübe Nebelsuppe hinaus. Die dicken Tropfen haben auf dem Tempelvorplatz schon einen kleinen See gebildet.

„Gut, dass wir nicht bis Sama weitergegangen sind“, sagt Markus.

Ich bin ihm für diesen Satz dankbar.

Asheem ist erstaunt, uns noch hier heroben anzutreffen. Offenbar hatte er nicht damit gerechnet, dass wir auf ihn warten. Er freut sich wahnsinnig darüber und beginnt laut zu singen. Wir rennen im strömenden Regen den Klosterhügel hinab. Die Kinder spielen immer noch draußen, rutschen am Hintern über den schmierigen Waldboden und wischen sich mit den Dreckshänden den Rotz aus dem Gesicht. Farblich unterscheiden sie sich kaum mehr von der Landschaft.

Zurück im Zimmer krame ich heimlich nach den Antibiotika. Aus dem Beipacktext werde ich nicht schlau. Es wird davor gewarnt, dass die Einnahme das Immunsystem gegen viele Bakterienarten schwächen könnte. Sie sind nur bei einem bestimmten Typus wirksam.

Woher soll ich wissen, welche Sorte in meinem Hals nistet und sich immer mehr auszubreiten beginnt? Die möglichen Nebenwirkungen schrecken mich ab. *Mangelnde Sauerstoffabsorption* steht da. Wir sind auf 3.200 Metern Höhe! In zwei Tagen wollten wir im Manaslu Base Camp auf 4.700 Metern übernachten. *Leistungsabfall*. Wie soll ich jemals über den Pass kommen? *Beeinträchtigung der Darmflora*. Das einzige, was derzeit in meinem Körper richtig gut funktioniert. Darf ich das aufs Spiel setzen? Mutlos stopfe ich den Zettel zu den Tabletten wieder in den Karton zurück. Ich muss selber damit fertig werden!

ERZWUNGENE PAUSE

11. Tag, Sonntag, 6.10.2013

In der Nacht träume ich vom Karl Gabl, dem Meteorologen, der von Innsbruck aus die Prognosen für Himalayaexpeditionen erstellt. Ich bitte ihn um Regen. Ich möchte liegen bleiben. Ich brauche Ruhe.

Der Wettergott hat mich nicht erhört. Morgens ist der Himmel nur leicht überzogen, die Berge sind allerdings in bauschige Wolken gehüllt. Nichts deutet auf einen darin verborgenen Achtausender hin.

Ich schleppe mich zum Frühstück. Da es später als üblich ist, wartet Asheem fix und fertig zum Aufbruch gerüstet auf seinen Packsack. Müde winke ich ab. „Restday“, sage ich und muss mit ansehen, wie Enttäuschung seine fröhliche Miene zerfrisst. „Sorry“, füge ich hinzu und würde ihm am liebsten erklären, wie elend ich mich fühle. Die anderen Touristen sind in hektischen Vorbereitungen, trampeln mit Bergschuhen die Holztreppe auf und ab, schließlich sind alle weg. Nur wir hocken noch vor unserem Porridge. Ich kämpfe gegen die Tränen.

Markus starrt aus dem Fenster. „Schau, der Nebel kommt. Wir versäumen nichts. Außerdem haben wir Zeit.“

„Asheem ist unglücklich. Ihm ist langweilig“, werfe ich ein und fühle mich schuldig.

Markus zieht ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche. „Hab ich gestern für ihn gekauft. Seine Marke. Das wird ihn versöhnen.“

„Und du?“, frage ich vorsichtig.

„Ich bin hier, um den Manaslu zu sehen. Bei schlechtem Wetter weiter aufzusteigen macht keinen Sinn. Außerdem bist du krank. Also bleiben wir, bis alles besser ist.“

Ich bin nicht krank, möchte ich beteuern. Aber die Halsschmerzen sind durch die Bronchien hinab in meine Lunge gewandert. Das macht mir Angst. Die Erinnerung an die beinahe-Lungenentzündung in Patagonien steht als Schreckgespenst lebhaft vor meinen Augen. Jetzt zögere ich nicht mehr, mit den Antibiotika anzufangen. Ich verkrieche mich in den Schlafsack und flehe meinen Körper an, durchzuhalten.

Ich bin allein im Zimmer, Markus streunt mit dem Fotoapparat durch die Gegend. Plötzlich klopft es. Als ich öffne, steht Asheem vor der Tür. In der Hand eine Tasse Tee mit frischen Ingwerraspeln.

„Medicine, madam“, flüstert er, „good for you.“

Ich bin derart überrascht, dass ich mich gar nicht recht bedanken kann, schon ist Asheem wieder verschwunden.

Später frage ich Markus, ob er den Tee bezahlt habe. Er weiß von nichts. Die Initiative ging ganz allein von Asheem aus. War es eine Revanche für die Zigaretten?

„Oh, die hab ich ganz vergessen ihm zu geben“, sagt Markus.

Da fällt mir ein: „Ich schulde ihm noch den Hunderter, den er mir für die Klosterspende geliehen hat!“

Beschämt präparieren wir die Zigarettenpackung. Anstelle des Hundertrupienscheins schiebe ich einen Fünfhunderter unter die Goldfolie. Asheem soll sich nicht vor unseren Augen für das Geschenk bedanken müssen.

„Aber gib ihm die Tschik nicht heute“, sage ich zu Markus, „sonst sieht es wie eine Gegenleistung für den Ingwertee aus.“

Ich verbringe den ganzen Tag im Zimmer, döse im Daunenschlafsack und versuche gedanklich meine körpereigenen Heilkräfte zu mobilisieren. Je mehr ich mich bemühe, mir eine leichte Besserung einzureden, umso deutlicher wird die Lüge. Der Schmerz brennt mir sämtliche Nasen-, Neben- und Stirnhöhlen aus, kriecht mit glühender Nadel in den Gehörgang und versucht das Trommelfell zu durchstechen. In dem Moment, wo ich mir eingestehe, dass all mein Ringen um Gesundheit, meine Kraft durchzuhalten, der Glaube an meine eingebildete Stärke gegen einen Haufen Bakterien machtlos sind, überschwemmt mich eine Fieberwoge und reißt sämtliche Barrieren des Widerstandes nieder. Ich heule aus Wut über meine Schwäche, aus Enttäuschung, dass die ganze positive Einstellung umsonst war und aus Verzweiflung, weil ich nicht fürs Reisen geeignet bin. Wieder bin ich krank geworden, wieder brauche ich medizinische Hilfe, wo ich doch zuhause nie Tabletten schlucken muss. Warum? Warum ich? Warum immer nur ich? Die einzige Antwort, die es darauf gibt, schleudere ich Markus entgegen, als er das Zimmer betritt, um nach mir zu sehen: „Versagerin, ich bin eine Versagerin, auf allen Ebenen!“ Markus weiß gar nicht, wie ihm geschieht. Obwohl diese Selbstanklage meinem tiefsten Inneren entsprungen war, muss ich beim Klang der theatralischen Worte plötzlich laut lachen, als wäre ich eine unbeteiligte Zuhörerin in einem schlecht inszenierten Drama. Gleichzeitig strömen Tränen über meine heißen Wangen. Markus fragt vorsichtig: „Hast du Fieber?“

Ich nicke und ringe ich um eine neutrale Stimmung. Der Grat zwischen heulendem Selbstmitleid und hysterischem Gelächter ist schmal. Auf keine dieser Seiten möchte ich erneut kippen.

HOMESTAY

Markus tut das einzig richtige: Er lenkt meine Aufmerksamkeit geschickt weg von meiner Person. „Kannst du dich an den Holländer mit der schmuddeligen, zerrissenen Dreiviertelhose erinnern?“

„Du meinst den langen Lulatsch, der aussah, als käme er direkt vom Strand von Goa?“

„Ja, der gestern in Namrung abends ins Restaurant kam und die Blonde anbaggerte.“

„Was ist mit ihm?“, frage ich, obwohl ich wenig Interesse an Details zu diesem mir äußerst unsympathischen Menschen habe. Sein Gehabe, sein Gestus, seine überhebliche Art waren Leinwand für eine inszenierte Lässigkeit, an die er offenbar selbst glaubte. Er tat nicht cool, er war es, durch und durch. Dabei stank er mit den Einheimischen um die Wette. Ein Bestandteil seines Images. Er ließ sich trotz europäischem Bankkonto auf das nepalesische Niveau herab, aß mit den Fingern, wusch sich wenig, rauchte den hiesigen, trockenen Tabak und

glaubte, die Nepalesen durch die scheinbare Gleichmacherei zu ehren. Der alte Trick eines geltungssüchtigen Egos. Die „Ehre“, welche dem Untertan zuteil wird, weil sich der König an seinen Tisch setzt, entsteht ja erst durch den Unterschied in der Hierarchie. Das, was der Holländer als Volksnähe verkauft, basiert auf der Annahme, dass er den Einheimischen im Prinzip haushoch überlegen ist.

In meinen Augen beleidigt er die Nepalesen. Denn, so weit ich das beurteilen kann, würden sie alle den Luxus einer heißen Dusche gerne in Anspruch nehmen, wenn sie ihn sich leisten könnten. Weshalb sind denn die Frauen stundenlang am eisigen Brunnen mit der Wäsche beschäftigt, wenn es ihnen nicht ein Anliegen wäre, sauber zu sein? Die absichtlich verwahrloste Kleidung des Holländers stellt eine Verhöhnung der harten Lebensumstände dar. Nicht die Rückkehr in ein primitives Dreckloch ist das Ziel dieser Menschen hier, sondern die Befreiung daraus. Das, was dieser junge Holländer als Bescheidenheit inszeniert, ist eine Umkehrung der Werte, als ob er sagen würde: Seht her, ihr Armen, die ihr von Reichtum träumt: Ich hab zwar den Lottosechser gewonnen, aber ich löse den Gewinn nicht ein, denn ich finde euer Leben viel romantischer. Eure Wünsche nach Verbesserung des Lebensstandards sind falsch, oder würde ich sonst das Glück, das mir von der Geburt zugelost wurde, verweigern?

Vor lauter Ärger habe ich den Beginn von Markus Erzählung überhört und muss nachhaken:

„Über was hat er sich beschwert?“

„Über den Preis einer Kekspackung, vorne am Kiosk. Er fühlte sich verarscht, weil er glaubte den Touristenpreis bezahlen zu müssen.“

„Eine Keksrulle? Die kostet umgerechnet doch ohnehin nur ein paar Cent.“

„Es ging ihm angeblich ums Prinzip. Da er bei den Einheimischen wohnt, möchte er auch wie sie behandelt werden.“

„Bei den Einheimischen?“

„Das hab ich ihn auch gefragt. Er nennt das homestay.“

„Homestay?“ Ich denke entsetzt an die kalten Steinhäuser mit den kaminlosen Küchen und dem bunten Mix aus gackernden Hühnern, kreischenden Kindern und Erwachsenen, die sich auf zwei Räumen zusammendrängen.

„Homestay sei super, sagte der Holländer. Man werde sogar zum Essen eingeladen und müsse für die Nacht nichts zahlen.“

„Und wie läuft das ab?“, frage ich. „Klopft der einfach an eine Tür?“

„Ja. Er fragt an, ob man einen Schlafplatz für ihn und seine Freundin habe.“

„Was, die Blonde geht da mit?“

„Offensichtlich. Und die Nepalesen seien derart gastfreundlich, dass sie meistens sogar ihr eigenes Lager zur Verfügung stellen würden. Abends säßen sie dann alle gemeinsam in der Küche um das Herdfeuer und das Essen würde geteilt.“

„Im Qualm.“

„Man wundert sich“, bestätigt Markus.

„Der lässt sich also von den Menschen hier aushalten?“

„Angeblich steckt er ihnen am Morgen etwas Geld zu“, beschwichtigt Markus, fügt aber dann nach kurzem Nachdenken hinzu: „Viel kann es aber nicht sein, denn er war entsetzt über den hohen Zimmerpreis, den wir hier bezahlen würden.“

„Hoch? Zwei Euro pro Person!“, rufe ich empört.

„Du bestellst den falschen Baum an“, sagt Markus, „mir ist das doch auch ein völliges Rätsel.“

„Homestay“, wiederhole ich fassungslos und schaue mich in unserem Zimmer um. Zwei geräumige Betten mit weicher Matratze, einem frischen Laken und Polsterbezug. Die Wände

mit glatt gehobelten, ansonsten aber unbehandelten rohen, nach Harz duftenden Brettern getäfelt, einigermaßen dichte Fenster mit richtigem Glas. Im Hof unten eine Toilette mit fließendem Wasser, daneben ein gemauerter Raum mit der Möglichkeit, einen Kübel heißen Wassers in der Höhe anzubringen und über einen kleinen Abflusshahn damit zu duschen. Vis-à-vis ein Restaurant, das auf einer fünfseitigen Speisekarte von mexikanischen Tacos über italienische Spaghetti bis zu Schweizer Rösti mehr anbietet, als ein Gasthaus bei uns daheim. Und dann lieber im homestay?

Zwei Euro können nicht der Grund dafür sein. Es kann nur um die Aufrechterhaltung eines Selbstbildes gehen. Nach dem Motto: „Seht her, ich bin der coole Typ, der mit Hundert Dollar in der Tasche um die Welt reist. Ich unterscheide mich von der Masse der dummen Touristen, die sich melken lassen wie Goldesel. Mir kann man keine Kekspackung zum doppelten Preis andrehen.“

Unwillkürlich schüttle ich mich. Da fällt mir das Fieber wieder ein und dass ich Markus noch etwas beichten muss: „Wir können morgen nicht weiter, selbst wenn das Wetter schön sein sollte.“

Zu meiner Überraschung reagiert Markus völlig emotionslos, er sagt: „Das war mir heute Morgen schon klar. Zur Sicherheit hab ich gleich das Zimmer für einen weiteren Tag reserviert.“

Ein großer Druck fällt von mir ab. Offenbar bin ich die einzige, die sich wegen der Krankheit Vorwürfe macht. Wenn ich es schaffe, ebenso nachsichtig und liebevoll mit mir zu sein, wie Markus, dann ginge es mir sicher besser.

„Schau mal da hinauf“, sagt Markus, der ans Fenster getreten ist und in die Wolke zeigt. Ich sehe nur weiß. Schneeweiß.

„Eben. Das ist ein sanft gerundeter Grat eines hohen Berges. Vorhin konnte ich kurz den Gipfel sehen. Eine makellose Gletscherkuppe.“

DAS MANASLU - BILD MANIFESTIERT SICH

12. Tag, Montag, 7.10.2013

In der Nacht kriecht eine ungewohnte Kälte ins Zimmer. Die dünnen Wände und die Fenster mit Einfachverglasung bieten keinen Schutz. Isolierung wird angesichts der rohen Steinmauern, in denen die Einheimischen hausen, noch lange ein Fremdwort bleiben. Mir schmerzt das Gesicht, obwohl ich den Kopf in der Daunenhaube des Schlafsacks vergraben habe. Mit beiden Händen presse ich mein Halstuch auf die Wangen, um das grausame Ziehen zu verhindern, das die eisige Luft beim Einatmen verursacht. Wäre ich zuvor nicht beim Zahnarzt gewesen, würde ich jetzt an lauter Wurzelentzündungen denken. Die Antibiotika haben den beginnenden Husten erfolgreich gestoppt, aber gegen die Stirn- und Nebenhöhleninfektion scheinen sie machtlos zu sein.

Der Versuch wieder einzuschlafen, scheitert daran, dass ich gestern schon den halben Tag lang herumgelegen bin. Außerdem ist da der von der Kälte verursachte Schmerz, der mich wach hält.

Kälte?

Dann hat sich die Wolkendecke aufgelöst!

Schmerz hin oder her, jetzt muss ich aus dem Fenster blicken. Mühsam schäle ich mich aus dem Schlafsack. Im Zimmer ist es noch dunkel, doch draußen liegt bereits ein fahler Lichtschimmer auf den Bergen. Wie ein Scherenschnitt zeichnet sich der Bergrat vor dem

Himmel ab. Mein Blick richtet sich nach Osten, wo ein Stern in einem letzten Aufflackern gegen die zunehmende Helligkeit kämpft, ehe er sich in ihr auflöst.

Das Dorf ist noch von der Nacht durchtränkt. Das Dunkel verschluckt die Räume zwischen den Wänden, nur die Steindächer schimmern matt unter dem blanken Himmel. Wind zerrt an den Gebetsfahnen, die noch ohne Farben sind.

Ich stoße mir die Beine, als ich halbblind nach Gewand, Schuhe und Fotoapparat taste. Markus schreckt hoch.

„Was ist?“, fragt er schlaftrunken.

„Fünf Uhr und wolkenlos.“

Mehr brauche ich nicht zu sagen. Es ist seine Entscheidung, ob er liegen bleibt.

Ich stehle mich so leise wie möglich über die Holzdielen und Stufen an allen Zimmern vorbei ins Restaurant. Auch hier ist noch alles dunkel. Mühsam keuche ich drei Geschosse über Treppen hoch, bis ich endlich auf dem Dach des Gebäudes stehe. Der Wind versucht mich gleich wieder hinunter zu blasen, aber ich bleibe wie vom Donner gerührt stehen. Der Manaslu erstrahlt hinter dem Klosterhügel in grellem Sonnenschein. Das blendende Licht treibt mir Tränen in die Augen. Oder ist es die Ergriffenheit, die sich meiner im Angesicht der Schnee- und Eispyramide bewältigt?

Wie ist es möglich, dass der gesamte Berg in der Sonne gleißt, während im Dorf nur Hausdächer, die auf der undurchdringlichen Nachtsuppe schwimmen, erkennbar sind? Ich hatte gehofft, die ersten Sonnenstrahlen beim Betasten des Gipfels beobachten zu können, hatte mir rosa angehauchte Grate vorgestellt. Aber da bin ich deutlich zu spät aufgestanden. Hinter mir knarzt die Türe und ein dick eingemummter Markus erklimmt das Dach. Er hat das Fernglas mitgebracht. Wir zoomen uns vom Hauptgipfel über eine weit auskragende Wechte nach rechts zum felsigen Nebengipfel, bestaunen die Eispakete, die in der Steilwand kleben, als wären sie von mächtiger Hand dort hin geschleudert und haften geblieben. Die rechte Flanke ist von einem Gletscherpanzer überzogen, der in der Mitte jäh abbricht und den felsigen Untergrund preisgibt. In der offenen Eiswunde klaffen Spalten und Löcher, in denen, tief zurückgezogen, ein seltsames Blau haust.

„Achttausendundeinhundertdreiundsechzig Meter“, sage ich ehrfürchtig, doch der Sturm reißt mir das lange Wort vom Mund und zerfetzt es zu unverständlichen Silben.

„Was?“, ruft Markus zurück.

„Hoch!“, schreie ich in die Kälte und zeige überflüssigerweise zum Berg.

Nach dem wir versucht haben das grellweiße Dreieck über dem nachtschwarzen Dorf zu fotografieren, flüchten wir vor dem Wind ins Restaurant. Hier lässt es sich angenehmer unterhalten.

„Bist du wieder gesund?“, fragt Markus erstaunt.

„So krank kann ich gar nicht sein, dass ich mir diesen Anblick entgehen lassen würde“, antworte ich ausweichend. Von gesund bin ich weit entfernt, wie mir meine zittrigen Beine mitteilen, als ich sie die Stufen hinunter zwingt.

„Kommst du mit zum Klostereingang, oder gehst du ins Zimmer zurück?“, fragt Markus als ob ich in dieser Angelegenheit tatsächlich eine Wahl hätte.

Natürlich gehe ich mit! Um endlich dieses Traumbild, das mich hierher gelockt hat, mit eigenen Augen zu sehen, würde ich auf allen vieren dorthin krabbeln. Ganz so schlimm wird es zum Glück nicht, aber die Erkältung bremst mich gewaltig ein. Wie eine Schnecke schleiche ich Markus hinterher, dem ich versichert habe, er müsse nicht auf mich warten, sondern solle mit dem Fotoapparat vorauseilen. Die schattenhaften Silhouetten der Tempeldächer und die Girlanden mit den Gebetsfahnen bilden sicher einen fotogenen Kontrast zum Schneeberg vor dem Himmelsblau.

TEMPELSTURZ

Kurz vor der Abzweigung zum Kloster, auf einem kleinen Sattel, bietet sich die beste Perspektive. Hier wollen wir warten, bis sich das Licht auch bei uns durchgesetzt hat und die Farben zum Leben erwachen. Markus klettert auf eine Steinmauer auf der Suche nach einem einzigartigen Blickwinkel. Die Mauerkrone genügt seinen Ansprüchen nicht. Er wechselt auf das angrenzende Hausdach. Die schweren Schieferplatten klacken unter seinem Gewicht. Wenn da drinnen jemand wohnt! Die Vorstellung ist mir peinlich.

„Komm da runter“, rufe ich verhalten, da ich einen etwaigen Bewohner nicht auf den ungebetenen Gast aufmerksam machen möchte. Markus hört mich natürlich nicht. Mit der Kamera in der Hand kniet er mal hier, mal dort nieder, immer unzufrieden mit dem Ergebnis seiner Pirsch. Zu meinem Entsetzen sehe ich, dass er den turmartigen Aufbau der Gompa anvisiert. Unwillkürlich drehe ich mich weg und gehe ein paar Schritte ins Abseits, um zu signalisieren, dass wir nicht zusammen gehören. Aus den Augenwinkeln beobachte ich Markus jedoch weiterhin. Als er die Kamera oben auf der Spitze der Gompa platziert, bemächtigt mich das Gefühl des Fremdschämens. Ich wende mich ab.

In dem Moment durchbricht ein lautes Krachen die Stille, Steine rutschen, schlagen gegeneinander, poltern als ob eine Mauer umfiele, etwas Schweres stürzt, prallt dumpf auf, jemand schreit. War das Markus? Ein rascher Blick auf das Hausdach: kein Mensch zu sehen. Dafür vernehme ich eine zweite Stimme. Heiser vor Zorn brüllt sie unverständliche Worte, deren Inhalt ich mir allerdings denken kann. Aber wo ist Markus? Liegt er mit gebrochenem Bein im Innenhof des Hauses und ist dem wütendem Besitzer hilflos ausgeliefert? Meine Sorge ist größer als mein Fluchinstinkt.

„Schatz, wo bist du?“, mische ich mich in den Tumult ein. „Kann ich dir helfen?“

Keine Antwort. Nur erneutes Schieben von Steinplatten und Poltern. Angst steigt heiß in mir auf. So ein überraschter Hausherr ist vielleicht zu allem fähig! Meine Rufe klingen zunehmend verzweifelt. Wo ist eigentlich der reguläre Eingang? Ich kann doch nicht ebenfalls aufs Dach klettern, um Markus zur Hilfe zu kommen.

„Schatz, ist dir etwas passiert?“ Meine Stimme zittert.

„Schscht“, zischt plötzlich jemand über mir. Markus huscht übers Nachbarhaus und springt auf den Weg hinab. „Lass uns von hier verschwinden!“

Nichts lieber als das! Zu meiner Erleichterung stelle ich fest, dass Markus weder hinkt, noch sonst irgendwie verletzt ist. Auch die Kamera hält er fest umschlossen in der Hand.

Vor dem Klostereingang bekomme ich dann den Ablauf geschildert. Die Gompa sei schleißig gebaut gewesen, beschwert sich Markus. Sie sei unter seinem Gewicht einfach zusammengebrochen. Zum Glück habe er sich auf dem Dach festhalten können, während Teile des Turmsockels abgerutscht und in den Innenhof, also praktisch vor die Haustür geknallt seien. Zum Glück sei der Eigentümer erst danach, vom Lärm aufgeschreckt, herausgekommen. Markus sagt, er habe zwar die nepalesischen Worte nicht übersetzen können, aber der Sinn des Gebrülls hätte sich aus der Situation ergeben. Irgendwie verständlich, räumt Markus ein. Nun, da sei er eben wieder gegangen.

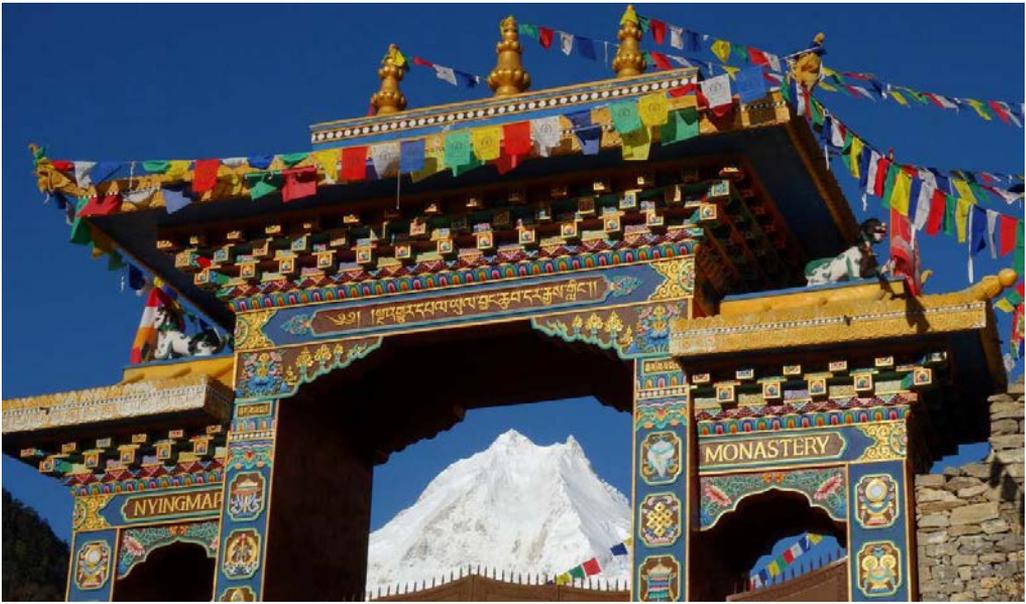
Zwischenzeitlich hat die Sonne den Waldrücken links des Klosters in warmes Licht getaucht und es dauert nicht mehr lange, bis sie sich ihr Feuer in den vergoldeten Kuppen und Türme der Tempel spiegelt. Die Vierecke der Gebetsfahnen zeichnen bunten Karos in den Himmel, vor dem sich der weiße Thron des Manaslu erhebt. Der Berg wirkt übermächtig. Seine

Die Enttäuschung ist groß, ...

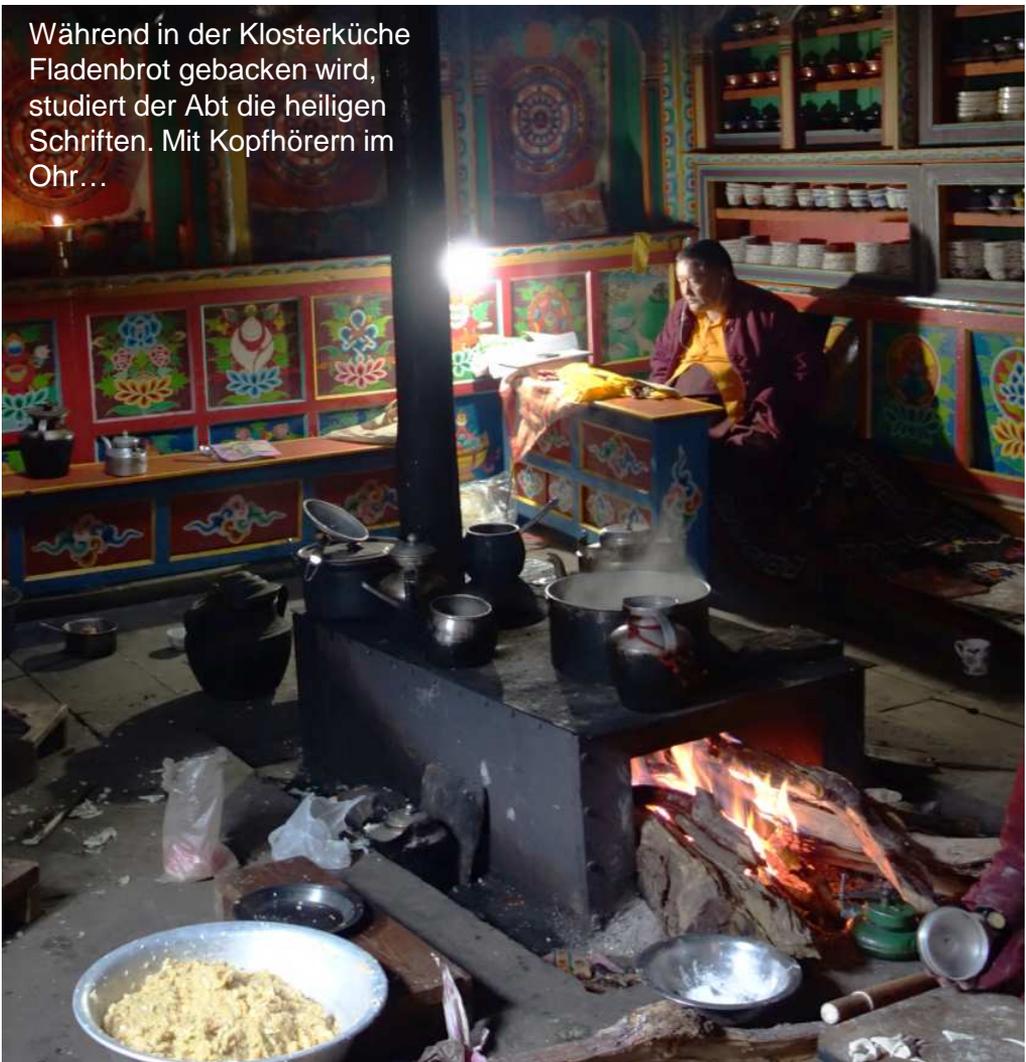
Der Klosterhügel von Lho verschwindet im Nebel, der dahinter aufragende Manaslu lässt sich nicht einmal erahnen

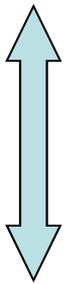


die Freude 2 Tage später jedoch viel größer!



Während in der Klosterküche Fladenbrot gebacken wird, studiert der Abt die heiligen Schriften. Mit Kopfhörern im Ohr...





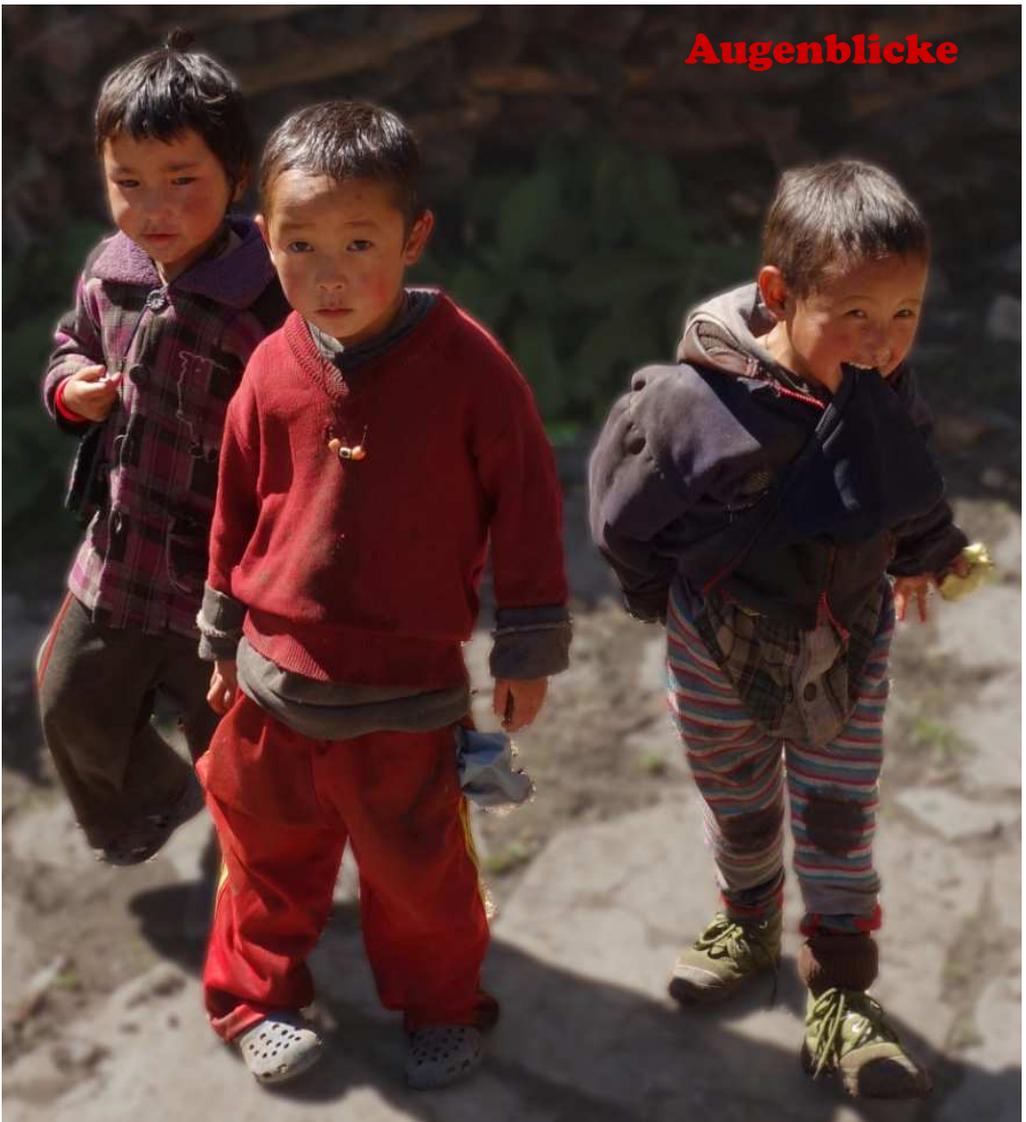
**Homestay
oder
Touristen-
zimmer?**

Diese Frage stellt sich uns nicht.



Schild an der Tür zur Küche, wo am qualmenden, offenen Feuer gekocht wird. Nepalesischer Humor 😊





räumlich Nähe – uns trennen bloß 12 Kilometer Luftlinie – steht im krassen Gegensatz zu seiner Unerreichbarkeit. Sein Gipfel ist 5.000 Meter höher als wir. Unvorstellbar, dass sich da oben vielleicht in diesem Moment Menschen befinden. Selbst wenn, sie würden den makellos reinen und unberührten Eindruck, den diese Schneepyramide hervorruft, nicht mindern können.

Die ersten Sonnenstrahlen, die ins Klostergelände fallen, locken die Kinder ins Freie. Aus den Eingängen der langgezogenen Wohnhäuser quetschen sich dutzende rote Roben gleichzeitig ins Licht, als gelte es einen Wettlauf zu gewinnen. Die Drängelei ist begleitet von Lachen und Geschrei, mitunter wird daraus ein handfestes Gerangel, das auf dem Boden des Vorplatz entschieden wird. Der Mönchsnachwuchs gebärdet sich nicht gerade friedliebend. Da fliegen schon mal Steine, auch in unsere Richtung, und gegenseitiges Schubsen oder in den Dreck stoßen gehören offenbar zum Alltag. Man merkt, dass es an Erwachsenen mangelt. Der Zug der Kindermönche lichtet sich auf dem Weg zum Brunnen, rund um das eisige Wasser herrscht wenig Andrang. Vielleicht liegt das auch daran, dass die ersten Ankömmlinge die Wasserschläuche quetschen und sie als Spritzen verwenden um den Platz zu verteidigen. Wer will schon eine kalte Dusche verpasst bekommen?

Wir treten ebenfalls die Flucht an und bringen uns vor dem übermütigen Meute in Sicherheit. Außerdem sind wir bereits über ein Stunde draußen und es wäre an der Zeit, einen heißen Tee zu trinken und zu frühstücken.

Der kalte Wind hat nachgelassen, an der Sonne ist er herrlich warm. Im geschützten Innenhof unserer Lodge kann ich endlich unsere verschwitzten Sachen waschen. Danach lasse ich mir nochmals warmes Wasser bringen und shampooiere mich von oben bis unten ein. Die letzte Kopfwäsche liegt 6 Tage zurück, seitdem trug ich rund um die Uhr eine Kappe, mit entsprechendem Juckreiz und Ekelgefühl darunter.

Mit den nassen Haaren hocke ich mich direkt hinter die Fensterscheibe in die glühende Sonne und schreibe das Tagebuch nach. Obwohl ich nebenbei eine ganze Rolle Klopapier verrotze, fühle ich mich glücklich. Das Abwarten in Lho hat sich rentiert. Die Touristen, die ich um ihr Weitergehenkönnen beneidet hatte, haben diesen einmaligen Anblick des Manaslu verpasst.

FRISCHE ÄPFEL

Nachmittags brechen wir zu einer zweiten Fotosafari auf. Diesmal streifen wir quer durchs Dorf. Keine Wolke zeigt sich am Himmel, der Manaslu strahlt in seinem Schneemantel wie von einer eigenen, innewohnenden Lichtquelle gespeist. Zu seinen Füßen wogen die Gerstenfelder in einer sanften Brise, Gebetswimpel flattern und die Bäume biegen sich unter der Last rotwangiger Äpfel.

Unser Interesse gilt den Behausungen der lokalen Bevölkerung. Wie lebt es sich hier?

Die Umstände sind für unsereins unvorstellbar hart. Die rohen Steinmauern besitzen keinen Mörtel, die Fugen werden nicht verstopft. Der einzige Schutz gegen den Wind liegt in der verdichteten Bauweise. Die Wohnhäuser bilden Siedlungsketten, reihen sich aneinander, die Außenwand teilend. Sie bestehen aus zwei Stockwerken, mit jeweils halboffenen Räumen an der Vorderfront und verschließbaren Kammern an der Rückseite. Ebenerdig stapeln sich Holzvorräte unter einer Art Balkon, auch Werkzeug oder Plastikplanen finden sich dort. Die

unteren Räume dienen dem Vieh als Stallung oder werden als Getreidespeicher verwendet. In den oberen Stock gelangt man über Holzleitern, die oft nur aus einem gekerbten Baumstamm bestehen. Der geländerlose Balkon bildet den Verbindungsgang zwischen den Räumen. In den halboffenen Kammern sitzen Kleinkinder am Boden und spielen unter der Aufsicht der Mutter, die sich im hinten gelegenen dunklen Küchenzimmer aufhält. Zumindest deutet der durch die verrußten Wände quellende Rauch darauf hin. Das Schlafgemach liegt wahrscheinlich auch im hinteren Teil des Hauses, der unseren Blicken verschlossen bleibt. Um es genauer zu erkunden, müsste man „homestay“ machen. Wir bevorzugen das Nichtwissen.

Soweit wir erkennen können, müssen alle Dorfbewohner das Wasser aus einem zentralen Brunnen herbeischleppen, auch Stromleitungen versorgen nur die Touristen-Lodges. In der Nähe des Dorfbrunnens gibt es zwei neuerrichtete, betonierte Toiletten. Ihrem Zustand nach zu urteilen, werden sie jedoch von der Bevölkerung eher gemieden als benutzt. Müll stapelt sich darin, die Blechtüren sind in den Angeln verrostet und quietschen im Wind. Wo erledigen die Einheimischen ihr Geschäft? Auch diesbezüglich ist mir das Nichtwissen lieber. Vielleicht könnte ich mich sonst nicht mehr am lokalen Gemüse erfreuen.

Im kleinen Geschäft am Eingang unserer Lodge kaufen wir Äpfel. Markus schält sie vorsichtshalber mit dem Messer, obwohl sie garantiert nie mit Spritzmittel in Kontakt gekommen sind. Aber sie gingen durch Menschenhände und das stellt hierzulande die größere Bedrohung der Gesundheit dar.

Das Fruchtfleisch ist wider Erwartens saftig und süß. Nie hätte ich mit derart schmackhaften Äpfel gerechnet. Selig kaue ich die Vitamine und sage voller Zuversicht zu Markus: „Morgen können wir weitergehen.“

Zwischen Lho und Sama erwartet uns einer der schönsten Wegabschnitte, man bewegt sich laut Reiseführer in einem unglaublichen Bergpanorama, in welchem der Manaslu nur als ein Zacken von vielen aufragt.

Abends, als ich Vorbereitungen zur Nachtruhe treffe, beginnt im Innenhof wieder dasselbe Hämmern und Sägen wie gestern. Aber da lag ich im Fieber und glaubte zu träumen. Weil es mir unlogisch erscheint, dass man eine Baustelle stets nach Sonnenuntergang eröffnet, gehe ich mir die Sache selbst anschauen.

Drei Tischler sind im Lichtkegel eines Scheinwerfers damit beschäftigt, Möbel herzustellen. Ich frage sie, weshalb sie ausschließlich in der Dunkelheit arbeiten. Die Antwort ist simpel. Den ganzen Tag über sind sie beim Bau einer neuen Lodge beschäftigt. Danach kommen sie hierher, um sich nach Feierabend bis 22:00 Uhr noch etwas dazuzuverdienen. Ich bin beeindruckt. Obwohl sie seit 6:00 Uhr morgens auf den Beinen sind, singen sie jetzt noch bei der Arbeit. Dabei ist diese körperlich ziemlich anstrengend. Ihre Werkzeuge werden nicht durch die Kraft der Elektrizität unterstützt. Da liegen Handbohrer, Hobel und stumpf wirkende Stemmeisen herum. Mit Hobeln und Schleifpapier wird das Holz in Form gebracht, die größten Sachen mit einer Säge zugeschnitten, die bei uns jeder Baumarkt-Hobbyschreiner als Klumpert bezeichnen würde. Aber die Stühle, die die Arbeiter hier herstellen, sehen solide und gut aus. Mangels Schrauben und Leim dienen kunstvolle Holzverbindungen zur Montage. Handwerk in Reinkultur. Ich mache einige Fotos und die Tischler reagieren mit sichtlichem Stolz auf mein Interesse. Leider reicht mein Nepali-Wortschatz nicht aus, um ihnen mitzuteilen, dass ich mich, nachdem ich die Produktionskette vom gefällten Baum, über den Zuschnitt der Bretter, bis zum fertigen Möbel gesehen habe, nur mehr mit Ehrfurcht auf einen solchen Stuhl setzen werde.

13. Tag, Dienstag, 8.10.2013

Zum Glück haben wir gestern den Manaslu aus allen möglichen Blickwinkeln, aufragend hinter der Gompa, majestätisch über dem Dorf thronend oder versteckt durch die Apfelbaumzweige schimmernd, fotografiert und können heute einfach nur schauend vorbei wandern. Wir sind sehr früh dran, das Aufstehen fiel uns in Anbetracht des sternklaren Himmels leicht.

Die eisige Morgenluft brennt in meinen Atemwegen, ich gehe ganz langsam, um mich an eine mögliche Belastungsgrenze heranzutasten. Die Wirkstoffe von Antibiotika gaukeln mitunter mehr Leistungsvermögen vor, als dem Körper gut tut.

HILFLOS

Der Weg führt gemächlich in ein noch verschattetes Tal hinab, quert einen Fluss auf vereisten Steinen und strebt, leicht ansteigend einem Nadelwald zu. Ich vermute, dass wir heute die ersten Touristen sind, weil die anderen Gruppen noch mit Fotografieren beschäftigt sind. Auch Asheem ist aus irgendeinem Grund nicht mit uns gemeinsam aufgebrochen. Einsam stapfen wir dem düsteren Waldpfad entlang. Nach rund einer Stunde blockiert in der finstersten Ecke des Waldes eine Absperrung aus dünnen Baumstämmen den Weg. Sie ist Teil einer Umzäunung, die ein paar Yaks am Herumstreuen hindert. Die Viecher blicken mürrisch zu uns her und schütteln ihr zotteliges Fell, in dem Schlammbatzen eingetrocknet sind. Der Waldboden hat sich unter ihren Hufen in Morast verwandelt.

Das flache, in einer Ecke der Umzäunung hingeduckte Haus erkenne ich erst, als von dort eine Stimme ertönt. Mühsam schleppt sich eine magere Gestalt dem Zaun entlang zum Weg hinauf, immer wieder winkend, damit wir warten. Ihr Anblick ist mitleiderregend. Trotz der vielen, lose um den Körper gewickelten Decken wirkt die Person schwächling, beinahe hilflos. Vielleicht ist sie sehr alt? Wie kann man sich überhaupt an so einem Gott verlassenem, finsternen Flecken niederlassen?

Dann steht uns eine Frau gegenüber. Mit wirrem, verfilzten Haar, das zu meiner Überraschung kohlrabenschwarz ist. Wie Yakwolle. Die Frau dürfte dennoch alt sein, bezogen auf nepalesische Verhältnisse. Ihr Gesicht ist derart faltig und von Wind und Wetter zernagt, dass ich mir eine Schätzung schwer fällt. Ist sie 70 oder vielleicht gar nur 50?

Sie ballt die Faust vor ihrer linken Wange, deren Haut ein wenig glatter, oder vielleicht auch bloß etwas geschwollen ist, und spreizt danach die Finger, um sie gleich darauf wieder in einer Faust zu schließen. Diese pulsierende Geste wiederholt sie ein paar Mal, dann winkt sie mich näher. Ahnungslos trete ich an sie heran. Da fährt sie mit der Hand in den geöffneten Mund und zeigt auf einen dunkelbraunen Zahnrest, der ganz hinten als einziger auf dieser Seite des Unterkiefers überlebt hat. Ein kurzer Blick reicht aus, um die restlichen Exemplare zu zählen. Fünf, mehr sind es nicht. Alle in der Einheitsfarbe des Waldbodens. Kein Wunder, dass auch der Geruch, den ihr Atem verströmt, an Moder erinnert.

Die Augen der Frau blicken mich hoffnungsvoll an. Als ich nicht sofort reagiere, weil ich noch am Überlegen bin, was zu tun in meiner Macht steht, beginnt sie wieder ihre Faust als Sinnbild für den pochenden Schmerz zu öffnen und zu schließen. Man müsste den Zahn ziehen, keine Frage, aber dazu braucht es zumindest zahnärztliche Kenntnisse. Bei einem Eiterherd kann so ein Eingriff in einem Desaster enden. Wahrscheinlich würde der hoffnungslos vom Karies zernagte Stumpfen unter dem Griff einer Zange zerbröseln und die Wurzel im Kiefer stecken bleiben. Traurig schaue ich der Frau in die dunklen Augen. Ich kann ihr nicht helfen. Sie scheint zu verstehen, lässt die Schultern hängen. Da kommt ihr noch ein

rettender Gedanke. Sie ahmt mit den Händen das Auspacken von Tabletten nach und wirft die imaginäre Medizin in den offenen Mund. Ich muss sie ein zweites Mal enttäuschen. Die Apotheke mit den Schmerzmitteln ist in Asheems Rucksack, der heute weiß Gott wo bleibt. Verneinend schüttele ich den Kopf, deute nach hinten, als ob das Wunder bereits im Anmarsch wäre.

Da passiert etwas Unerwartetes. Die Frau lächelt mich an, bedankt sich, berührt mit ihrer Hand kurz meinen Arm, als wollte sie sagen, mach dir keine Vorwürfe, ich komme schon klar, und humpelt in ihr Domizil zurück.

Schweigend setzen wir unseren Weg fort, nachdem wir das Yak-Gehege unbehelligt passiert haben. Jeder weiß, wie brutal Zahnschmerzen sein können. Die Frau tut in ihrer Situation das einzig Richtige: sie passt am Touristenweg die Fremden ab. Vielleicht hat sie Glück und es ist einmal ein Arzt dabei, wie es bei Expeditionen üblich ist. Wie weit die nächste medizinische Versorgungsstation für Einheimische entfernt ist, weiß ich nicht. Auch nicht, ob es so etwas in diesem abgelegenen Tal überhaupt gibt. Und wenn, ob es dann für eine arme Alte, die nur Lumpen am Leib trägt, finanziell erschwinglich wäre. Das Leben hier ist extrem hart. Kein Wunder, dass der Buddhismus sich durchsetzen kann. Leben ist Leid, heißt es doch darin.

Meine Erkältung nimmt sich im Vergleich dazu lächerlich aus. Ich schäme mich meiner Frustränen, die ich vorgestern darüber vergossen habe. Jetzt geht es mir erstaunlich gut. Markus' Tempo kann ich ohne Probleme mithalten.

Der Wald verändert sich, wird lichter. Es mischen sich goldene Lärchen unter die Pinien, die immer mehr Abstand voneinander nehmen, als hätten sie genug von der düsteren Enge am Bach unten. Zur linken Seite öffnet sich unerwartet ein Seitental und gewährt einen Blick auf den Peak 29. Seine breite Westflanke steht wie eine gleißende Barriere am Ende des Tales, der Himmel darüber braucht einen gewissen Abstand, um sein sattes Blau wieder zu finden.

VOLLKREIS - PANORAMA

Danach folgt ein letztes Waldstück. Wir gehen immer schneller, in der Hoffnung, endlich das gesamte Panorama zu überblicken, nicht nur hier und dort ein Schneeglitzern zwischen den Wipfeln, das uns bloß neugierig macht. Auf dem Hochplateau des Dorfes Syala ist es geschafft. Die Nadelbäume ließen wir endgültig unter der Höhe von 3.500 m zurück. Nun offenbart sich das, was ich in den heimischen Gipfelbüchern immer so lächerlich finde: ein 360° Panorama. Hier finde ich diesen Ausdruck jedoch passend. Wohin ich mich auch wende, blicke ich auf eisverkrustete Gipfel. Keine Wolke trübt den Himmel und ich bin überwältigt vom Glück hier zu sein. Verstohlen wische ich mir eine Träne aus den Augen, als Markus mir das Fernglas reicht. „Der kalte Wind“, lüge ich und hoffe, dass mich die belegte Stimme nicht verrät. Mein Blick weilt lange auf der Schneekuppe jenes Berges, dessen Gipfelgrat ich vom Krankenlager aus zwischen den Nebelfetzen hindurch sehen konnte. Nie hätte ich gedacht, ihn jemals in voller Größe aus solcher Nähe bestaunen zu können. Niemand kennt seinen Namen, die Karte nennt mehrere Spitzen entlang der nepalesisch-tibetischen Grenze, die in Betracht kommen: Saula (6.235m) oder Khayang (6.168m) sind am wahrscheinlichsten. Wir bezeichnen ihn als „Weißen“, da seine Schneefläche so makellos ist, dass er in Fotos aus dem Himmel einen farb- und konturlosen Flecken radiert.

Vis-à-vis, auf der anderen Seite des Dorfes bildet eine schier endlose Abfolge von Zacken, Graten und Spitzen die Horizontlinie. Mittendrin die höchste, uns schon vertraute Silhouette des Manaslu. Aus dieser Perspektive wirkt er nicht mehr so mächtig, sondern ist einer von vielen geworden.

Erstmals sehen wir die Gletscher bis ins Tal kriechen, weiße Zungen, die weit ins Braun hinein lecken. Sie liegen in viel zu großen Betten, rings um das Eis tritt der eben erst frei gewordene, abgeschliffene Boden zu Tage. Nackter Fels wechselt mit hellem Moränenschutt. Die neuen Flächen sind jung, ohne Pflanzenbewuchs, noch nicht einmal von der Sonne verbrannt. Expeditionsberichte bestätigen den Eindruck. Vor zehn Jahren wurden die Basislager deutlich tiefer errichtet als heute. Sie wanderten mit den Gletscherzungen nach oben. In unsere Karte ist beispielsweise das Manaslu Base Camp auf 4.400 m eingezeichnet. Inzwischen stehen die Zelte 500 Meter höher. Mit Hilfe des Fernglases glauben wir den Weg dorthin in der Bergflanke zu erkennen. Ob sich unser Wunsch erfüllen wird, im Basislager zu übernachten? Als ich mit Fieber im Schlafsack gelegen hatte, hatte ich alle diesbezüglichen Hoffungen aufgegeben. Nun leben sie wieder auf.

Wir müssen unbedingt Asheem fragen, ob er bereits Informationen über Rishis Expedition am Manaslu hat. Wo steckt Asheem überhaupt? Seit gut einer halben Stunde rasten wir in Syala und von dem Jungen fehlt jede Spur. Da wir bei unserem Aufbruch in Lho heute Morgen nicht wussten, wie es mir gesundheitlich ergehen würde, haben wir als vorläufiges Tagesziel dieses Dorf hier vereinbart. Nun würden wir gerne nach Sama weiter wandern. Aber wie teilen wir das Asheem mit, wenn er nicht da ist? Man könnte ihn anrufen – er hat ja im Gegensatz zu uns ein Mobiltelefon dabei. Nur, dazu müssten wir seine Nummer wissen. Wenn ihm etwas zugestoßen ist? Auch ein Träger kann verknöcheln oder krank werden.

Die Zeit vergeht und wir werden unruhig. So groß war der Abstand zwischen uns noch nie! Wir fragen die Träger einer deutschen Gruppe, ob sie irgendwo unterwegs Asheem begegnet seien. Man sieht uns erstaunt an und schüttelt missbilligend den Kopf. Welch unverzeihliches Verhalten! Ein Träger, der seinen Klienten nicht Schritt auf Tritt folgt.

Sie können ja nicht ahnen, wie viel Mühe es uns gekostet hat, Asheem aus dieser Verpflichtung zu befreien. Endlich kommt er, in ein angeregtes Gespräch mit einem Träger aus einer französischen Gruppe vertieft. „Friend“, sagt er und winkt seinem Freund nach, der zu den Franzosen eilt, die sich in einem Teehaus zum Mittagessen breit gemacht haben.

„Asheem“, sage ich erleichtert, „we have been waiting for you.“

Das bekommt er leider in den falschen Hals. Schamesröte steigt ihm ins Gesicht, er blickt zu Boden, als laste nicht der Rucksack, sondern schlechtes Gewissen zentnerschwer auf seinen Schultern.

Dabei will ich ihn bloß informieren, dass wir jetzt doch bis Sama gehen. Er stellt nicht einmal den Rucksack ab, will gleich mit uns weiter. Ich muss ihn dazu zwingen, bei seinem Freund zu bleiben und eine Kleinigkeit zu essen, bevor er nach kommt.

Kaum haben wir das letzte Haus des Dorfes hinter uns gelassen, da höre ich den schlurfenden Schritt Asheems hinter mir. Er muss sein Dhal Bat im Eiltempo verschlungen haben. Die restliche Wegstrecke klebt er auf unseren Fersen.

Zwischen Syala und Sama gibt es in absoluten Zahlen keine Höhendifferenz mehr, nur der Weg findet Möglichkeiten für ein bisschen Auf und Ab. Weite Strecken geht es jedoch eben dahin. Wir haben ein wunderbares Hochtal erreicht, aus der V-Form ist ein breites W wie Wanne geworden. Getreidefelder wechseln sich mit Weideflächen, auf denen Berberitzensträucher wie kugelige Skulpturen herumstehen und den Yaks Deckung bieten. Sehen sie

einen Menschen kommen, so verschwinden die Viecher, die an wandelnde Woldecken mit Quasten erinnern, ins Gebüsch. Mit großen Augen starren sie einen durch die Zweige hindurch unverwandt an, jederzeit zur Flucht bereit. Offenbar wissen sie nicht um die Macht, die von ihren beeindruckenden Hörnern ausgeht.

Obwohl wir die Häuser von Sama schon von weitem sehen können, zieht sich der Weg in die Länge. Die klare Luft lässt Entfernungen in der Wahrnehmung schrumpfen. Mit diesem Phänomen hatten wir auch in Tibet zu kämpfen. Da marschierten wir auf einen kleinen Hügel zu, um nach drei Stunden mitten in der Pampa zu kapitulieren, ohne der Erhebung auch nur ansatzweise näher gekommen zu sein.

Wir haben vor, uns in Sama für ein paar Tage einzuquartieren, um von dort aus Tagesausflüge zu unternehmen. Sich Zeit lassen ist vor allem für die Akklimatisierung wichtig. Schließlich liegt ein über 5.000 Meter hoher Pass vor uns, nur zwei Tagesetappen von Sama entfernt.

Ich frage Asheem, ob er schon Kontakt mit der Manaslu-Expedition zwecks Übernachtung im Base-Camp aufgenommen habe. Er setzt seinen Blödblick auf und sagt: „Yes, madam?“

Ich weiß genau, er hat mich nicht verstanden und wiederhole Wort für Wort, jede Silbe betonend. Mir ist daran gelegen, dass er versteht, was ich sage. Doch sein Blick ändert sich nicht. Im Gegenteil. Anscheinend ist er es, der an meinem Verstand zweifelt. Als wolle er mich nachäffen beginnt er, langsam, in seinem besten Englisch, jedes Wort betonend, zu sprechen. Er behauptet, die Gruppe junger Männer und Frauen, die wir in Namrung bei ihrer Mittagspause (Stichwort Raubtierfütterung) beobachtet hatten, seien von eben jener Expedition gekommen, die damals wegen schlechten Wetters abgebrochen worden sei. Seitdem befände sich niemand mehr im Basislager, den er kenne. Folglich könnten wir dort auch nirgends übernachten.

Hast du das endlich kapiert?, fragt sein Blick.

Seit Tagen löchere ich ihn wegen dieses Themas, weil ich glaubte, er würde aus Ignoranz nichts unternehmen. Seit Tagen antwortet er darauf mit seinem typischen „Yes madam“, weil er zu höflich ist darauf hinzuweisen, dass *ich* auf der Leitung stehe. Ich kann mich erinnern, dass er etwas über die Tätigkeit der Träger in Namrung gesagt hatte, aber ich hatte das nicht mit „unserer“ Expedition in Verbindung gebracht.

Um die Sache einmal umzukehren, reiße ich die Augen auf und sage vorsichtig: „Yes, sir?“ Meine Art von Humor stiftet noch größere Verwirrung. Schließlich klopfte ich Asheem, der geduldig zu einer neuen Erklärung ansetzen will, auf die Schulter und wiederhole brav: „No overnight in base camp“ und die Sache ist erledigt. Manchmal wüsste ich gern, was Asheem über mich denkt. Aber vielleicht ist es schmeichelhafter, wenn ich es nie erfahre.

Die Berberitzenweide endet an Mauern, die kunstfertig aus runden Flusssteinen aufgeschichtet sind. Die Einfriedungen sind so hoch, dass die Yaks ihre schweren Schädel mühsam recken müssen, um darüber linsen zu können. Obwohl sie nur auf karge Stängel starren, die auf den Feldern in der Sonne dorren, scheint sie das Unerreichbare mehr anzumachen, als das grüne Gras unter ihren Hufen. Mit verdrehten Glotzaugen lechzen sie nach dem komischen Gemüse, das ihnen verwehrt bleibt.

Als wir uns nähern, räumen sie sofort den Platz und ziehen sich verschämt in die Berberitzen zurück. Jetzt sind wir an der Reihe, dumm zuzuschauen. Was ist das für ein Zeug, das von gebückten Frauen in tibetischer Tracht mit Sichel knapp über dem Boden abgehauen wird? Es sieht aus, als würden kleine Bäume gefällt. Die Stängel ragen über zwei Meter in die Höhe.

Am Schaft unten weisen sie letzte Reste von Grün auf, werden dann immer gelblicher und gehen oben schließlich in braunes Gestrüpp über. Die Frauen schichten ihre Ernte auf Haufen, die sie mit Seilen zu dicken Bündeln binden. Männer hieven die Packen danach auf den Rücken und wanken unter der immensen Last Richtung Dorf. Gerne würde ich diese wandelnden Riesenbesen, die über die Felder torkeln, fotografieren, aber die Männer winken mürrisch ab.

Es fällt auf, dass hier niemand abgelichtet werden will. Auch die sichelnden Frauen schimpften, als sie die Kamera sahen. In ein paar Tagen werde ich verstehen, weshalb. Noch aber bin ich enttäuscht, weil die Motive so einzigartig wären. Erst rennen die Yaks davon, nun verscheuchen mich die Menschen.

Zum Glück gibt es genügend leblose Dinge, die sich gegen meine Knipswut nicht wehren können. Die Berge, die Gletscher, die davor wehenden Gebetsfahnen. Und weil wir das alles schon zur Genüge kennen, ist dann am unteren Bildrand doch eine Gruppe Gemüseträger zu sehen. Rein zufällig natürlich. Ich schäme mich sogar ein bisschen, wenn ich die geklauten Pixel in der Vergrößerung ansehe. Aber die Freude überwiegt. So ambivalent muss sich ein Paparazzo fühlen.

SAMA: DORF MIT FUßGÄNGERZONE

Neben dem Dorfeingang, einem tibetischen Tschörten mit Durchgangstor, prangt ein handgemaltes Hinweisschild. In drei Sprachen, allen voran Englisch, was irritiert, da die Botschaft ans hiesige Volk gerichtet ist, steht geschrieben, dass man nicht durchs Dorf reiten darf, sondern sein Pferd am Halfter führen muss. Für diejenigen, die weder der tibetischen, noch der nepalesischen Schriftsprache mächtig sind (vom Englischen ganz zu schweigen) gibt es zwei erklärende Bilder: Ein falsches, mit einem großen X gekennzeichnet und ein richtiges, mit einem zustimmenden Häkchen versehen. Auf ersterem geht dem Reiter sein galoppierender Gaul durch. Der junge Mann mit fliehendem langen Haar, der das Zügel fahrlässig mit nur einer Hand hält, droht bei seinem Wahnsinnsritt rücklings aus dem Sattel zu kippen. Bei uns würde das übersetzt heißen: er verlor die Kontrolle über sein Fahrzeug, bevor er in die Menschenmenge raste. Das richtig-Bild hingegen zeigt ein wohlgezogenes Pferd in einer Schrittstellung aus dem Ballett der Wiener Hofreitschule, sanft an der Leine geführt von einem Mann mit kurzem Haarschnitt.

Und sollte dieser Bildtext, der schon fast Comiccharakter besitzt, nicht überzeugen, so tut es die Strafandrohung darunter: 2.000 Rupien! Willkommen in der Fußgängerzone.

Das erste, das uns nach dem Schild begegnet ist ein Reiter. Auf dem Pferd! Markus und ich rufen gleichzeitig: „zweitausend Rupien!“ und Asheem muss vor lauter Lachen kurz das Gepäck abstellen.

Der Weg gabelt sich an einer Mani-Mauer, die einen großen Komplex aus verschiedenen Stupas umschließt. Dahinter liegen die gravierten Steinplatten, meterhoch! In der Mauer sind 108 kleine Gebetsmühlen eingelassen, sie glänzen speckig, von unzähligen Handflächen poliert, die im Laufe der Zeit die ursprünglich erhabenen Schriftzeichen zu kaum sichtbaren Beulen abgegriffen haben.

Im Dorf selbst scheint die Zeit stillgestanden zu sein. Wir wandeln durch eine mittelalterliche Kulisse. Rechts der Gasse, die nur aus gestampftem Lehm Boden besteht, erheben sich die Steinwände zweistöckiger Gebäude. Steile Holzleitern führen auf die Veranda vor den

Wohngemächern, die über den Kellerräumen, die als Speicher oder Stallung dienen, liegen. Auf der anderen Straßenseite grenzen Mauern kleine Vorgärten ab, in deren Windschatten Kohlköpfe sprießen oder Getreide zum Trocknen ausgelegt ist. Hinter den Gärten schließen wieder Wohnhäuser an, auch sie zweistöckig, mit der kleinen überdachten Veranda über den dunklen Höhlen der ebenerdigen Räume. Alles ist aus Stein: die Wände, die Dächer, die Mauern. Holz gibt es nur für die Leitern. Auf den Sims stapeln sich die Büschel der Gemüsetängel, deren Verwendung wir nie erfahren werden. Asheem meint, es könnte sich um Viehfutter handeln, eventuell Wintervorrat.

Nirgends deutet etwas auf das Vorhandensein von Elektrizität hin, kein Stromkabel, keine Satschüssel, kein Solarpaneel. Auch von Wasser fehlt jede Spur. Müssen die Menschen es vom Fluss herbei tragen? Gerne würde ich mehr Einblick in das Leben hier erhalten. So ein Dorf ist uns bislang nicht untergekommen.

Sama ist die größte Siedlung in diesem Tal, liegt auf 3.500 m Höhe und scheint sich seit Urzeiten nicht verändert zu haben. Die Menschen sind Selbstversorger, obwohl im Winter eine geschlossene Schneedecke das Land bedeckt. *Wie lebt man hier? Wie überlebt man hier?* Diese Frage stellt sich wahrscheinlich jeder Tourist, der diese Gasse entlang geht. Und weil das alles wie eine eigens für einen Historienfilm aufgestellt Kulisse aussieht, verliert man das Gefühl für die Bewohner. Es sind keine Schauspieler, die auf sie gerichtete Kameras gewöhnt sind. Die Einheimischen sind dem Voyeurismus der Fremden hilflos ausgesetzt. Abweisende Gesten werden missachtet, es blitzt bis in die hinterste Kammer hinein. Kein Wunder, wenn die Dorfbewohner die neugierigen, Goretex gewandeten Menschen einfach ignorieren. Sie sehen an uns vorbei, durch uns hindurch, erwidern keinen Gruß. Sie versuchen ihr Leben weiterzuführen, unabhängig davon, was sich hundert Meter weiter in den Lodges abspielt. Diese Menschen hier brauchen den Tourismus nicht, sie wollen ihn nicht, er nützt ihnen nichts. Das Geld, das die Fremden bringen, bleibt bei den Investoren hängen, die meist aus den tiefer gelegenen, besser entwickelten Regionen stammen und dem Strom der Touristen bis zum Fuß des Manaslu gefolgt sind. Wie lange ist die Aufrechterhaltung dieser Parallelwelt wohl möglich? Noch werden die Kinder hinter die Mauern zurückgeschreckt, wenn sich Fremde nähern, aber der Kontakt ist unvermeidlich. Was wird das für Konsequenzen haben? Die bisherige Lebensweise ist – wenn man ähnliche Entwicklungen in der Welt betrachtet – dem Untergang geweiht. Ob das gut oder schlecht ist, kann ich nicht beurteilen. Trotzdem stimmt es mich irgendwie traurig und ich lasse die Kamera sinken.

Am Ende des Dorfes befindet sich ein checkpoint. Gemeinsam mit Asheem betreten wir den Vorgarten des solide gebauten Hauses. Während ich im Rucksack nach den Permits grabe, hat Asheem seine Papiere schon mit einer Verbeugung dem Uniformierten gereicht, der auf einem Holzstuhl sitzt. Der Stuhl erinnert in seiner massiven Ausführung mit den breiten Arm- und Rückenlehnen an einen Thron. Auf den zwei anderen Stühlen, die aus Metallgestängen mit Stoffbezug bestehen und wie Regiesessel aussehen, lümmeln die Polizisten niederen Ranges. Ihre Aufgabe ist es, die Namen der Durchreisenden fein säuberlich in riesige Bücher einzutragen.

Asheem harrt in seiner devoten Haltung aus und schielt nervös zu mir her. „Wo bleiben die permits?“ scheinen seine großen Augen zu fragen.

Da unsere Papiere allesamt in Ordnung sind, sehe ich keinen Grund, diesen Typen unterwürfig zu begegnen. Ich würde mir noch mehr Zeit lassen, wenn Asheem nicht derart darunter litte.

Der Oberinspektor weist Asheem mit einer kurzen Kopfbewegung den Platz auf einer Sitzmatte am Boden zu. Doch Asheem setzt sich nicht, sondern kauert halb kniend am Fuß

Dorfleben in Sama





Das Dorf Sama am Fuß des Manaslu, im Hintergrund ein namenloser „no-mountain“

des Thronsessels. Er wagt den Blick nicht zu heben, als ihm von oben herab eine Predigt gehalten wird. Um was es geht, entzieht sich meinem Verständnis, aber es muss etwas mit der handgeschriebenen, per Fax nachgereichten Zulassung als Führer zu tun haben. Der Uniformierte liest daraus vor und ergänzt mit eigenen Worten. Es klingt aber nicht streng, sondern eher beratend, fast väterlich. Auf Asheems Oberlippe glänzen dennoch Schweißperlen.

Endlich habe ich alle Unterlagen beisammen und gehe auf den Chef des checkpoints zu. Mit einer forschenden Geste scheucht er seine zwei verdutzten Untertanen aus den Sesseln und bietet sie Markus und mir an. Ich lehne dankend ab, will lieber stehen bleiben, da begegnet mir Asheem flehender Blick. Als wir sitzen und zusehen, wie unsere Permits in das dicke Buch eingetragen werden, von einem Polizisten, der wegen uns nun neben Asheem auf dem Boden hockt, kommt mir die Szenerie wie eine Familienaufstellung vor, die ein Abbild der nepalesischen Hierarchie zeigt. In einem korrupten Staat ist ein Träger, wie unser Asheem, der Willkür von Polizei und Behörden ausgeliefert. Selbst wir wären machtlos, wenn wir nicht die Devisen brächten. So sitzen nun Macht und Geld auf Augenhöhe und wenden sich einander freundlich zu, während die Untertanen auf Anweisungen oder Gnade hoffen. Typisch ist auch das Verhalten des Oberinspektors, der mich kurz irritiert anblickte, als *ich* ihm die Papiere reichte. Seine Worte richtet er weiterhin beharrlich ausschließlich an Markus. Bei der Verabschiedung gibt er auch nur ihm die Hand, einer Frau kann er diese Würde nicht erteilen. Als wir endlich wieder auf dem Trekkingpfad sind, atmet Asheem sichtlich erleichtert auf und betet uns zigmal vor, wie außergewöhnlich nett dieser Polizist gewesen sei. Ich ziehe es vor zu schweigen. Asheem könnte es nicht verstehen, wenn ich den Typen als selbstherrliches, arrogantes Arschloch bezeichnen würde.

In Sama gibt es eine einzige Unterkunft, die mit einer heißen Dusche wirbt. Unsere Enttäuschung ist daher groß, als wir keines der Zimmer im ersten Stockwerk mit Blick auf den Manaslu bekommen können, obwohl sie allem Anschein nach leer stehen.

„All booked“, heißt es, „groups coming.“

Wir deponieren sicherheitshalber unser Gepäck im einzigen noch freien Raum, einem dunklen, allerdings sehr großem Eckzimmer und besichtigen andere Lodges. Danach kehren wir geläutert und mit weitaus geringeren Ansprüchen zurück und hoffen, dass niemand inzwischen unser Gepäck vor die Tür gestellt hat.

Als wir das Zimmer erneut betreten, huscht eine Maus unterm Bett hervor und verschwindet zwischen der hölzernen Wandverkleidung und der rohen Steinmauer.

„Andere Lebewesen finden es auch wohnlich hier“, sage ich zu Markus, der eine furchtbare Wut auf die *groups* hat, die die besten Zimmer im Voraus reservieren. Er äußert sich nicht dazu.

„Es gibt sogar einen Vorteil, dass die groupies stets im oberen Stock hausen“, setze ich fort, nachdem ich die Betten einer Prüfung unterzogen habe.

Markus will nicht wissen, welchen.

Ich sage es ihm trotzdem, seine Laune ist ja unerträglich. „Die Matratzen sind wie neu!“, triumphiere ich.

„Lass es gut sein“, antwortet er mit einem Seufzer, „es ja nicht wegen des Zimmers hier, sondern ich mache mir Sorgen, wie es in den nächsten zwei Orten sein wird, wo das Angebot deutlich knapper ist.“

Stimmt. Daran habe ich auch bereits gedacht. Bislang konnten sich die Touristen auf verschiedene Dörfer verteilen, hinter Sama gibt es diese Option nicht mehr. Vor dem Pass drängen sich alle auf zwei Plätze zusammen.

„Dann müssen wir eben auch reservieren.“

„Wie?“, fragt Markus.

Ich bleibe ihm die Antwort schuldig.

SOLARE HOFFNUNG

Nachdem wir unsere Sachen mäuse sicher auf den Gleitschirmleinen, die Markus jedes Mal quer durchs Zimmer spannt, verteilt haben, treten wir wieder ins gleißende Sonnenlicht hinaus. Die Lodge ist eine Dauerbaustelle; aus der „Dachterrasse“, einer betonierten Zwischendecke, ragen die Büschel von Armierungseisen für das nächste Stockwerk empor. Plastikstühle stehen lose verteilt herum und laden zum Sonnenbaden ein. Nur wenige Touristen haben sich bislang eingefunden. Es noch früh am Tag und die beste Zeit sich einen Kübel heißen Wassers für eine Dusche zu bestellen.

Der Hausherr bringt eine zwei Meter lange Glasröhre und legt sie behutsam auf den Boden. Danach lehnt er sich über einen Teppich, der zum Lüften über dem Geländer hängt und schläft in dieser seltsamen Haltung ein. Wir wundern uns.

Eine halbe Stunde später reckt sich der Mann, prüft den Zustand der Glasröhre, scheint zufrieden und zieht mit dem Ding wieder ab. Markus folgt ihm.

Ich will meine Kübeldusche nicht verpassen und bleibe.

Aber Markus winkt mich in eine Art Turmgeschoß hinauf. Dort hat sich der Hausherr nebst einem kleinen buddhistischen Gebetsraum auch eine Experimentierkammer eingerichtet. Er tüftelt an einer Warmwasseraufbereitung mittels Solartechnik. In den schwarzen Glasröhren stecken Metallkerne aus Kupfer, deren Ende ein Stück weit hervorstehen. Der Hausherr bittet uns das Kupferteil kurz anzufassen. Es ist brennend heiß. Danach zeigt er uns, wie er die Glasröhren nebeneinander in eine Vorrichtung einbauen wird, sodass bloß die Kupferenden heraus ragen. Diese würden dann vorbeiströmendes Wasser erhitzen, wenn die Anlage einmal fertig sei.

„Warum nicht gleich einen schwarzen Schlauch aufs Dach legen?“, frage ich naiv.

Weil das Wasser darin nur während des Sonnenscheins heiß wäre und abends, wenn alle duschen wollten, zu rasch abkühlen würde. Die Glasröhren seien wesentlich effektiver, könnten die Energie speichern und gleichmäßiger abgeben. Das Hauptproblem liege in der Beschaffung. Der Lieferweg führe über China, Deutschland und Indien und der Transport käme ebenso teuer wie das Produkt selbst. Drei Röhren fehlen ihm noch für einen ersten Probetrieb.

„Dann aber“, sagt er und strahlt dabei übers ganze Gesicht, „dann werde ich mich endlich duschen können.“

Meinen Hinweis auf die jetzt verfügbare Kübeldusche übergeht er.

„Ich warte nun schon seit Monaten darauf, da kommt es auf ein paar Wochen mehr nicht an.“

Unwillkürlich rümpfe ich die Nase, Markus weicht ein Stück weit zurück. Der Hausherr lacht.

„Typisch Touristen“, ruft er fröhlich und klatscht mit der flachen Hand auf seinen Oberschenkel, „glauben, man müsse sich täglich waschen!“

Mit diesen Worten prustet er los, bis ihm fast die Tränen kommen. Dann flüstert er Markus eine Erklärung zu, augenzwinkernd, von Mann zu Mann.

„Was hat er gesagt?“, will ich natürlich sofort wissen.

„Seine Frau wohne bis zum Winter in einem anderen Dorf, deshalb könne er solange mit dem Duschen zuwarten.“

Ich verabschiede mich schleunigst und eile in die Küche, um meinen Kübel mit dampfendem Wasser abzuholen.

Leider verschwindet die Sonne bereits um vier Uhr Nachmittags hinter dem Manaslu. Ihre Strahlen zeichnen zwar noch lange milchige Lichtbahnen in den Himmel, aber sie wärmen nicht mehr. Als hätte man am Berg droben eine Schleuse geöffnet, stürzt nun die eisige Luft ins Tal herunter und fegt die Touristen, die im T-Shirt auf der Terrasse saßen, in ihre Zimmer. In Daunenjacken und Kappen verummumt kommen sie wieder heraus. Das Schauspiel der lodernden Schneefahnen, die von hinten beleuchtet wie weiße Flammen in den Himmel züngeln, will sich keiner entgehen lassen. Der Manaslu brennt. Und mir friert der Finger am Auslöseknopf des Fotoapparats an.

Im Aufenthaltsraum, der links und rechts mit langen Glasfronten versehen ist, herrscht Gedränge. Die noch von der Sonne aufgeheizte Luft ist angenehm warm, trotzdem weht ein schneidende Brise über alle Köpfe. Es zieht. Aber wieso?

Es dauert eine Weile, bis ich die Ursache erkennen kann. Sie ist nämlich unsichtbar. In der oberste Fensterreihe fehlt das Glas. Erst glaubte ich, die Scheiben seien derart blank geputzt, aber es sind bloß leere Holzrahmen, durch die der Wind ungehindert pfeifen kann. Hätte man wenigstens Nylon oder Karton angebracht, bis die Baustelle beendet ist! So aber ist man gezwungen, mit Kappe und Schal seine Suppe zu löffeln. Meine Stirnhöhlen reagieren schmerzhaft beleidigt.

Aber ich bin nicht die einzige, die täglich ihre Dosis Antibiotika braucht. Sechs Tiroler (3 Ehepaare, wie es sich für das katholischste aller österreichischen Bundesländer gehört) setzen sich an unseren Tisch. Zwei von ihnen mit starken Erkältungen. Eine schluckt schon Tabletten, ein anderer steht kurz davor. Noch glaubt er an die Wirkung seines Enzianschnapses, den er als Medizin, freilich nur als Medizin, großzügig einnimmt. Eigentlich sind sie mit dem Zelt unterwegs. Seit sie aber wegen des Dauerregens im unteren Abschnitt des Trekkings in die Lodges geflüchtet sind, haben sie den Komfort eines eigenen Zimmers entdeckt und geben ihn nicht mehr auf.

„Mi bringscht in koa Zelt nit mehr eini!“, sagt der Hermann, „voam Zelt n hob i dia Schnauzn vull, gschtrichn vull!“

Für ihre Träger und die Küchenmannschaft ist das ein Problem, denn die Lodgebetreiber sehen es naturgemäß nicht gern, wenn ihre Gäste von extern mit Speis und Trank versorgt werden. Manche verbieten es sogar. Verständlich. Mit dem günstigen Nächtigungstarif ist nichts zu verdienen, nur mit der Verköstigung wird der eigentliche Umsatz gemacht. Aber die Tiroler sind geduldet. Ihr Bierkonsum dürfte wesentlich dazu beitragen.

Im Aufenthaltsraum gibt es einen PC. Auf dem Bildschirm ist ein Aufkleber angebracht, der die Hardware als ein Geschenk der chinesischen Regierung ausweist. Das erklärt vieles. Einfluss lässt sich erkaufen. Das hatten wir in Tibet gesehen. Damals waren es Fernseher, die die Bevölkerung gewogen machen sollte. In Nepal, wo es vor Jahren noch den bewaffneten Aufstand der Maoisten gegen die Herrschaft des Königshauses gab, war Chinas Führung nicht unbeteiligt gewesen. Vielleicht sponsern sie jetzt die Kommunikationssatelliten für die Mobiltelefonie in diesem Teil Nepals, der so nahe an Chinas Grenze liegt?

Ich hätte jedenfalls nie mit dieser Technologie am Fuß des Manaslu gerechnet. Scheu frage ich, ob ich meine Mails abrufen dürfe. Als man mich auf das Schild WiFi-Internet aufmerksam macht, muss ich zugeben, dass ich kein smartphone oder sonst ein Gerät besitze, mit dem ich drahtlos ins Internet kommen könnte. Mitleidige Blicke begleiten mich daraufhin zum PC.

Während ich mich einlogge und eine Nachricht an zuhause absetze, denke ich immerfort an das Dorf in zweihundert Metern Entfernung. Dort ist es jetzt dunkel, kein Strom, keine Lampe erhellt die Steinhütten. Der Gegensatz könnte nicht krasser sein.

Bereits um 19:00 Uhr liegen wir in den Schlafsäcken. Die Maus knuspert irgendwo in einer Ecke. Morgen wollen wir zum Basislager am Manaslu aufsteigen. Ich hoffe, dass ich trotz Antibiotika und Erkältung konditionell dazu in der Lage sein werde. Und dass das Wetter hält. Und dass die Maus die Rucksäcke in Ruhe lässt. Und, ...

14. Tag, Mittwoch, 9.10.2013

Ich bin überrascht, dass ich ohne ein einziges Mal aufzuwachen, elf Stunden durchgeschlafen habe. Unser Rhythmus passt sich immer besser der Natur an. Wir sind in den hellen Stunden wach und verpennen die öde Dunkelheit.

Nach dem Frühstück kaufen wir am Kiosk Proviant für den Ausflug ein. Viel Flüssigkeit mitnehmen, wurde uns geraten. Zwei Liter Wasser haben wir ohnehin dabei. Markus kauft noch drei Flaschen Cola und drei Snickers, denn Asheem will uns unbedingt begleiten.

„Dann soll er auch tragen“, sagt Markus ungerührt.

Unsere Rucksäcke sind rasch gepackt. Markus lässt die Cola-Flaschen im Einkaufsack, um sie dem bereits vor der Türe auf uns wartenden Asheem zu übergeben. Der schaut verduzt, öffnet seinen eigenen, kleinen Rucksack und zieht ebenfalls einen Nylonsack heraus. Mit den drei Cola-Flaschen, die er für uns vor 10 Tagen gekauft und seither mitgeschleppt hat. Dann greift er in seine Jackentasche und präsentiert uns drei Snickers, woraufhin Markus die Deckelklappe seines Rucksacks öffnet und ebenfalls drei Snickers herausfischt. Das Gelächter ist groß. Zum Glück haben wir den doppelten Vorrat vor dem Aufstieg bemerkt. Wir versprechen uns gegenseitig, für morgen nichts mehr einzukaufen und marschieren los.

DURCH BIRKENWALD ZUM MANASLU

Es ist bitter kalt und der Boden steinhart gefroren, bis auf die feuchten Stellen, an denen der Frost Eisnadeln in die Lehmschicht trieb, die jetzt knirschend unter unseren Schritten splintern. Die Luft schneidet in meine Lungen, ich atme flach und muss bei der geringsten Steigung stehen bleiben. Keuchend versuche ich mit dem wenigen Sauerstoff in dieser Höhe auszukommen. Es dauert eine Weile, bis ich einen Rhythmus gefunden und meine Geschwindigkeit an die Verhältnisse angepasst habe. Zum Glück führt der Weg die erste halbe Stunde dem breiten Flusstal entlang, bevor er links abzweigt und hinter der ehemaligen Seitenmoräne des Manaslu-Gletschers an Höhe gewinnt.

Kurz darauf erreichen uns wärmende Sonnenstrahlen, Büsche und Bäume ringsum flammen in Herbstfarben auf. Ein bunter Teppich liegt dem Manaslu zu Füßen. Einst floss das Eis aus seinen Flanken bis ins Tal herab und schabte nebst der Vegetation auch den dünnen Humus ab. Zurück blieb eine tiefe Wanne aus geschliffenen Felsplatten, deren Grau noch so frisch ist, dass man auf den ersten Blick schmutziges Eis zu sehen glaubt. Aber das hat sich rund 600 Meter weit zurückgezogen, bildet dort oben an der vordersten Front verlorene Inseln aus einzelnen Blöcken, die auf milchigen Schmelzbahnen in den Abgrund gleiten. Tief unten, von den mächtigen Seitenarmen der Moräne umfungen, sammelt sich das abgetaute Wasser. Vom *blauen Blut des Gletschers* zu schreiben wäre zu pathetisch, dennoch drängt sich mir

dieser Begriff angesichts des Gletschersterbens auf. *Tränen des Eises* würden nicht weniger schlimm klingen. Um dem gedanklichen Kitsch ein Ende zu setzen, bitte ich Markus, mich vor dem Hintergrund des Manaslu zu fotografieren.

Er gibt mir die Kamera zurück mit den Worten: „Ich weiß nicht, ob du scharf bist. Kann sein, dass ich den Berg fokussiert habe.“

Genau diese kalte Dusche habe ich gebraucht, die Rosamunde Pilcher-Gefühlslage ist verfliegen. Auf Markus ist Verlass.

Als der Weg sich wieder hinter den Moränenwall zurückzieht, staune ich über den Birkenwald, der in der geschützten Lage gedeihen kann. Immerhin haben wir die 4.000 Meter Marke bereits überschritten. Der Hain ist von Licht durchflutet, das Laub hängt wie Blattgold im Geäst, von dem sich die pergamentene Haut in Fetzen löst. Die frische Rinde schimmert rosa, erinnert an Babyhaut. Dabei sind die Bäume uralt. Das raue Klima und die große Höhe zwingen sie zu gedrungenem Wuchs, die Stämme sind verkrüppelt, zahlreiche Bruchstellen und Wunden von borkigem Schorf überwuchert. Mich beschleicht das Gefühl, als Zwergin durch einen Bonsaiwald zu spazieren, der von japanischen Künstlern über Jahrhunderte hinweg zu einem einzigartigen, lebendigen Skulpturenpark arrangiert wurde. Und als würden diese bizarren Birken nicht schon ausreichen, um mich in ehrfürchtiges Staunen zu versetzen, leuchtet der kitschig blaue Himmel und die weiße Pyramide des Manaslu durch die Zweige. Einen schöneren Kontrast kann ich mir nicht vorstellen. Ich knipse mindestens fünfzig Fotos und bin atemlos vor Freude.

Nach dem Birkenhain tritt der Weg hinaus in das niedrige Buschwerk, das von weitem an Alpenrosen erinnert. Dass dieser Eindruck nicht ganz falsch ist, haben mir die Tiroler gestern erklärt. Sie sind nämlich Botaniker und haben bereits eine beeindruckende Sammlung von Himalayapflanzen angelegt. In Nylontaschen und Blechbüchsen packen sie Ableger ein, in der Hoffnung, dass sie zuhause im Tiroler Steingarten weiter wachsen mögen. Kurt zeigte mir eine kleinwüchsige Rhododendronart, die mit der Alpenrose verwandt ist. Obwohl die Rhododendren erst im Frühjahr blühen, finde ich neben dem Weg vereinzelt violette „Spätblüher“. Zwischen den dunkelgrünen Büschen sprießen Enziane, breiten sich zu kleinen blauen Teppichen aus. Ihre Kelche sind winzig, und die sie bestäubenden pelzigen Hummeln ebenso. Je länger ich am Boden knie, desto mehr entdecke ich. Bergastern in lila, exotische Orchideen in dunklem Nachtblau, dazwischen die haarigen Sterne von Mini-Edelweiß.

Markus und Asheem überholen mich kopfschüttelnd.

„Frauen und Blümchen“, sagt Markus bedeutungsvoll zu Asheem.

„Männer und Berge“, rufe ich gehässig hinter ihnen her, um das Klischee ebenso zu bedienen.

Weiter oben treffen wir uns wieder und bestaunen gemeinsam den türkisblauen Gletschersee am Talgrund. Er ist fast einen Kilometer lang und über hundert Meter breit. Bevor er die Stirn moräne, die wie ein Staudamm gewirkt haben muss, durchbrochen hat, stellte er sicherlich eine permanente Bedrohung für die Bevölkerung im Tal dar. Jetzt ist die Situation entschärft, ein glitzerndes Band mäandriert gemächlich zwischen den Schotterwänden der eingestürzten Moräne dem Hauptfluss zu.

Asheem genießt den heutigen Wandertag. Eigentlich hatten wir ihm für zwei Tage frei gegeben, aber die Langeweile schreckte ihn offenbar mehr als eine Tour mit uns. Außerdem macht er sich gerne nützlich und ich bin sehr dankbar, dass ich ihm alles Schwere aus meinem Rucksack überantworten konnte. Die sauerstoffarme Luft bremst uns ordentlich ein.

Ab 4.500 Meter wird es zäh, ein Schritt, ein Atemzug, links auftreten, einatmen, rechts auftreten, ausatmen. Asheem singt aus Leibeskräften und wenn er nicht singt, dann raucht er. Manchmal lässt er uns einen gewaltigen Vorsprung, legt sich in die Sonne, um danach im Joggingstil wieder laut singend zu uns aufzuschließen. Unser Schneckentempo ist ihm unverständlich.

„Hast du nicht ein paar zusätzliche Wasserflaschen, um ihn zu beschweren?“, fragt Markus und muss danach stehen bleiben. Fürs Reden während des Gehens reicht die Luft nicht aus. Ich schüttele schweigend den Kopf. Ich mag nicht wegen eines Neins aus dem Rhythmus kommen.

Dabei sind wir gar nicht so langsam. Zumindest im Vergleich mit anderen Touristen. Der Abstand zu einer Gruppe, die eine Stunde früher von Sama aufgebrochen sind, wird immer kleiner.

Derzeit befinden wir uns auf der Höhe der Gletscherzunge, nein, eigentlich sind wir schon ein Stück darüber und können direkt in das Chaos aus zerborstenen Eisblöcken hinunter schauen. Es sieht aus wie ein Schlachtfeld, ein verlorener Krieg. Während von hinten der Nachschub drängt, geordnet in langen Eisreihen, die durch parallel verlaufende Spalten voneinander getrennt sind, bricht an der Front die Formation auf. Die Eistürme, aus dem gemeinsamen Verband gelöst, kippen in alle Richtungen, liegen kreuz und quer wie hingemäht, oder halten sich in gefährlicher Schiefelage aneinander gelehnt gerade noch aufrecht. Das Eis stöhnt und ächzt während es sich in Richtung Felskuppe vorarbeitet, vor sich das geborstene Material herschiebend, das von der Sonne weiter dezimiert und zerfressen wird, sodass es einem Gletscher nicht mehr ähnlich sieht, sondern eher einem dreckigen Schutthaufen, der schlussendlich über die Kante geschippt wird, entsorgt. Bergmüll. Wir haben in Patagonien viele Gletscher gesehen, mit tiefblauem oder flaschengrünes Eis. Sie glitten von den Hügeln hinab ins Meer, lösten sich in den Wasserfarben auf und korkten als durchsichtige Eisberge auf den Wellen. Sie passten perfekt in die Landschaft.

Dieser Gletscher hier wirkt wie in großer Irrtum, als entstamme er einer früheren Epoche, einer anderen Klimazone. Sein grauer, geschuppter Panzer kriecht vorbei an grasbewachsenen Halden, deren warmes Braun das darbende Eis verspotten. Die Sonne hat ihm längst das kalte Blau entzogen. Die Gletscherzunge, die sich eindeutig zu weit vorgewagt hat, sieht aus wie versteinert. Grauer Marmor. Wir wandern im T-Shirt vorbei und schwitzen.

Es dauert eine weitere für uns mühsame Stunde (Asheem hat einen Freund getroffen und singt mit ihm gemeinsam, wenn sie nicht gerade rauchen) bis wir endlich die wirklich höchste Kuppe der Moräne erreicht haben. Etliche Male glaubten wir uns schon am Ziel, als ein neuer Hügel sich auftürmte. Die vor uns aufsteigende Touristengruppe ist daran verzweifelt. Erschöpft mussten sie eine Pause einlegen.

Somit erreichen wir als erste das Basislager. Auf den letzten Höhenmetern kann ich sogar Markus abhängen und für kurze Zeit gehört der Hügel mit den im Wind knatternden Gebetsfahnen mir allein.

MANASLU BASE CAMP (4.900M)

Wie im Traum gehe ich auf den Steinturm mit dem Fahnenmast zu, hinter dem sich der Manaslu erhebt. In der trockenen Luft scheint sein Gipfel zum Greifen nah. Keine Wolke trübt den Himmel, ein perfekter Tag. Als Markus kommt, wische ich mir verstohlen die Tränen aus den Augen. Er wundert sich immer, wenn ich vor Glück heule.

Markus wirft einen abschätzenden Blick auf den Gipfel und meint: „Viel fehlt nicht mehr.“

Ich lache eine Spur zu laut. Das verrät meine Gefühlslage.

„Ist was?“, fragt Markus besorgt und schon schluchze ich los.

„Nie hätte ich gedacht, dass ich am Fuß des Manaslu im Basislager stehen werde. Noch dazu an so einem Bilderbuchtag! In Lho fühlte ich mich derart krank und elend, dass ich am liebsten heim geflogen wäre. Und nun bin ich hier -!“ Meine Stimme erstickt.

„Na, na“, sagt Markus und tätschelt mir die Schulter, „so schlimm ist es auch wieder nicht.“

„Es ist ja gar nicht schlimm!“, empöre ich mich und muss im nächsten Augenblick lachen, weil ich auf ihn reingefallen bin.

Bis Asheem kommt habe ich mich wieder im Griff. Es ist höchste Zeit für die Einnahme der Antibiotika, die ich immer am späten Vormittag schlucke. Gemäß Beipackzettel soll ein Intervall von 24 Stunden eingehalten werden. Mindestens fünf Tage lang. Heute ist der vierte.

Wir futtern gemeinsam mit Asheem unsere Snickers und stoßen mit den Colas auf das Wetterglück an. Am Himmel zeigt sich keine einzige Wolke. Nur im Tal drunten sammelt sich Dunst und flockt zu Nebelbänken aus, die sich allmählich zu einer Decke verdichten. Nach dem Picknick kramt Markus sein Fernglas hervor und vertieft sich in die Details, während ich alles niederknipse, was das Bergpanorama hergibt. Zu guter Letzt lege ich mich vor einem Felsklotz auf den Boden und fokussiere das darauf gestellte, 3 Zentimeter kleine Schutzengelchen aus Holz, das mir meine Mutter auf die Reise mitgegeben hat. Den Beweis, dass ich im Basislager an sie gedacht habe, liefert der unscharfe, aber dennoch erkennbare Gipfel des Manaslu im Hintergrund.

Markus hat in einem Sattel die Expeditionszelte eines Hochlagers entdeckt. Durch das Fernglas beobachtet er eine Gruppe Bergsteiger, die sich die Schneeflanke hinauf kämpfen. Vierzehn dünne Striche bewegen sich wie in Zeitlupe unter übermächtigen Eiswänden und Absätzen vorbei, deren Dimensionen erst durch die Vergrößerung deutlich werden. Mit freiem Auge sieht man nur ein paar Buckel, die sich aus der breiten Flanke hervorwölben. Alles scheint harmlos, flach und gar nicht so weit entfernt. Sind es doch bloß zweieinhalbtausend Meter Höhe, die uns von den Bergsteigern trennen. Der Gipfel liegt nicht einmal dreitausendzweihundert Meter über unserem Standpunkt. Aber die Strapazen nehmen nicht linear mit der Höhe zu, sondern exponentiell.

Als ich die Nachschubroute fürs Hochlager durch den Eisbruch entdeckte, schaudere ich. Der Gletscher, der noch vor wenigen Jahrzehnten die felsige Nordostflanke mit einer dicken Schicht bedeckt hatte, weist immense Löcher auf. Die steile Felsplatte bietet keinen Halt für das brüchig gewordene Eis, im Gegenteil, sie ist eine gefährliche Rutschbahn geworden. Im oberen Drittel der Flanke ist der Eispanzer noch geschlossen, dann aber bricht er jäh ab und es kommt der nackte Fels darunter zum Vorschein. An der wie mit einem Spaten abgestochenen Kante lässt sich die Mächtigkeit der Eises gut abschätzen, die senkrechte Bruchstelle ist zwischen zehn und zwanzig Meter dick. Das ist wenig für einen Gletscher, aber

viel, wenn man so einen Absatz überwinden muss. Die Spuren im Schnee führen knapp an dieser Kante entlang und nützen dann die Vertiefungen einiger Querspalten, um so in kleineren Stufen zum Felsen hinab zu gelangen. In der Sonnenhitze brechen ständig Trümmer aus dem Eis und rutschen über die Felswand hinab. Es ist sicher nicht auszuschließen, dass einmal ein ganzer Eisriegel entlang solch einer Querspalte abbricht. Ein Damoklesschwert! Man sagt ja, dass der Manaslu früher, als der Gletscher noch bis zum Fuß der Felswand hinab reichte statt im oberen Drittel zu enden, wesentlich einfacher zu besteigen gewesen sei.

Dennoch sind zahlreiche Expeditionen anwesend. Wir zählen 40 Zelte ringsum, im Hochlager auf dem Joch oben stehen sieben. Asheem schaut durchs Fernglas und sagt artig: „Yes.“ Doch Markus glaubt nicht, dass er, ohne die Einstellungen am Okular verändert zu haben, tatsächlich etwas erkennt und fragt nach der Anzahl der Zelte. Asheem wird rot und Markus erklärt ihm die Fokussierung nochmals. Asheem sieht trotzdem nichts. Sein Gesangskollege, der Führer einer anderen Touristengruppe, hat auf Anhieb den Durchblick. Markus bittet ihn deshalb, die Handhabung des Fernglases Asheem beizubringen. Schließlich, nach zwanzig Minuten, ein Freudenschrei. Asheem ist begeistert.

„Fünf rote Zelte und zwei gelbe!“, ruft er und gibt das Fernglas nicht mehr aus den Händen. Jeden Gipfel in der Umgebung betrachtet er andächtig. Plötzlich steht er auf. Er hat das Nebelmeer im Tal bemerkt. Es macht ihn nervös. Mit gepacktem Rucksack erwartet er den Aufbruch. Wir denken nicht daran. Hier heroben in der Sonne ist es warm und wunderschön, der Wolkenteppich unter uns bestärkt uns sogar darin, möglichst lange hier auszuharren. Da es nichts mehr zu fotografieren gibt, was wir nicht schon im Hoch- und Querformat gespeichert haben, können wir das Panorama einfach nur genießen. Selbst wenn Asheem daneben steht, mit den Schuhspitzen im Moränenkies scharrt und sein Blick zwischen dem Nebelmeer, seiner Armbanduhr und uns pendelt. Wir bieten ihm an, uns allein zu lassen und abzusteiern. Das reicht. Asheem verschwindet in einer windgeschützten Mulde, legt sich auf den Rucksack und schläft sofort ein.

„Er braucht immer ziemlich lange, bis er kapiert“, sagt Markus lakonisch. „Aber wenn er etwas überrissen hat, dann setzt er es radikal um.“

ÜBER DEN WOLKEN WEILEN

Die Zeit vergeht, wir beobachten wie aufkommende Winde Schneefahnen über die Grate wirbeln und scharfkantige Wechten bauen, wir schauen den Bergsteigern zu, die wie aufrechte Dominosteine hintereinander in der Flanke stehen und nicht weiterkommen, wir sehen den Nebel dicker werden, als würde er aufkochen und im Begriff sein, überzuquellen. Schon kriecht er die Hänge herauf, legt sich weiß über die Gletscherzunge, verschluckt sie, schwappt über das Eis fast bis auf unsere Höhe und rutscht wieder zurück. Asheem schnarcht leise. Lawinen poltern, doch bis unser Auge sie findet, zeugt nur mehr Schneestaub, der wie ein Boje über dem Abbruch hängt, vom Geschehen. Touristen kommen, machen Fotos, und lassen sich vom kalten Wind gleich wieder vertreiben. Wir hocken in unseren Daunensachen da und können uns nicht satt sehen. Das Licht der späten Nachmittagssonne verzaubert die Berge, macht sie plastischer, runder und weniger abweisend. Ihre Wechten schimmern golden, wie die überbackene Schneehaube einer Baisertorte und der Wind staubt eine Brise Puderzucker darüber. Unweigerlich drängt sich die Vorstellung auf, wie es wäre, jetzt auf diesem Gipfel zu stehen, in der glitzernden Aura aus wirbelnden Schneekristallen. Aber ein



Manaslu Basecamp

Blick zurück ins Tal, dem
wir seit 12 Tagen folgen





Wir bleiben stundenlang im Basislager. Das Tal füllt sich mit Nebel. Wir können uns nicht sattsehen, beobachten beispielsweise Bergsteiger auf dem Weg durch den Eisbruch unten.



Blick auf die sturmgequetschten Zelte am Joch auf 6.800 m Höhe vertreibt die romantische Stimmung. Mich fröstelt. Der Nebel greift mit klammfeuchten Fingern nach uns. Zeit zum Aufbruch. Wir wecken Asheem, der beim Anblick des ihm zu Füßen wabernden Wolkenmeers panische Augen bekommt. Ich mache ein letztes Foto, wie der weiße Schleier über mir gleich einer großen Welle bricht und den Gipfel des Manaslu in Watte rahmt. Dann sehe ich nichts mehr, nur den Pfad mit den schemenhaften Umrissen von Markus vor mir.

15. Tag, Donnerstag, 10.10.2013

Die Tiroler hatten uns gestern Abend, als sie uns zu einem Schluck Enzianschnaps nötigten, von einer Hochalm am Fuß der Südwest-Flanke des Manaslu vorgeschwärmt. Wenn ein Tiroler sagt: „Mei, a so a scheene Alm, do miaßts'es unbedingt hin!“, dann hat das Gewicht. In Sachen Berglandschaften sind sie Profis, mehr oder weniger ins Thema hineingeboren. Von einem Geburtstrauma will ich nicht schreiben. Obwohl? Nein.

Wir brechen also zu dieser tirolerischen Almempfehlung auf. Asheem, der noch nie etwas von einer Alm gehört hat, begleitet uns aus Neugierde. Dafür, dass wir ihm den Weg zeigen, trägt er die drei Colaflaschen.

Zuerst müssen wir talauswärts das Dorf Sama mit seiner Fußgängerzone und die langgestreckte Berberitzenweide durchqueren. Die Sträucher glühen in der Morgensonne. Man könnte meinen, Gott persönlich wolle uns mit brennenden Dornenbüschen von seiner Existenz überzeugen. Aber anstelle einer Verkündigung ist nur das unwillige Brummen schlaftrunkener, zotteliger Yaks zu vernehmen, die sich im Gestrüpp verstecken.

Nach einer halben Stunde, kurz vor dem Fluss namens Numla Khola, zweigt der Wegs rechterhand ab. Asheem wartet verunsichert, ich übernehme die Führung.

„Vertraut mir“, sage ich zu den Männern und versuche eine gehbare Route in der Mischung aus Moränenschutt und großen Felsblöcken am Ufer des Wildbaches zu finden. Zwanzig Minuten später gebe ich zu, mich verlaufen zu haben. Aber Schuhabdrucke im feuchten Sand zeigen, dass ich nicht die einzige bin, die den Weg nicht finden kann. Kein Wunder, wie sich später herausstellt, er ist ja auch verloren gegangen. Der Fluss hat ihn unterspült und samt seiner Hangbefestigung aus Holzprügeln davongeschwemmt. Einige Bruchstücke liegen noch als Zeugen herum.

Trotz meiner Unschuld bin ich plötzlich das Schlusslicht, Markus und Asheem eilen voraus. Mag sein, dass ich heute langsamer gehe als gestern. Die Anstrengung sitzt mir noch in den Knochen. Die in der Karte angegebenen 900 Höhenmeter kamen mir schon im Aufstieg wenig vor. Erst ein Holländer, der die Höhe im Basislager über Satellitensignale bestimmte, brachte den Irrtum ans Tageslicht. Das Camp liegt wegen des Gletscherrückzuges um 500 Meter weiter oben als früher. In der Karte ist noch der alte Wert vermerkt.

Ein Rasttag hätte mir gut getan, aber das Prachtwetter lässt keinen Müßiggang zu.

ALMFRIEDEN

Nach dem wir das Ufer des Wildbaches verlassen haben, wandern wir über die Hügel einer Seitenmoräne, die mit dicken Polsterpflanzen überwuchert ist. Nur die ganz großen Felsbrocken lugen zwischen den grünen Kissen hervor. Der Weg führt durch eine kleine Senke, wo der Boden weich unter den Schuhen federt und sich ein Bächlein in den schwarzen Humus eingegraben hat. Vereinzelt stehen kleine Steinhütten herum, verrußte Yakfelle hängen vor den niederen Eingängen. Die Landschaft ist lieblich und erinnert tatsächlich ein

bisschen an unsere Alpen zuhause. Trotzdem, einen Grund für die tirolische Schwärmerei kann ich nicht erkennen.

Eine Stunde später leiste ich in Gedanken den Tirolern Abbitte. Die Hügel glätten sich, rollen sich zu einer weiten Ebene aus, auf der zahlreiche Fußballfelder Platz fänden. Auf der Südseite des Himalayahauptkammes sind waagrechte Flächen derart rar, dass man sich bei ihrem Anblick automatisch freut. Diese Yakweide ist aber etwas Besonderes. Privilegiert allein schon durch ihre Lage zu Füßen der Schneeriesen, die das Tal wie ein Amphitheater umschließen. Ein Blick zurück zeigt den makellos weißen Dom des Berges, den ich von meinem Krankenlager in Lho aus sehnsüchtig betrachtet hatte und den man wegen seiner Grelle nicht fotografieren kann. Danach, zur linken Seite hin, jenseits des Gletschers, der hinter dem Almplateau vorbeikriecht und von uns aus nicht sichtbar ist, beginnt sich ein Bergücken aufzusteilen, erst zu schroffen Felsgraten, die mit zunehmender Höhe Schnee ansetzen, später Gipfelzacken ausbildend, dazwischen Schultern mit überfließenden Gletschern und schließlich die Ostwand des Peak 29, bis zum höchsten Punkt auf 7.871 Meter. Unterhalb des Gipfels setzt eine Felsbarriere an, grau und abweisend. Nicht einmal Schnee kann sich an ihr ablagern. Sie bildet einen Riegel zwischen den mächtigsten Bergen in diesem Massiv und verbindet den Peak 29 mit dem Manaslu. Letzterer ist nicht nur in Zahlen höher (8.163 m) sondern wirkt auch wesentlich imposanter, weil er weiter vorne steht und somit näher bei der Alm ist. Konnten wir gestern bloß den dem Hauptgipfel vorgelagerten Felsporn sehen, so präsentiert sich uns heute das markante Doppel, das mit einer verwegenen Gratwechte verbunden ist. Von diesem Sattel gleitet der Blick über die mit Eisbalkonen gespickte Ostwand hinab, bis zu dem Punkt, wo die herabstürzenden Eis- und Schneemassen zu fließen beginnen, zum Ursprung des Gletschers. Ein brauner Moränenschutthaufen türmt sich zwischen Alm und Gletscher, verhindert das perfekte Bild, das Zusammentreffen von waagrecht und senkrecht.

Den Manaslu stets vor Augen wandern wir über den dichten Grasflor, der wie ein Filzteppich die Schritte dämpft. Der Herbst hat das Weideland goldbraun verfärbt. Über allem liegt ein würziger Duft, verströmt von Wacholdersträuchern, die sich zu dunkelgrünen Inseln ballen. Das glasklare Bächlein, das bislang gluckerdend neben dem Wanderweg herlief, nützt das geringe Gefälle und kurvt von einer Seite des Plateaus zur anderen, als müsse es jeden Wachholderstrauch einzeln bewässern. Von den verspielten Mäandern angelockt, verlassen wir den Weg und folgen dem Wasserlauf. Zu Asheem, der verwundert auf dem Pfad stehen geblieben ist, sagen wir, dass wir die Quelle entdecken wollen, die unserer Meinung nach ganz in der Nähe sein muss. Die Almfläche erscheint topfeben, man könnte sogar meinen sie neige sich ein wenig dem Manaslu zu.

Asheem lässt sich auf das Suchspiel ein. Das Bächlein hat ein schmales Bett in die Wiese gegraben, man kann es leicht mit einem großen Schritt überspringen. Auf seinem Grund glitzert silbriger Sand, ab und zu liegen dunkle Steine darin, dahinter, im Strömungswirbel, haben sich tiefe Becken gebildet. Ich fühle mich in die Tage meiner Kindheit versetzt, an denen ich stundenlang an solchen Bächlein spielen durfte und kleine Holzstückchen darin schwimmen ließ.

Wenn uns ein Außenstehender beobachten könnte, würde er sich über unser scheinbar planloses Umherirren auf diesem Wiesenplateau wundern. Aber das Bächlein macht derart ausholende Schlingen, dass Asheem mitunter stehen bleibt und wartet, bis ich von meinem Ausflug zum hintersten Mäander wieder zurückkehre und bis auf ein paar Meter an die Stelle herankomme, an der ich abzweigt bin. Ich kann es dennoch nicht lassen. Bis ich in einem großen Sumpf gefangen bin und mich nur über den Wanderweg retten kann. Schade, denke

ich, dass anstatt der sprudelnden Quelle ein morastiger Gatsch den Ursprung des Bächleins markiert. Doch als ich den Sumpf umrundet habe, strömt mir das Bächlein entgegen, bevor es sich im Sumpf verteilt.

Am hintersten Ende der rund zwei Kilometer langen Ebene liegt eine kleine Einsiedelei, die Punggen Gumba. Jetzt ist sie unbewohnt, nur Yaks grasen im Windschatten des Tempels. Wir picknicken mitten in der Pampa, oder – wie die Tiroler sagen würden – auf der schönsten Alm, mit Blick auf den Manaslu.

Plötzlich tauchen Wolken auf. Es sind bloß dünne Schleier aus Eiskristallen, Cirrus genannt, die in großer Höhe das strahlende Blau des Himmels milchig färben. Während bei uns zuhause in den Alpen Cirruswolken immer weit von der Erdoberfläche entfernt sind, befinden sie sich im Himalaya auf Kollisionskurs. Ein für unsere Augen einmaliges Schauspiel beginnt sich am Himmel abzuzeichnen. Über dem Peak 29 bildet sich ein weißer Bogen, als würde die Wolke seine scharfen Grate überbrücken wollen. Über diese Brücke wirbeln kompaktere Haufen, haken sich fest, reißen Fetzen heraus, immerzu von einer unsichtbaren Macht angetrieben. Der Wind muss sehr stark sein. Er weht die zerfransten Gebilde in Richtung Manaslu. Weil der Gipfel jedoch bis in das Sturmwindband hineinragt, bilden sich Strömungswellen, in denen die Wolken wie geschliffene Linsen übereinander gestapelt werden, nur von der höchsten Spitze des Manaslu durchstochen. Das Wolkenpiel gleicht einem Gemälde von überirdischer Schönheit. Aber es ist nicht statisch sondern verändert sich mit unglaublicher Rasanz. Es scheint, als würde der Manaslu alle Wolken, die hinter dem Peak 29 auftauchen, in einem gewaltigen Atemzug einsaugen. Vor ihm verdichten sie sich zu schmalen Fäden, pressen sich zu Bändern, Linsen und Scheiben, um danach, im Lee erleichtert aufzubauchen und wie Federbälle davonzuschweben.

„Raamro“, sagt Asheem andächtig.

Wir finden es zwar ebenfalls schön, wissen aber gleichzeitig, dass diese Wolken eine Wetteränderung ankündigen. Und da es bislang nur blauen Himmel gab, verheißt ein Wechsel nichts Gutes.

„Gehen wir“, sagen wir deshalb zu Asheem.

Markus und ich wollen beim Rückweg einen Blick auf den Gletscher werfen. Dazu müssen wir auf einen kleinen Moränenwall steigen, der die Alm begrenzt, die an dieser Stelle leider sehr sumpfig ist. Mit nassen, verdreckten Schuhen schauen wir schließlich hinab auf einen Schotterhaufen, unter dem die Eisreste begraben sind. Der Punggen Gletscher ist tot. Der Abstecher hat sich nicht rentiert. Weil uns der Sumpf vom Wanderweg trennt, bleiben wir auf dem Moränenwall. Zu unserer Überraschung entdecken wir auf dem Wiesenplateau der Alm zahlreiche kleine Seen, die sich wunderbar als Fotomotiv eignen würden. Aber die Berggipfel verstecken sich bereits in den Wolken, anstatt sich darin zu spiegeln. Eisiger Wind fegt durchs Tal und der Reiz der lieblichen Landschaft ist buchstäblich wie weggeblasen.

SEE - SUCHE

In der Karte ist ein „grüner See“ eingezeichnet, abseits des Weges. Auf gut Glück steuere ich durchs Gestrüpp die Moränenkante an und zu meiner eigenen Überraschung liegt direkt vor meinen Füßen das Gewässer mit der eigenartigen Farbe.

„I am the real guide“, sage ich zu stolz zu Asheem, nachdem ich ihn herbei gewunken habe. Er findet den Satz gar nicht lustig. Als ich einen zweiten See erwähne, der in der Karte

vermerkt ist, springt er schon über die Hügel voraus und ist nicht mehr einzuholen. Dann bleibt er plötzlich stehen, hebt die Arme zu einem großen V in die Höhe und verharrt in dieser Siegerpose, bis wir bei ihm sind. Sein See ist zwar nicht der von mir gesuchte, weil viel zu klein, aber dafür ist er noch grüner als der vorige. Wo aber ist der dritte See?

Markus wird das mühsame Auf und Ab über die verbuschten Moränenhügel zu anstrengend. Er kehrt zum Weg zurück. Zwischen Asheem und mir entwickelt sich ein Entdeckerwettbewerb. Jeder hat einen See gefunden, der dritte wird die Entscheidung bringen. Wir kraxeln durch furchtbar unwegsames Gelände, rutschen, bleiben an Dornen hängen, egal. Es gilt als erster den Jubelruf auszustoßen. War Asheem sonst immer besorgt, ich könnte fallen und kommentierte jedes Stolpern mit einem entsetzten „Oh!“, so nimmt er es jetzt als selbstverständlich hin, dass ich mit ihm mithalten kann.

„Like Yak“, sagt er anerkennend zu meiner Geländetauglichkeit.

Wir hetzen von Hügel zu Hügel. Doch immer fällt unser Blick bloß auf endlose Schotterflächen, die das Toteis bedecken. Auf der letzten Kuppe angekommen, müssen wir uns eingestehen, dass es keinen dritten See gibt. Nur einen Fluss, der am Ende eines Beckens einen tiefen Schnitt ins Eis gegraben hat. Die Anstrengung ist umsonst gewesen.

Ich mache Asheem den Vorschlag, Markus gegenüber zu behaupten, wir hätten einen See gesehen, einen riesigen See. Asheem lacht unsicher. Dass eine Frau ihren Mann einfach so ins Gesicht lügt, findet er wahrscheinlich ungeheuerlich. Trotzdem gefällt ihm die Idee. Während des Abstiegs übt er immer wieder den Satz: „We saw biiiig lake“ und kichert dabei. Doch als wir Markus schließlich gegenüberstehen, bringt er kein Wort heraus. Obwohl ich mich bemühe glaubhaft zu wirken und den erfundenen See schildere, verfällt Asheem in ein hysterisches Kichern und wird bis über beide Ohren knallrot. Zum Lügen taugt er nicht. Dennoch hat uns diese, wenn auch gescheiterte Verschwörung, einander ein wenig näher gebracht. Auf dem Heimweg durch die Berberitzenweide, wo der Weg breit ist, geht Asheem endlich neben statt hinter uns.

In der Vorgärten des Dorfes wird Korn gedroschen, archaisch, mit schweren Knüppeln. Mitten auf dem Weg hat eine Frau in tibetischer Tracht eine Plane auf dem Boden gebreitet und lässt die Körner aus einer flachen Korbschale zu Boden rieseln. Der Wind bläst die Streu weg, direkt in unsere Gesichter. Wir sind gezwungen, einen großen Bogen um die Frau zu machen. Das ist ihr egal. Touristen sind Luft für sie. Selbst als ich sie bei ihrer Tätigkeit fotografiere, ignoriert sie mich. Für ihre Welt stellen wir eine Bedrohung, keine Bereicherung dar. Das schmerzt.

Eigentlich hatte ich vor, am Nachmittag noch durch das mittelalterliche Dorf zu streunen, um mehr Einblick in das Leben der Bevölkerung zu bekommen. Aber die Frau hat mich spüren lassen, dass ich dort nichts verloren habe. In dem Moment, wo ich mir dessen bewusst werde, zwängt sich eine Gruppe Touristen durch den Spalt einer Vorgartenmauer um die im Innenhof spielenden Kinder und die dahinter Korn dreschenden Frauen zu filmen. Wären sie in einem Zoo auf eine exotische Tierart gestoßen, so trügen sie den gleichen staunenden, ungläubigen aber gleichzeitig begeisternden Gesichtsausdruck, der besagt: „Das glaubt mir sonst kein Mensch, wenn ich das nicht filme.“ Die Einheimischen sind dieser Demütigung täglich ausgesetzt. Kein Wunder, dass ihr einziger Schutz darin besteht, unsere Existenz zu leugnen.

Abends frage ich Asheem, ob es ihm möglich ist, telefonisch ein Zimmer in der nächsten Ortschaft, in Samdo zu reservieren. Er antwortet mit seinem üblichen: „Yes madam“, tut aber nichts dergleichen. Eine Stunde später frage ich nach, ob die Reservierung geklappt habe. Sein Blick wird unsicher, das „Yes, madam“ verzagter und die Ohren röten sich. Es ist

offensichtlich, dass er nicht versteht, was ich von ihm will. Markus springt erklärend ein. Beim Wort Telefon kommt Leben in Asheem, er springt auf und winkt uns ihm zu folgen. Im Kiosk wechselt er ein paar Worte mit dem Verkäufer, dieser sperrt einen mit drei Schlössern gesicherten Holzkasten auf und zeigt auf ein schwarzes Telefon, das angesichts der über WLAN kommunizierenden Handys im Restaurant gegenüber vorsintflutlich wirkt.

„Which number?“, will der Verkäufer wissen.

Ich zuckte hilflos mit den Schultern. Keine Ahnung, wie ich eine Lodge in Samdo erreichen kann.

„Samdo?“, fragt der Verkäufer erstaunt.

Ja, um ein Zimmer zu reservieren.

„Not possible“, heißt es daraufhin lakonisch. „Only international.“

Heißt das, ich kann in Europa anrufen, aber eine Verbindung ins nächste Dorf ist nicht möglich?

Genauso sei es, wird mir bestätigt.

„Wie reservieren dann die Trekkinggruppen ihre Zimmer?“, frage ich den Verkäufer.

Die würden jemanden vorausschicken.

Wir schauen Asheem an. Das können wir auch.

ASHEEM ALLEIN VORAUSSCHICKEN

16. Tag, Freitag, 11.10.2013

Asheem sträubt sich. Er will uns nicht alleine lassen. Plötzlich ist er wieder der besorgte Führer, der seinen Schäfchen nichts zutraut.

„Asheem, bitte“, versuche ich ihn umzustimmen, „es gibt nur ein Tal mit nur einem Weg und nur ein nächstes Dorf. Das verfehlen wir nicht.“

Markus appelliert an seinen Stolz: „Du bist nicht bloß unser Träger, sondern auch unser guide. In anderen Gruppen reservieren die guides die besten Zimmer. Das kannst du genauso.“

Als wir versprechen rasch nachzukommen, bricht er endlich auf.

Vielleicht hat ihm die Geschichte, die gestern im Restaurant kursierte, zu denken gegeben. Ein Japaner und dessen guide wollten ins Manaslu Basecamp. Bei einem Fotostopp ließ der Japaner die Kamera liegen und merkte den Verlust erst eine halbe Stunde später. Die beiden Männer trennten sich. Der guide lief zurück, um die Kamera zu holen, der Japaner stieg langsam höher. Aus irgendeinem Grund verfehlten sie sich jedoch. Der Japaner dürfte einmal kurz vom Weg abgekommen sein. Der guide wunderte sich zwar, wie schnell der Japaner Richtung Basislager unterwegs ist, aber da er ihn am Weg nicht traf, musste er annehmen, dass er weiter vorne sei. Also rannte der guide die 1.400 Höhenmeter hinauf, stellte fest, dass sein Klient nicht oben war, rannte hinunter zur Lodge, kein Japaner dort. Erst beim zweiten Durchgang trafen sich die zwei. Der Japaner hatte mittlerweile den Weg wiedergefunden und wunderte sich, dass der von unten nacheilende guide so außer Atem war. Ende gut alles gut, aber der guide war nach der doppelten Tour ziemlich fertig.

Um Asheem nicht allzu lange im Ungewissen warten zu lassen, brechen wir kurz nach ihm auf. Der Manaslu steckt ohnehin in Wolken und einen Teil des Weges kennen wir schon, sodass wir rasch und ohne viele Fotostopps vorwärts kommen.

Das Tal wendet sich hinter Sama direkt nach Norden und die Sonne muss den Manaslu-Himal-Rücken erst überwinden, bevor sie uns Wärme spenden kann. Wir wandern auf gefrorenem Boden, Eisnadeln splintern unter unseren Sohlen und der milchige Deckel auf den Wasserlacken ist so dick, dass ich sie mit der Spitze des Wanderstockes nur anstechen, aber nicht zerstören kann. Das perforierte Eis sieht danach aus, als hätte es Einschlusslöcher, von denen strahlenförmig Bruchlinien ausgehen. Markus tut so, als wundere er sich über meine Vorliebe, den Kältepanzer von Pfützen zu massakrieren, aber sobald er sich unbeobachtet glaubt, stampft er mit dem Absatz in eine eingefrorene Blase und freut sich über das laute Bersten.

Die Kälte hat den Talboden fest im Griff, der träge dahin fließende Budhi Gandaki trägt sein Scherflein dazu bei. Von der Feuchtigkeit gespeist, konnte sich Raureif wie ein Schimmelteppich über die Steine des Ufers legen und sie rutschig machen. Aber der Weg lässt bald vom Fluss ab um eine endlos lange Mani-Mauer anzusteuern, die eine Yakweide von der Größe eines Fußballplatzes in der Mitte teilt. Hinter dieser Ebene durchschreiten wir ein niederes Wäldchen, das geprägt ist vom Rot der Berberitzen, dem nadeligen Grün gedrungener Kiefern und den weißen Stämmen der Birken, über denen ein Baldachin aus Blattgold gespannt ist. Aus dieser Farbpalette zaubern die endlich eintreffenden Sonnenstrahlen ein Feuerwerk aus buntem Leuchten. Wir sind genau zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Denn es ist nur ein kleiner Lichtkegel, der wie ein Spot auf dem Wäldchen liegt, ermöglicht durch einen tiefen Einschnitt im Grat, durch den sich ein Strahlenbündel zwängt. Ich habe Alice im Wunderland nie im Kino gesehen, aber diese Kulisse könnte ich mir gut für den Film vorstellen. Leider ist der märchenhafte Abschnitt bald vorbei, ein Bergschatten dimmt die Farben auf einen faden Schein herunter.

Ein lautes Krachen lässt uns zusammenzucken. Holz splittert, Menschen rufen, mit dumpfen Knall fällt der Stamm eines Baumes um. Es war eine Birke, trotz der widrigen klimatischen Umstände groß gewachsen, sicherlich hunderte Jahre alt. Umgehakt in einer halben Stunde. Ich sehe Schneisen, die in den Wald gerodet wurden, ein schmerzlicher Anblick, doch gleichzeitig erinnere ich mich an die Bauten aus Stein, an die Fensterlöcher ohne Glas und die barfüßigen Kinder. Wer könnte es den Einwohnern übel nehmen, dass sie Feuerholz schlagen?

Trotzdem sind wir froh, als wir das Gebiet der Holzfäller verlassen haben und nur mehr über grasige Almmatten wandern. Mittlerweile liegt das ganze Tal in der Sonne, die Wolkenreste haben sich um die Gipfel versammelt, als suchten sie dort Halt vor dem immer mächtiger werdenden Blau, das aus Norden den Himmel überschwemmt. Wir befinden uns auf einer Klimascheide. Blicken wir zurück, zeigt sich uns der fruchtbare Talboden unter einer Dunstglocke, grünes Buschwerk und Birkenwälder, dick verschneite Berge mit weit herabhängenden Gletscherzungen, Wolken- und Nebelbänke. Schauen wir jedoch in Richtung Norden, so ist es, als wäre ein Schleier vom Auge entfernt worden. Die Luft ist trocken, der Kontrast scharf, die Gipfel zum Anfassen nah. Es dominieren Brauntöne, auf den Bergen bildet der Schnee klar begrenzte glatte Flächen, der Himmel darüber ist dunkelblau. Eine aride, wüstenartige Landschaft, die uns an Tibet erinnert. Der Eindruck wird durch die zahlreichen Gebetsfahnen und Tschörten am Wegrand verstärkt. Einheimische grüßen mit „Tashidelek“ anstelle des nepalesischen „Namaste“. Yaks werden von verwegenen Männern geritten, beide, sowohl Tier als auch Mensch tragen rote Wollquasten im langen schwarzen Haar.

DORFLEBEN AUF 3.800 M

Auf einem Hügel, neben einer großen Stupa, deren aufgemalte Augen Buddhas in die vier Himmelsrichtungen blicken, hält Asheem nach uns Ausschau. Er ist aufgereggt, sagt, er habe das beste Zimmer für uns reservieren können.

Es fällt uns schwer, uns die Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Das „beste Zimmer“ ist ein Mauerloch mit zwei schief stehenden Bettgestellen, eines davon gebrochen und nur notdürftig mit einem Holz gestützt. In der Wand ein winziges Stück Glas, kein Verputz, der Wind kann ungehindert durch den Raum fegen.

„Thank you Asheem“, beeile ich mich zu sagen, da ich den erwartungsvollen Blick unseres Trägers auf mir spüre.

Auf Deutsch, damit es Asheem nicht versteht, raune ich Markus zu, dass wir uns begeistert zeigen sollten, da wir Asheems Reservierungsdienste noch öfters brauchen würden. Aber im Heucheln sind wir schlecht, Asheem entgeht unsere gedämpfte Stimmung nicht.

Er bemüht sich, die Vorteile dieses Zimmers aufzuzählen. Es sei das größte, liege geschützt hinter der Hauswand des Nebengebäudes (daher zeigt ein Blick durchs Fenster nur eine Steinmauer) und ist eingeklemmt zwischen den Nebenzimmern und habe daher weniger Durchzug.

Zum Beweis seiner Argumente führt er uns einen Stock tiefer, wo es nur Keller ähnliche Verliese gibt. Wir stimmen überein, das Asheem uns tatsächlich das beste Zimmer dieser Lodge ausgesucht hat. Ich stecke ihm zur Belohnung einen 500-Rupien Schein zu.

Markus zweifelt.

„In der Lodge ist es das Beste, aber es gibt noch andere Unterkünfte in Samdo“, meint er und bricht zu einer Besichtigungstour auf. Nach einer Viertelstunde kehrt er desillusioniert zurück und dankt Asheem überschwänglich für die gute Wahl. Er hat auch flache Steine und Holzsplitter mitgebracht, um die Betten gerade zu stellen. Wir richten es uns so gemütlich ein, wie es eben geht.

Mangels Dusche – es gibt in ganz Samdo keine, nicht einmal eine mit kaltem Wasser – übe ich mich in Katzenwäsche mit einem feuchten Lappen, bevor ich die wärmsten Sachen anziehe, die ich im Gepäck habe. Wir wollen uns Samdo ansehen und der Wind draußen ist eisig, in rund 4.000 Metern Höhe allerdings keine Überraschung.

Auf den exponierten Plätzen stehen nur die Unterkünfte der Touristen, die Häuser der lokalen Bevölkerung schmiegen sich eng an den Hangfuß eines Berges, der aussieht als sei sein Rumpf in dichten Filz verpackt. Oberhalb des stacheligen Gestrüpps, das diesen Eindruck erweckt, zieht ein breites Band aus schwarzweißen kurzen Strichen quer über den Hang. Aus dieser seltsamen Krause heraus wächst, wie bei einem Geier, der kahle Nacken. Brauner, brüchiger Fels türmt sich schier endlos hoch in den Himmel: Der Samdo-Peak. Wahrscheinlich war er namenlos, bis man den Touristen zuliebe eine Bezeichnung erfand. Nicht sehr fantasievoll, zugegeben, aber trotzdem ein gewisser Anziehungspunkt. Zuhause ahnt ja kein Mensch (dem vom Abenteuer berichtet wird), dass es sich beim Samdo-Peak nur um einen steilen Schotterhaufen handelt, der allerdings – und hierin liegt sein Reiz – 5.300 Meter hoch ist.

Bislang standen wir bloß auf Pässen, die – obwohl höher – nicht den Status eines Gipfels besitzen. Status im Sinne gesellschaftlicher Anerkennung und Bewunderung. Einfacher ausgedrückt: Angeberbonus.

Vielleicht rührt das daher, dass die Bezwingung eines Passes meist eine zweckerfüllte Handlung darstellt, um zB von einem Tal in das andere zu kommen, eine Gipfelbesteigung jedoch völlig sinnentleert ist. Jemand, der seine Freizeit opfert, seine Muskelkraft einsetzt, sich müht und plagt, um irgendwo auf den höchsten Punkt zu krallen um danach den gleichen Weg nur in umgekehrter Richtung anzutreten, zeigt, dass er offenbar nichts Besseres zu tun hat. Und wer würde so einen Menschen nicht bewundern!

Der Samdo-Peak steht daher morgen auf dem Plan. Tags darauf könnten wir einen Ausflug an die tibetische Grenze machen, die rund 2 Stunden Fußmarsch von Samdo entfernt über einen Pass verläuft. Es gäbe noch mehr lohnende Ausflugsziele in der Umgebung. Aber wenn wir an unser Zimmer denken, hält sich unser Aufenthaltslust in Grenzen.

Eine Gruppe Yaks lagert am Dorfeingang. Sie tragen noch Decken mit den Holzgestellen am Rücken, man hat ihnen nur die Lasten abgenommen. Auf dem größten Tier ist ein Sattel montiert, geflochtene Steigbügel baumeln daran. Ins zottelige, schwarze Fell sind die typischen Quasten aus roter Wolle gebunden. Seltsamerweise unterstreicht das ihr wildes Aussehen. Sie besitzen riesige Schädel mit imposanten Hörnern und ich halte respektvollen Abstand. Im Dorf herumstreunende Kälber sind vom Geruch der Gruppe angelockt worden und stehen mit großen Augen glotzend davor. Die jungen Yaks sehen putzig aus. Ihr Fell ist kraus und wollig wie bei einem Teddybär. Es gelingt mir, eines der kleinen Plüschyaks, die sich sonst immer nur scheu an die Seite der Mutter schmiegen, zu streicheln. Die Freude darüber ist allerdings nur auf meiner Seite. Das Babyyak zuckt, als hätte es einen Stromstoß erlitten und muht erschrocken. Als daraufhin die am Boden liegenden erwachsenen Tiere auf die Beine springen, mich anstarren und dabei die gehörnten Häupter senken, entschuldige ich mich für meine Dreistigkeit und stolpere rückwärts in die Dorfgasse.

AUSFLUG INS MITTELALTER

Samdo ist ein kleines Nest mit ca dreißig Häusern. Obwohl es aussieht wie eine Miniaturausgabe von Sama, sind die Einwohner hier ganz anders. Sie lachen und grüßen und scheinen sich nicht abschotten zu wollen. Im Gegenteil. Kaum haben wir ein älteres Ehepaar beim Aufstellen eines Kornkammes beobachtet, wird Markus schon um Hilfe gebeten. Steine zum Beschweren des Holzgestelles, über das später das Korn gedroschen wird, müssen vom Garten auf das Dach gehievt werden. Während Markus Steine schleppt, kann ich in Ruhe das Dorfleben beobachten. Leute gehen mit Eimern und Kanistern zum Brunnen Wasser holen, treffen sich, bleiben stehen und schwatzen. Kinder rennen mit Steinen bewaffnet durch die Gasse. Wem ihre Munition gilt, ist nicht klar. Ein Hahn flattert ängstlich auf eine Mauer. Als die Meute vorbei ist, richtet er sich stolz auf kräht ihnen einen triumphierendes Kikeriki nach. In einer Blumenkiste hockt eine Henne und versucht ein Sandbad zu nehmen. Der Pflanzenstängel ist ihr eindeutig im Weg. Er überlebt nicht lange. Danach gluckert die staubbedeckte Henne im vom Grün befreiten Blumentopf zufrieden vor sich hin.

Die Dorfgasse ist gepflastert, schwere Steinplatten verdecken den Abwasserkanal in der Mitte. Manche Steine sind beschädigt und kippen, wenn man sie falsch belastet, andere sind verrutscht und es klaffen Löcher zwischen ihnen. Eine Instandsetzung wäre dringend nötig. Als die Kinderbande erneut mit Gekreisch durchs Dorf jagt, fällt eines hin. Der Länge nach. Zum Glück kann es sich mit beiden Armen abstützen, bevor es mit dem Gesicht aufschlägt. Allerdings stürzte es genau bei einem Loch. Die Hände versinken im Unrat. Die Ärmel des

Pullovers sind danach bis über die Ellbogen hinauf dunkelbraun. Um hier zu überleben, bedarf es eines intakten Immunsystems.

Das Kind richtet sich auf, indem es beide Beine durchstreckt und mit den Armen dem Boden entlang rückwärts tappt, den Popo in die Höhe gereckt. Ein Tourist wartet mit gezückter Kamera hinter dem Kind. Ich wundere mich über das seltsame Fotomotiv. Da fällt mein Blick auf die Hose des Kindes. Sie ist im Schritt offen, wie dies oft bei windellosen Völkern der Fall ist. Im dreieckigen Stoffschlitz klafft eine rosa Spalte, der Tourist hält sein Objektiv direkt drauf. Ein sprachloses Entsetzen packt mich. Warum ist in meiner Hand kein Stein? Beide, Tourist und Mädchen sind schon ums nächste Eck verschwunden, bevor sich erste Wörter in meinem Hirn melden, die ich hätte schreien können.

Wozu macht man so ein Foto, frage ich mich schockiert. Der junge Mann sah nicht so aus, als würde er zuhause Bilder nackter Kleinkinder an Pädophile verscherbeln. Allerdings weiß ich nicht, wie so einer aussehen müsste.

Wollte er damit die „Rückständigkeit“ der Einheimischen dokumentieren, nach dem Motto, die kennen weder Unterhosen noch Windeln? Oder war er einfach nur gedankenlos auf Motivjagd, in der Hoffnung etwas Exotisches, Sensationelles einzufangen?

Vielleicht wäre es doch besser, die Dorfbewohner würden sich wie in Sama vor den Fremden verschließen, denke ich traurig. Die Lust aufs Fotografieren ist mir vergangen. Verschämt packe ich die Kamera weg.

Unsere Lodge ist die einzige, die einen verglasten Aufenthaltsraum besitzt. Asheem hat wirklich weise gewählt. Die Türe zur „dining hall“ wird mittels eines Gummizuges, der über eine Rolle läuft und an dessen Ende eine Wasserflasche hängt, automatisch zugezogen. Eine sensationelle Erfindung! In unseren Augen. Wir haben in unserer Freude nicht bedacht, dass Nepalesen eine geschlossene Tür äußerst suspekt erscheint. Sie nähern sich ihr mit einer gewissen Scheu, öffnen sie zögerlich und bleiben dann im Türrahmen stehen, als hätten sie Furcht, etwas Verbotenes zu betreten. Während sie also blöde glotzend auf der Stelle verharren, schwappt ein Schwall eisiger Luft herein und flutet den von der Sonne angenehm aufgeheizten Raum. Schreit man genervt „Türe zu“, so zieht sich der Nepalese meist genauso ängstlich zurück, wie er versuchte einzutreten. Das hat zur Folge, dass der Gummibündel-Mechanismus nicht greift und die Türe offen bleibt.

Im Laufe des Nachmittags stehen wir sicher fünfzig Male auf, um den verdammten Zugluft zu stoppen. Asheem kichert, weil er glaubt, wir spielten aus Jux und Gaudee den Sisyphos. Ihn stört eine offene Türe nicht.

POLNISCHE WETTERWARNUNG

Erst gegen Abend, als die „dining hall“ ausschließlich von Touristen aufgesucht wird, klappt das Türschließen. Aber da die wärmende Sonne lange schon untergegangen ist, ist der Effekt nicht mehr so groß wie Nachmittags. Es ist allgemein kalt geworden. Drinnen wie draußen.

Wir sitzen neben einem Ofen. In Poleposition quasi. Niemand denkt ans Heizen.

„Only when cold“, antwortet der Hausherr auf unsere Nachfrage und meint das nicht zynisch. WLAN ist verfügbar, Wärme nicht.

Am hintersten Tisch sammeln sich immer mehr Polen. Sie sehen verwegene aus. Sonnenverbrannte Gesichter, aufgeplatzte Lippen, struppige Haare, Mehrtagesbärte. Das

Gesicht eines Mannes ist von schorfigen Krusten und blutroten Schrammen überzogen. Ihre Stimmung ist dennoch ausgelassen fröhlich.

Asheem flüstert: „Expedition, Manaslu, but not on top.“

Expedition? Sogleich erinnern wir uns der Gruppe, die wir vom Basislager aus bei ihrem Aufstieg durchs Fernglas beobachtet hatte. Das war vor zwei Tagen gewesen.

Not on top? Darf man in so einem Fall fragen, weshalb sie gescheitert sind?

Meine Neugier siegt, außerdem ist die ganze Truppe bester Laune.

Einer der Polen, der einzige der halbwegs Englisch spricht, gibt bereitwillig Auskunft. Starker Sturm habe den Aufstieg zum Gipfel vereitelt, sagt er, auch die Lawinensituation sei unberechenbar gewesen. Und der Kollege, er zeigt dabei auf den mit dem zerschundenen Gesicht, sei im Eisbruch abgestürzt als eine Schneebrücke unter ihm brach.

Schockiert bringe ich mein Mitleid zum Ausdruck.

Der Verkrustete winkt ab und lacht.

„Not first time“, gesteht er und zählt weitere Episoden auf, bei denen er beinahe verunglückt sei.

„Aber wie“, will ich wissen, „wie geht man mit dem Scheitern um? Wenn man sich jahrelang auf so eine Besteigung vorbereitet, zig Wochen Urlaub nimmt, ein Vermögen hinblättert und dann drei Wochen einen Berg belagert um schließlich ergebnislos den Rückweg anzutreten?“

Die Polen sehen mich erstaunt an, als hätten sie meine Frage nicht verstanden.

„Ist das nicht deprimierend?“, hake ich nach.

„Nein, warum?“, antwortet der Unversehrte. „So können wir nächstes Jahr wieder kommen!“ Seine Freude darüber scheint echt. Auch die anderen stimmen in sein Lachen ein. Ich bin baff. Und beeindruckt. Von dieser Einstellung würde ich mir gern ein Scheibchen abschneiden.

Eine letzte Frage hab ich noch, denn Expeditionen verfügen sicher über einen verlässlichen Wetterbericht. „Wie wird's die nächsten Tage?“

Extrem schlecht, lautet die Auskunft. Deshalb hätten sie alle Zelte abgebrochen. Bereits morgen würde sich ein Sturmtief nähern, mit massiven Schneefällen und Windgeschwindigkeiten bis zu 200 km/h. Es handle sich um einen Zyklon über Ostindien, der seine Ausläufer bis nach Nepal sende. Spätestens übermorgen träfen sie hier ein.

Wollten wir vernünftig sein, hieße es unsere Pläne, die Besteigung des Samdo-Peak, den Ausflug nach Tibet aufzugeben und die Überquerung des Larkhe Passes am Ende des Tales sofort in Angriff zu nehmen.

„Es geht sich trotzdem nicht aus“, rechnet mir Markus vor, „wir müssen ja am Fuß des Passes nochmals übernachten.“

„Außerdem will ich auf den Samdo“, jammere ich, „und nicht vernünftig sein“. Den zweiten Satzteil denke ich bloß still. Ich fühle mich von Nepal betrogen, um die „Trockenzeit“ geprellt. Gerade einmal fünf Tage hielt das Schönwetter an! Gerne würde ich die Vorhersage als schlechten Scherz abtun. Aber die Expeditionsmitglieder haben keinen Grund uns anzulügen. Im Gegenteil, sie meinen es mit ihrer Warnung gut.

Am Nebentisch überlegen zwei Italiener, morgen die gesamte Etappe von hier bis über den Pass zu wagen. Sie zählen die Gehzeiten zusammen und kommen auf 12 Stunden. Kein Wunder, beträgt allein die Wegstrecke fast 20 Kilometer, auf der es von 3.800 m auf über 5.100 m Höhe hinauf geht, um danach 1.600 Höhenmeter im Abstieg zu bewältigen.

„Das schaffe ich nicht“, gestehe ich Markus, der den Italienern bei der Kalkulation interessiert zuhört. Dass ich heute die Antibiotika abgesetzt habe und Angst vor einem Rückfall habe, erwähne ich nicht.

Franzosen erwägen ebenfalls die Eintages-Variante. Einer der beiden ist ein recht betagter Mann, entweder handelt es sich um ein agiles Greisenwunder, oder es mangelt ihm an kritischer Selbsteinschätzung. Er will mit seinem Kollegen jedenfalls um 4:00 Uhr morgens aufbrechen. Denn, so begründet er seinen Wagemut, wenn die Wettervorhersage stimme, dann ersticke der Pass übermorgen in Schneemengen und niemand käme mehr drüber.

Markus und ich versinken ins Grübeln. An mir nagen Zweifel. Verstohlen mustere ich den Alten.

„Bin ich tatsächlich weniger fit als der Knacker?“, frage ich mich insgeheim.

Wir ziehen Asheem zu Rate, wollen wissen, wie er die Zusammenlegung zweier Etappen auf einen einzigen Tage sieht.

„It - is possible“, sagt er, und blickt Markus und mich in der künstlich eingeschobenen Pause bedeutungsvoll an. Asheem hat eine nette Art unangenehme Wahrheiten zu umschreiben. Generell ist der Gewaltmarsch also möglich, nur nicht mit uns.

„Was tut ihr?“, frage ich die Polen, die schließlich eine optimale Kondition und Akklimatisierung besitzen. Zu meiner Überraschung lautet ihre Antwort, dass sie morgen nach Dharamshala gingen und erst übermorgen über den Pass. Der Arzt sei das Problem. Seine Leibesfülle, seine kurzen Beine und sein Zigarettenkonsum machten ihm das Wandern schwer. Mit ihm käme man nie in einem einzigen Tag über den Pass.

Meine Augen schweifen über die Truppe, alle sind schlank und rank mit durchtrainierten Körpern. Der Pole merkt meine Verwunderung, lacht und erklärt, der Doc liege im Zimmer, müsse sich von der heutigen *Strapaze* ausruhen.

Wir löffeln schweigend unsere Nudelsuppe. Jeder ist in seine Gedanken vertieft, sucht nach einer Lösung. Die Rösti mit Spiegeleier werden serviert, gegessen, die Teller abgeräumt. Asheem setzt sich mit der Speisekarte zu uns und will die Bestellung fürs Frühstück aufnehmen. Markus und ich seufzen gleichzeitig. Wir müssen eine Entscheidung treffen. Jetzt. Ich verabschiede mich innerlich vom Samdo-Peak. Und vom Blick nach Tibet.

Markus sagt: „Wir gehen morgen nur bis nach Dharamshala.“

Asheem nickt erleichtert. Er freut sich, dass ihm ein Desaster mit uns erspart bleibt.

„Du aber gehst wieder voraus und reservierst uns das beste Zimmer – falls es dort so etwas gibt.“ Wir haben von Mannschaftszelten gehört, die aufgestellt worden sind, um dem Massenandrang Herr zu werden.

Asheem wehrt sich diesmal nicht, blickt aber fragend von Markus zu mir. „Und ihr?“, steht in seinem Gesicht zu lesen.

„Wir steigen zuerst auf den Samdo-Peak. Und kommen später nach.“

Asheem ist beeindruckt. Ich auch.

„Das geht sich doch nie aus“, wage ich einen Einwand, obwohl mir der Vorschlag recht gut gefällt.

Markus erklärt mir seine Idee: Dharamshala ist wahrscheinlich ein trostloser, kalter und zugiger Ort. Je später wir dort ankommen, desto kürzer der Aufenthalt. Wenn Asheem früh einen Schlafplatz reserviert, haben wir keine Eile. Wir können mit Leichtgepäck in Richtung Samdo-Peak aufsteigen, so weit wir wollen. Danach essen wir in dieser Lodge gemütlich zu Mittag, schultern die hier deponierten Rucksäcke und wandern nach Dharamshala.

DORNIGER WEG ZUM SAMDO PEAK

17. Tag, Samstag, 12.10.2013

In der Morgendämmerung verblassen allmählich die Sterne. Auf dem Weg zur Toilette begegne ich dem alten Franzosen. Schwer atmend müht er sich über die steilen Holztreppen. Wollte er nicht schon vor 2 Stunden aufbrechen? Er deutet zum Himmel. Schönes Wetter. Kein Grund für einen überstürzten Abmarsch. Ich vermute eher, dass ihm sein nepalesischer Führer die Wahnsinnsetappe ausgedeutet hat.

Der wolkenlose Himmel ärgert und freut mich zugleich. Einerseits bin ich froh, dass sich die Front Zeit lässt, andererseits schürt es das Misstrauen in die Vorhersage. Sollten wir vielleicht doch hier bleiben wie ursprünglich geplant?

Es ist zu spät für eine Änderung. Asheem holt sich seinen Rucksack ab und eilt gen Dharamshala. Bei seinem Tempo kommt er dort zum Frühstück an. Wir packen Wasserflaschen und etwas Schokolade ein und liefern uns direkt hinterm dem Dorf einen aussichtslosen Kampf mit dem stacheligen Gestrüpp. Hoch über unseren Köpfen spannen sich Schnüre mit Gebetsfahnen von Steinmann zu Steinmann. Wir hatten uns das einfach vorgestellt: erste Etappe zu den Wimpeln hinauf, zweite Etappe bis zu dem schwarz-weiß gestrichelten Band, welches das Buschwerk von der nackten Erde trennt, danach Richtung Gipfel. Um keine Zeit zu verlieren: direttissima.

Jetzt stecken wir in brusthohen, äußerst wehrhaften Pflanzen, deren Stacheln uns lehren, dass der Wille allein nicht zählt. Wir hätten um einen Weg fragen müssen. Aber umkehren und im Dorf jemanden um Auskunft bitten, wollen wir auch nicht. Also weiter. Endlich sind wir bei den Wimpeln. Dort finden wir Wegspuren, denen wir folgen können. Der Berg ist unglaublich steil. Trotz des grünen Widerstandes gewinnen wir rasch an Höhe. Während uns bereits die Sonne wärmt, liegt das Dorf noch in finsternem Schatten, den die hohen Gipfel über das Tal werfen.

Wir machen eine kurze Pause, blicken in den wolkenlosen Himmel, auf die Uhr und stellen fest, dass es keinen Grund zur Eile gibt. Trotzdem hetzen wir weiter. Über uns kreisen riesige Geier.

Gespannt bin ich auf die schwarz-weiß gestrichelte Zone. Des Rätsels Lösung ist banal: Es hat gebrannt. Von dem stacheligen Buschwerk, das mit zunehmender Höhe von Brust- auf Knöchelniveau geschrumpft ist, sind nur mehr die harten Teile übrig. In der Sonne gebleichte Holzskelette, teilweise angekohlt, bizarr verästelte. Wie eine überdimensionale Dornenkrone schmiegt sich die Brandzone um den Berg. Darüber gedeiht nichts mehr. Verwitterter Fels, bröselig geworden, macht das Fortkommen schwer.

Nach eineinhalb Stunden Aufstieg, in denen wir rund 700 Höhenmeter erklommen haben, geben wir auf. Von unserem Aussichtspunkt aus können wir nämlich die Wegstrecke nach Dharamshala überblicken. Schier endlos schlängelt sich der Pfad den Hügeln entlang, mit sanftem, aber stetigen Anstieg, bis auf unsere Höhe hinauf.

„Über eine Luftbrücke könnten wir eben dorthin gehen“, spekuliere ich.

„Wäre fein, aber blöde“, meint Markus. „Unsere Rucksäcke liegen da unten.“

Wir machen es uns gemütlich, holen das Fernglas heraus und betrachten das einmalige Panorama. Unter einem makellos blauen Himmel. Von wegen dräuendem Schneesturm! Wäre Asheem nicht schon lange in Dharamshala, hätte ich heute wohl spontan den Plan geändert. Jetzt ist es zu spät. Ich hadere mit dem Wetter. Für meinen Seelenfrieden wäre eine

über dem Grat lauende Wolkenbank hilfreicher als dieses tiefe Blau, welches mich zu verhöhnen scheint. Dazu kommt der Ärger über mich selbst. Dass ich derart bescheuert bin, mir von strahlendem Sonnenschein die Laune vermiesen zu lassen, ist eine frustrierende Erkenntnis. Dabei bin ich einiges von mir gewohnt.

Ich seufze. Zum Glück fragt Markus nicht nach dem Grund, sondern reicht mir wortlos das Fernglas.

Augenblicklich entschwebe ich in eine andere Welt. Die Zeiss-Optik beamt mich direkt vor die Gletscherbrüche, lässt mich in tiefe Spalten blicken und über Grate balancieren. Durch die Vergrößerung wird die Schönheit dieser Bergwelt erst greifbar, man möchte die Hand ausstrecken, den verwegenen Schwung der Wechte mit dem Finger nachzeichnen, um zu prüfen, ob sie tatsächlich so messerscharf ist. Viele unbekannte Gipfel, die wir auch mit Hilfe der Karte nicht identifizieren können, erheben sich ringsum. Als wir vorgestern im Tal „der schönsten Alm“ wanderten, begeisterte uns der Bergrücken mit dem mächtigen Eispanzer. Jetzt sehen wir, dass uns der wildeste Teil des Grates verborgen geblieben war. Und dass dahinter ein noch höheres Gebirge in den Himmel ragt, mit Gletschern bepackt, die der Schwerkraft trotzend mitten in den Felswänden kleben. Unter den Eisbalkonen hunderte Meter Luft. Firnflanken wie Sprungschanzen hinaus ins Nichts, Abgründe, Klüfte und Spalten wohin man blickt. Und inmitten des eisigen Gemetzels plötzlich eine Kuppe, sanft, rund, mit flaumigen Pulverschnee bedeckt. Ein Ruhekitz für das Auge.

Ich wende mich gen Osten, zur Grenze Tibets. Die kargen Hügel tragen bloß Spuren von Vegetation, eine sanft schimmernde, herbstlich braune Patina, oftmals verdeckt von grauen Überwürfen der Schuttkegel. In den Falten der Landschaftsdecke sprießt dunkles Gebüsch, darin versteckte Quellen, erst weiter unten tritt das Glitzerband eines Flüsschens hervor und schafft ein bisschen Grün um sich. Die kreisenden Geier passen wunderbar ins Bild.

In die andere Richtung, genau nach Westen, teilt sich das Tal des Budhi Gandaki, der erst ab der Gabelung so heißt. Welcher der beiden nährenden Gletscherflüsse der Quellfluss ist, verrät uns die Karte nicht. Seit mehr als zwei Wochen folgen wir seinem Lauf, heute werden wir seinen Ursprung erreichen. Während das linke Seitental eine Sackgasse bildet und am Fuß des Manaslu North endet, führt der rechte Arm zum Pass namens Larkhe Lha, der als sanfte Einsattelung am Horizont erkennbar ist. Morgen sollten wir diese 5.100 Meter hohe Hürde nehmen. Wenn das Wetter hält.

Diese Bemerkung hätte ich mir sparen können. Bis auf ein paar harmlose Quellwolken, die den Manaslu einhüllen, hat sich am tiefen Blau des Himmels nichts geändert. In dem Moment, da ich das Fernglas absetzte, hat mich der sinnlose Ärger wieder gepackt. Warum habe ich bloß die Polen nach dem Wetterbericht gefragt? Wir würden jetzt sorglos bis zum Samdo-Gipfel weiter gehen und den Prachttag genießen. Stattdessen erheben wir uns und kehren ins Dorf zurück.

Gestärkt mit einer dicken Nudelsuppe schultern wir unsere Rucksäcke und machen uns auf den Weg nach Dharamshala. Es ist bereits nach Mittag. Da alle Touristen stets früh morgens aufbrechen, sind wir nun völlig allein unterwegs. Hinterm Dorf Samdo geht es zuerst abwärts, bis wir einen Seitenfluss des Budhi Gandaki über eine kleine Brücke queren können. Rohre für ein zu errichtendes Kraftwerk liegen bereit. Teile einer Mani-Mauer mussten der Wasserleitung weichen. Statt feinem Steinmetzhandwerk gibt es Beton. Das Projekt steckt noch in den Kinderschuhen, aber das dem Wind und Wetter ausgesetzte Material sieht schon derart alt und mitgenommen aus, dass man an der Umsetzung zweifeln möchte.

Nach der Baustelle folgt ein kurzer steiler Anstieg und geht danach in einen gemütlichen Wanderweg über, der die Yakweiden quert. Über das kurz gefressene Gras wiesel Marmelotiere, die ihren für den Winter angefüllten Fettvorrat unter den Fellfalten nicht verbergen können. Sie wallen regelrecht über die Wiese, als hätten sie einen Pelzmantel der Größe XXXL an.

Die Yaks lassen sich weder von uns noch von den Marmelotieren stören. Da sie nicht angebunden sind und es auch keine Zäune gibt, können sie sich völlig frei bewegen. Leider tun sie das immer genau dann, wenn ich die Kamera auf sie richte, um sie als Vordergrundmotiv für einen Himalayagipfel zu verewigen. Die Marmelot sind um nichts besser. Es reicht bereits, wenn ich zur Tasche des Fotoapparats greife, schon sind sie in ihre Löcher verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Allmählich ziehen Wolken auf. Eine unsichtbare Macht hält sie jedoch über den höchsten Gipfeln auf, stapelt sie dort übereinander und presst sie zu linsenförmigen Scheiben. Wie mehrstöckige Ufos belagern sie den Horizont, jederzeit bereit anzugreifen, sobald dem Sturm, der sie am Weiterkommen hindert, die Puste ausgeht.

Obwohl ich angesichts dieser unguten Wetterverbote erleichtert bin, weil unser Entschluss zur frühestmöglichen Passüberquerung dadurch gerechtfertigt ist, mache ich mir gleichzeitig Sorgen, ob unser zeitlicher Vorsprung ausreichen wird, bevor das Schneechaos ausbricht. Immer wieder drehe ich mich um und beobachte, wie sich die Front in unserem Rücken bedrohlich formiert. Das Sonnenlicht verblasst, der Himmel hat seine Bläue eingebüßt, wirkt plötzlich bleiern und schwer. Eisiger Wind wirft uns Staub ins Gesicht.

Während der Weg die trockenen Hügel ehemaliger Moränen an der rechten Talseite quert, türmen sich linkerhand über dem Fluss großartige Berge auf. Namenlose Gipfel, Felstürme, dazwischen eingeklemmte dicke Eiswülste, die weiter unten als Wasserfälle dem Budhi Gandaki zustürzen.

Bald ist jedoch dieser Fluss, dem wir die letzten 16 Tage gefolgt sind, verschwunden. Begraben unter graubraunen Hügeln, die sich, ein breiten Trog ausfüllend, kilometerweit weit in Richtung Gletscherwelt des Manaslu North erstrecken. Wahrscheinlich ist unter der dicken Kruste von Schuttmaterial noch Eis vorhanden, welches, derart gut isoliert, nur langsam abtaut. Dennoch kann man an den hohen, vegetationslosen Seiten der Wanne, in der der Gletscher einst dahinströmte, erkennen, dass er vor nicht allzu langer Zeit noch hundert Meter mächtiger war.

Die Vorgipfel des Manaslu North wirken in dem bleiernem Licht geradezu mystisch. Immer wieder bleiben wir stehen, holen das Fernglas heraus und schauen wie gebannt auf seine Flanken in der Hoffnung, eine Eislawine möge sich just in dem Moment lösen und herabdonnern.

HEY, Doc!

Der Weg zieht sich endlos dahin, länger als uns lieb ist. Immer wenn ich glaube, hinter dem Hügel müsse Dharamshala sein, schiebt sich bloß ein nächster Hügel ins Blickfeld. Endlich sind am Fuße einer mächtigen Stirnmooräne in rund zwei Kilometer Entfernung bunte Zelte zu sehen. Kurz darauf treffe ich zwei Menschen, ein nepalesischer Führer mit seinem Klienten. Letzterer sitzt mit deutlichen Zeichen von Erschöpfung auf einem flachen Stein am Wegrand. Der korpulente Mann schwitzt trotz des kalten Windes, sein Gesicht ist gerötet. Und er raucht.

Sofort ist mir klar, dass es sich um den polnischen Expeditionsarzt handeln muss. Obwohl ich ihn noch nie gesehen habe, grüße ich ihn wie einen alten Bekannten.

„Hello Doc!“

Er starrt mich verblüfft an und verbrennt sich fast die Finger am abgeglühten Stummel.

Ich wiederhole meinen Gruß.

Zögerlich brummelt er etwas Unverständliches, das eine Erwiderung sein könnte, Misstrauen im Blick.

„Du bist doch Arzt?“, frage ich, unsicher geworden.

„Ja“, sagt er und kneift die Augen zusammen. „Aber – sieht man mir das an?“

Darauf bin ich nicht gefasst. Vielleicht hätte ich mir vorher überlegen sollen, wie ich mein Wissen erklären würde. Ich kann doch unmöglich sagen, dass seine lieben Kollegen ihn als dicken, konditionsschwachen Raucher beschrieben haben.

„Äh ja“, stammle ich und suche fieberhaft nach einer glaubwürdigen Antwort. „Die einzigen Raucher, die ich kenne, sind Ärzte“, lüge ich, „denn allen anderen haben sie die Zigaretten verboten.“

Der Expeditionsarzt lächelt milde. „Ist schon gut“, sagt er, „haben mich meine Jungs wieder einmal angeschwärzt, stimmt’s?“

„Nun“, gestehe ich verlegen, „sie meinten bloß, dass die Zusammenlegung der beiden Etappen von Samdo bis nach Bimthang an der Weigerung ihres Expeditionsarztes scheitern würde.“

„Wie wahr!“, ruft er aus und lacht. „Die Jungs sind völlig übergeschnappt. Wenn ich sie nicht eingebremst hätte, wären sie gestern schon über den Pass. Vom Basislager aus!“

Kopfschüttelnd wiederholt er die Worte „totally crazy“ als würde er eine chronische, unheilbare Krankheit diagnostizieren.

DAS „LETZTE“ ZIMMER VOR DEM PASS

Asheem hat eines von acht Zimmern für uns ergattern können. Stolz überreicht er uns den Schlüssel. Fügt aber eine Warnung hinzu: „No good room.“

Wir wussten aus unseren Recherchen, dass uns am höchsten Schlafplatz das tiefste Niveau der Unterbringung erwarten würde. Bis vor ein paar Jahren gab es hier gar nichts. Dann schuf man ebene Plätze zum Campen, mehr oder weniger erfolglos, wie an der Schräglage einiger umstehender Zelte nach zu urteilen ist. Wir wohnen in der neuen Lodge, einem länglichen Bau aus grob aufeinander geschichteten Steinen, deren Fugen mit bröckelndem Lehm verputzt sind. Für Glas hat das Budget offenbar nicht gereicht, deshalb klemmen viereckige Bleche in den Mauerlöchern: lichtdichte Fenster.

Die schmale Eingangstüre ist ebenfalls aus Blech und scheppert im Rahmen. Der Raum, den sie abschließt, ist winzig. Am Boden liegt eine blaue Plastikplane als eine Art Teppichersatz ausgebreitet. Der Sand, den der Wind ständig unter der Blechtüre hereinfegt, hat sich wie Grieß darüber verteilt. An den rohen Wänden lehnen dünne Gummimatten zum Schutz vor direktem Kontakt mit dem Lehmanstrich, der auf Berührung äußerst empfindlich reagiert. Einmal den Rucksack anlehnen, schon stürzt der halbe Verputz herunter und pulverisiert sich zu einer braunen Staubwolke. Das ehemals weiße Laken auf der Holzpritsche wirkt irgendwie hilflos im allgegenwärtigen und unvermeidlichen Schmutz. Dennoch ist es ein Lichtblick in diesem düsteren Loch.

Mit meinem Wunsch nach ein bisschen warmem Wasser und einer Waschschüssel blitze ich in der Küche ab. Nicht einmal eine Thermoskanne teuren Teewassers würde man mir für solchen Unfug verkaufen.

„Sich waschen wollen!“. „Hier!“ „Auf 4.500 Meter Höhe!“ „Mit WARMEM Wasser!“

Die Empörung der Küchenmannschaft ist echt. Sie müssen draußen im eisigen Wind, direkt im Gletscherfluss mit blaugefrorenen Fingern das Geschirr spülen.

Zurück im „Zimmer“ pansche ich das schließlich doch erbettelte Teewasser mit Trinkwasser zu einer erträglichen Temperatur und tränke damit den Waschlapen. Bei meiner Katzenwäsche sind Tropfen unvermeidlich, sie verwandeln den Sandboden zu einer schmierigen Lehmschicht auf der blauen Plastikplane.

Der Mief, der mir beim Eintreten in den Speisesaal entgegenschlägt, sagt meiner Nase, dass ein Mindestmaß an Körperhygiene auch den anderen Touristen nicht schaden würde. Eine Nacht im Mannschaftszelt wäre ein olfaktorischer Horror gewesen. Ich danke Asheem mit einem saftigen Trinkgeld, dass er uns davor bewahrt hat.

Vielleicht sollte ich den Begriff Speisesaal an dieser Stelle erläutern. Ich habe ihn einfach wörtlich aus dem Englischen „Dining Hall“ übersetzt, das den Eingang beschildert. Es ist tatsächlich ein großer Raum, von einem Saal natürlich weit entfernt, aber trotzdem 15 - 20 Meter lang. In der Mitte bilden aneinandergereihte Tische eine einzige, gemeinsame Tafel, an der sich die Touristen auf einfachen Holzbänken gegenüber sitzen. Die vielen Menschen und die angrenzende Küche erwärmen den Raum ein bisschen, dennoch beherrschen Daunenjacken und dicke Mützen das Bild. Wir treffen die Tiroler Botaniker wieder. Ihre Küchenmannschaft hat Berge von Popcorn produziert und wir sind herzlich eingeladen, mitzunaschen.

Das Gespräch dreht sich um den Zeitpunkt des Aufbruchs morgen. Aufgrund der langen Etappe wollen einige Gruppen bereits um zwei Uhr nachts losmarschieren. Der Führer der Tiroler schlägt vier Uhr früh vor. Markus und ich planen erst gegen sieben Uhr zu starten, was allgemeine Verwunderung auslöst. Asheem reagiert entsetzt.

Ich frage ihn, ob er mir einen einzigen guten Grund nennen könne, der das Herumstolpern in der Dunkelheit der Nacht rechtfertigen würde.

Asheem schweigt, denkt nach, schweigt immer noch.

Dann sagt er trotzig: „Alle starten spätestens um fünf Uhr!“

„Warum?“, bohre ich.

Er zuckt die Schultern.

„Eben. Deshalb warten wir, bis es hell ist.“

Ich bestelle das Frühstück für sechs Uhr und gehe damit bereits einen Kompromiss ein. Aber wenn ringsum rumort wird, ist es mit dem Schlaf ohnehin vorbei.

Als endlich alle organisatorischen Details geklärt sind, wird unser Abendessen serviert: Nudelsuppe, Swiss Rösti mit Spiegelei, Spaghetti mit Tomatensauce und Alpkäse. Die Tiroler blicken neidisch auf unsere Teller. Im Gegensatz zu uns haben sie keinen Einfluss auf ihren Speiseplan. Auch ihr Verhandlungsversuch bezüglich Aufbruchtermin scheitert am Kommando ihres Führers. Abmarsch um fünf Uhr. Basta. Begründung: „We always start at five.“

Organisiertes Gruppentrekking ist kein Honigschlecken. Da täuscht auch frisches Popcorn nicht darüber hinweg.

18. Tag, Sonntag, 13.10.2013

Der nächtliche Aufbruch der Touristen ist nicht zu überhören. Aber auch wenn an Schlaf nicht mehr zu denken ist, so ist es dennoch ein angenehmes Gefühl, im warmen Schlafsack zu liegen und die Kälte bloß an die Nasenspitze herankommen zu lassen.

Der Tumult legt sich, Stille breitet sich aus, der Schlaf fängt uns nochmals ein.

Wir frühstücken alleine im großen Speiseraum. Nur Asheem wieselt nervös herum und fragt, ob wenigstens das Gepäck schon fertig sei. Als wir um 6:30 Uhr das Camp verlassen, hören wir Schnarchgeräusche aus einem großen Zelt. Die polnische Expedition geht den Tag noch gemütlicher an.

Der dämmerige Himmel wird etwas heller, eine stumpfe bleierne Schicht bleibt jedoch wie ein Sichtschutz darauf kleben. Kein Lüftchen regt sich, was sehr außergewöhnlich ist. Das diffuse Licht, das nicht einmal Schatten erzeugt, verstärkt den Eindruck, als ob die Natur in Erwartung von etwas Unheilvollem den Atem anhielte. Ist das die oftmals zitierte Ruhe vor dem Sturm? Das Geräusch der Schuhsohlen auf dem hart gefrorenem Boden dringt beinahe gewalttätig in die Stille ein und unwillkürlich beginnt man zu schleichen. Als wolle man sich unter dem drohenden Himmel möglichst unauffällig über den Pass stehlen.

Die Abstände zwischen Markus, Asheem und mir werden größer. Jeder geht sein eigenes Tempo, das mit zunehmender Höhe vom Atemrhythmus vorgegeben wird. Ab 5000 Metern kommt auf einen Schritt ein Atemzug. Die Stille ringsum wird vom Keuchen aus der Lunge abgelöst. Der eigene Körper macht plötzlich viel Lärm. Pulszählen wäre ohne Fingerspitzen auflegen möglich. Der Herzschlag hämmert deutlich gegen die Schläfen.

Doch irgendwann gelingt es der Aufmerksamkeit die eigenen Störgeräusche zu filtern und dann ist da wieder nur diese gewaltige Stille, die über der kargen Landschaft liegt. Der Weg führt entlang einer Seitenmoräne eines toten Gletschers, der vollständig mit Geröll bedeckt ist. Eine schier endlose Abfolge von Steinhäufen, Hügeln und Senken. Ein dreidimensionaler Irrgarten, der sich bis zum Pass hinauf zieht. Immer wieder weisen hohe Signalstangen den Weg, aber ihr Abstand ist viel zu groß, als dass sie bei schlechter Sicht echte Hilfe bieten würden. In diesem Auf und Ab ist es selbst bei passablem Wetter schwierig, die richtige Route zu erkennen. Im Nebel oder Schneesturm wäre man hier verloren.

Bislang meint es das Wetter gut mit uns. Die Wolkenschicht, die die Sonne nur als milchigen Fleck erkennen lässt, wird dünner, als würde sie allmählich abtauen. Strahlungswärme dringt bis auf den Boden durch und lockt Hasenmäuse aus ihren Bauten hervor. Die kleinen Nager sehen goldig aus, wie eine Kreuzung von Zwerghasen und Mäusen. Unglaublich flink huschen sie umher, immer auf der Suche nach Gräsern oder Samen, die sie wie Eichhörnchen mit den Vorderpfoten festhalten können um sie zu knabbern. Ihre schwarzen Knopfaugen mustern dabei unentwegt die Umgebung. Die Tiere sind scheu, aber auch mutig. Erreichen sie nicht rechtzeitig ein Schlupfloch, so hocken sie starr auf einem Felsen und verschmelzen mit ihrer Umgebung, sich ganz auf ihre Tarnfarbe verlassend. Auf dem Display der Kamera ist das Tier unsichtbar und man muss sich an der Felsform orientieren, wenn man die Hasenmaus tatsächlich im Bild haben will.

Die kräftigen Sonnenstrahlen schweißen Löcher in die bleierne Wolkendecke, aus dem Blau fällt warmes Licht herab und wandelt die Gletscher ringsum zu Schlagsahne. Selbst die Felsen wirken weich, als wären sie bloß Kulisse aus Pappmache. Das vom Herbst verdorrte

Gras leuchtet golden zwischen den Steinen und verdichtet sich über der ältesten Moräne zu einem hochflorigen Teppich.

Asheem hält plötzlich inne und deutet nach vorne. Etwas Großes bewegt sich den Hang hinab und kommt dann direkt auf uns zu. Ein Rudel Blauschafe!

In etwa fünf Metern Entfernung bleiben sie stehen und schauen. Ihre Pupillen bilden waagrechte Schlitze, das ist aber das einzige, was sie mit Schafen gemein haben. Vielmehr erinnern sie an Steinböcke aus den Alpen, nur mit hellerem Fell. Es handelt sich um eine Gruppe weiblicher Tiere mit ihren Jungen. Die Männer, mit ihrem imposant geschwungenen Hörnern halten sich irgendwo in sicherer Distanz auf.

„Typisch“, sage ich.

Asheem zuckt zusammen und beobachtet beinahe ängstlich Markus' Reaktion auf diese – gemäß seiner Sicht – provokante Behauptung. Als nichts passiert, entspannt sich Asheem wieder.

Die Begegnung mit den wilden Tieren findet an einem malerischen Ort statt. Zu unseren Füßen liegt ein tiefer See von faszinierender Farbe, deren metallischer Schimmer je nach Standpunkt des Betrachters von Blau zu Grün changiert. Das Gewässer ist zur Hälfte von einer Eishaut überzogen, die gleich einem kristallinen Passepartout den Spiegel in der Mitte rahmt. Im aufgetauten Bereich liegen die Abbilder der Gletscherberge, durchdrungen von diesem eigenartigen, mystischen blauen Licht aus der Tiefe, umgeben von filigranen Eisblumen.

Selbst Asheem ist angesichts dieser Schönheit stehengeblieben und wiederholt andächtig das Wort „raamro“.

Mit einem Steinwurf verflüssigen wir das Bild.

Danach ist wieder jeder für sich allein. Der Weg wird beschwerlich. Genau genommen folgen wir keinem Weg mehr, sondern balancieren über unterschiedlich große, runde Steine, was die ganze Aufmerksamkeit erfordert. Für einen Blick auf die Berge muss man stehen bleiben, sonst läuft man in Gefahr sich den Fuß zu verstauchen. Das wäre so ziemlich die dümmste Stelle für eine Verletzung.

Plötzlich wird mir speiübel. Ist es die Höhe? Der Kreislauf? Oder ein Schwächeanfall?

Ich lehne mich gegen einen Felsblock, zum Glück gibt es genügend davon, und beiße ein Stück vom gefrorenen Snickers ab. Während die Schokolade im Mundraum schmilzt, würgt mich Brechreiz. Ich kann mir den Zustand nicht erklären. Meine Beine sind wie aus Gummi und ich muss mich hinsetzen. Dann hinlegen. Meine Augen starren in den blauen Himmel. Über mir ist es fast wolkenlos. Nur im Osten lauert eine düstere Wolkenbank, staut sich das Unheil, jederzeit bereit überzufließen und Sonne und Wärme wegzuschwemmen.

Die Zuckerzufuhr wirkt. Nach nur fünf Minuten kann ich mich wieder aufrichten. Es war bloß ein Energiemangel.

Bald darauf treffe ich auf die ersten Touristen, die vor uns aufgebrochen sind. Sie sehen aus, als hätte jeder von ihnen eine Familienpackung Snickers nötig. Es kostet keine Mühe, sie zu überholen.

Immer mehr Gruppen tauchen vor uns auf. Der am Boden kaum erkennbare Pfad wird durch eine Kolonne bunter Anoraks weithin sichtbar gemacht. Die Goretexraupe schlängelt sich über die Moränenhügel bis zum Horizont. Dort, auf der sanften Einbuchtung eines Joches, spannen sich bunte Girlanden von Gebetsfahnen. Das muss der Pass sein.

LHARKE LHA - PASSÜBERGANG

Die vermeintliche Nähe des Zieles spornt mich an. Ich marschiere an den Franzosen vorbei, lasse die Japaner zurück und vor den Deutschen, die gestern im Speisesaal ein penetrantes „Mir-sind-die-Besten“-Gehabe an den Tag gelegt haben, atme ich mehrmals ganz tief und bewusst durch. Wie ein Apnoetaucher. Nur dass ich die Luft zum Singen brauchen werde. Denn danach eile ich mit tänzerischer Leichtigkeit und ein Lied trällernd an ihnen vorbei. Mein Ego triumphiert, bläst sich zu einer ungeahnten Größe auf und schneidet mir die Luft ab. Bar jeden Sauerstoffs und wahrscheinlich schon blau im Gesicht, schaffe ich es gerade noch aus der Hörweite der Gruppe zu kommen. Meine Lunge pfeift und ich keuche stoßartig, wie bei einem Asthmaanfall. Aber das waren mir die fassungslosen Gesichter der Deutschen wert, aus denen der blanke Neid sprach.

Direkt am Pass holen wir sogar die Tiroler ein. Asheem ist zufrieden mit uns. In gut drei Stunden haben wir geschafft, wofür im Reiseführer vier bis fünf Stunden vorgesehen sind. Der Larkhe Lha mit 5.106 Metern ist unspektakulär. Die Berge, die ihn beiderseits flankieren sind zwar weit über 6.000 Meter hoch, aber nicht einmal wert, einen eigenen Namen zu tragen. Sie taugen bloß als Hintergrundmotiv für die obligaten Fotos, die hier jeder von sich macht.

Ich hänge mein Holzengelchen in die Gebetsfahnen und knipse für Mama den Beweis des „ich-dachte-hier-an-dich“.

Plötzlich rauscht es im Gebirge, die Gebetsfahnen beginnen zu knattern, eisiger Wind beendet unser Picknick am höchsten Punkt der Manaslu-Runde. Die graue Wolkenbank rollt über uns hinweg, schwappt weit in das Blau Richtung Westen hinein, bricht sich dort an den Gipfeln des Himlung und des Kechakyu Himal Gebirges. Wir haben das Glück für einen kurzen Moment noch alle Berge durchs Fernglas betrachten zu können, ehe sie von den Wolken vernebelt werden.

Der Wind nimmt an Stärke zu und fegt uns vom Pass. Der Blick hinab ins Tal ist ernüchternd. Statt der erhofften Schotterkare oder Schneeflächen zum Rutschen, gibt es nur steile Moränen aus großen, runden Steinen. 1.500 Höhenmeter schwieriger Abstieg liegen vor uns. Irgendwo da unten, wo das endlose Grau endlich in Grün übergeht, muss Bimthang sein. Wolkenfetzen hängen sich an die Bergflanken, feuchte Luft kriecht ins Tal hinein. Wir sollten keine Zeit verlieren.

Nach Überwindung der ersten tausend Höhenmeter zittern mir die Knie vor Anstrengung. Das Gelände wird nun etwas flacher, aber der Weg bleibt beschwerlich. Es geht buchstäblich über Stock und Stein. Für diejenigen, die sich bereits beim Aufstieg zum Pass erschöpft haben, ist jeder Schritt bloß mehr Qual. Mit schmerzverzerrten Gesichtern schleppen sie sich vorwärts, stolpern und bereiten ihren guides ernsthafte Sorgen. Wir überholen schwankende Menschen, die kurz vor dem Zusammenbruch stehen, sehen in verzweifelte, ausgelaugte Gesichter, die nur mehr stumm nicken, statt Grußworte auszusprechen. Es sind diejenigen Gruppen, die seit zwei Uhr Nachts unterwegs sind und deren Martyrium wohl noch lange andauern wird.

Wir haben auf dem Manaslu-Trek immer wieder Touristen getroffen, bei deren Anblick wir uns fragten, wie sie es jemals über den Pass schaffen würden. Was hatte man ihnen in den Reisebüros erzählt? „Himalaya? Kein Problem! Da hätten wir ein tolles Abenteuer im Angebot. Sind sie sportlich? Ein bisschen wenigstens? Sie gehen bloß ab und zu spazieren? Das

reicht. Erfahrene Führer werden sie begleiten, sie brauchen keinen Rucksack zu tragen. An die Höhe von über 5000 Metern gewöhnen sie sich vor Ort“.

Vor unseren Augen spielen sich Tragödien ab. Zwei Nepalesen stützen einen Mann, der nicht mehr fähig ist, sich alleine aufrecht zu halten. Ich schätze ihn auf fast siebzig. Er lallt unverständliches Zeug, stolpert, macht unkontrollierte Minischritte, hält die ganze Gruppe auf, die er damit ebenso in Gefahr bringt. Wie soll der Mann jemals das rettende Bimthang erreichen?

Hinter uns versinkt der Pass im Nebel. Ich denke an die vielen Touristen, die sich noch im Aufstieg befinden und die wir überholt haben. Was passiert, wenn der Wetterumschwung sie dort oben mit voller Wucht erwischt?

Jetzt habe ich plötzlich Verständnis für die kategorische Forderung der guides, so früh wie nur möglich von Dharamshala aufzubrechen. In dieser Höhe und in diesem Klima kann ein Problem rasch tödlich werden.

Endlich verlassen wir die lebensfeindliche Zone. Würziger Zimtduft steigt uns in die Nase. Der typische Geruch, der den Minirhododendronbüschen entströmt. Büschel von Edelweiß wechseln sich mit Enziantepichen ab, dazwischen blüht sogar Eisenhut! Je tiefer wir kommen, desto bunter färbt sich der Geröllschutt der Moräne unter den verschiedenen Flechten. Moose und Polsterpflanzen wuchern zu einer dichten Patchworkdecke, aus der niedere Gehölze wachsen. Welch Freude, als wir wieder einen richtigen Baum entdecken!

Als die Dächer von Bimthang sichtbar werden, schicken wir Asheem zur Zimmerreservierung voraus.

Auf dem letzten Wegstück werden wir überholt. Die Polen, wer sonst? Sie sind zweieinhalb Stunden nach uns in Dharamshala aufgebrochen! Jetzt klagen sie, dass sie in Bimthang auf ihren Doc warten müssten, der wohl erst abends eintreffen werde.

Bimthang war bis vor kurzem nur eine Hochalm mit ein paar Steinhütten, die den Hirtenfamilien als temporäre Behausung dienen. Mittlerweile ist das „Dorf“ auf 15 Gebäude angewachsen, wobei fünf davon kleine Häuschen sind, in denen höchstens 2 Betten Platz finden mögen. Genau diese Häuschen haben es mir angetan. Sie sehen sogar von der Ferne betrachtet neu aus. Frisch gestrichene Holzfassade, weiße Fensterstöcke, himmelblaues Wellblechdach. Die Mini-Chalets gruppieren sich um das Zentralgebäude, dort vermute ich Restaurant und Sanitäranlagen.

Alle übrigen Häuser von Bimthang sehen den ehemaligen Hirtenunterständen immer noch verdächtig ähnlich.

Jemand winkt, es könnte Asheem sein, aber er kommt aus einem Steinbau, nicht von den Chalets. Ich ignoriere ihn. Meine Hoffnung hat die Steuerung der Beine übernommen. Selbst als Asheem uns beim Namen ruft, bleibe ich meiner Richtung treu und betrete das Gelände der neuen Lodge.

„All booked“, schreit Asheem herüber.

Als ich dennoch beginne, Blicke in die Chalets zu werfen und mit Markus gemeinsam die „dining hall“, die ihren Namen wirklich verdient, betrete, kommt Asheem her um uns gewaltsam aus unseren Träumen zu reißen.

„No room here“, wiederholt er, „french group coming.“

Markus sagt bloß: „Fucking Napoleons“ und geht weiter zu den Duschen.

Asheem zottelt hilflos hinterher.



Der Doppelgipfel des Manaslu. Der höhere (links) mit 8.163 m durchsticht eine Cirruswolke, die sonst nie mit Bergen in Berührung kommen kann.

Ausflug zur „schönsten Alm“ Pungger Gumba. Asheem imitiert unseren Gehstil mit Stöcken. Aber so richtig wohl ist ihm die Touristenrolle nicht.





Passübergang

Blick vom Aufstieg zum Samdo-
Peak zur nächsten Etappe.

„Zimmer“ in Dharamshala



„Dining Hall“ auf 4.500 m Höhe

Nach der Passhöhe (5.106 m) des Larke Lha
folgt der lange Abstieg nach Bimthang



Mit einem Seufzer zeigt Markus auf ein Schild, das 24 Stunden lang heißes Wasser verspricht. Dann dreht er sich zu Asheem um und fragt, ob es in Bimthang eine zweite „Hot shower“ gebe.

„No, Sir“, antwortet Asheem zerknirscht, als wäre es seine Schuld, dass die Franzosen die besten Zimmer gebucht haben.

Er tut mir leid. Ich bemühe mich Gleichmut an den Tag zu legen, meine Enttäuschung zu verbergen und bitte ihn, uns die Unterkunft zu zeigen, die er ergattern konnte.

Es ist der Steinbau genau gegenüber, auf der anderen Seite des Weges. Asheem hat ein Eckzimmer gewählt, weil es zwei Fenster hat, wie er sagt, und weil es größer als die anderen Räume sei und zudem die Nr. 108 trage, die buddhistische Glückszahl. Ich bin gerührt über seinen Einsatz und freue mich ehrlich über seine Wahl. Aber Asheem glaubt mir nicht. Er hat unseren Blick auf die Chalets gesehen.

Dabei ist das Zimmer mit seiner Holztäfelung, dem Holzfußboden, den Glasfenstern, die sogar dicht erscheinen und den dicken Matratzen sicherlich gleich komfortabel wie drüben. Das einzige Manko ist die fehlende Dusche.

„Asheem“, frage ich ihn, „wäre es vielleicht möglich gegen Bezahlung in der anderen Lodge zu duschen?“

Das Gesicht unseres treuen Trägers erhellte sich und sofort rennt er hinüber. Mit der positiven Nachricht kehrt auch sein Frohsinn zurück. Erst jetzt kann er guten Gewissens das Kompliment annehmen, das ich ihm für seine Dienste ausspreche.

Die Dusche ist herrlich. 42 Grad heißes Wasser entschädigt für den dreckigen Raum, in dem der Abfluss verstopft ist und sich rasch ein knöchelhoher See bildet. Wie wird es erst aussehen, nachdem sich 15 Franzosen den Dreck der letzten Tage abgewaschen haben? Ist nicht unser Problem. Nur mit einem Handtuch umwickelt und nackt in den Bergschuhen, renne ich zur Belustigung einer Gruppe Träger über die „Mainroad“ in unser Zimmer. Gleich darauf liege ich im Daunenschlafsack und glühe vor mich hin. Regentropfen fallen schwer auf das Blechdach. Die Wolken sinken immer tiefer herab, mit ihnen die Schneegrenze.

„Was haben wir für ein Glück gehabt“, ist der dominierende Gedanke, bevor ich wegdöse.

Markus weckt mich, als er eine halbe Stunde später von der Dusche kommt. Er sagt, dass er auf dem Sims oben geduscht hätte, weil der Badboden komplett unter Wasser stünde. Trotzdem habe er sich die Haare gewaschen. Ausgiebig, betont er, ohne seine Schadenfreude zu verhehlen. Jetzt trieben Schaumberge auf dem Badsee. Aber von den Franzosen sei weit und breit noch nichts zu sehen.

Im Zimmer ist es kalt. Kein Aufenthaltsort für jemanden mit nassen Haaren. Also schäle ich mich aus meinem Schlafsack und begleite Markus in unsere „dining hall“ im Nebengebäude. Schneeflocken mischen sich unter den Regen. Am letzten Abhang, bevor die Alm von Bimthang beginnt, sind einige Regenmäntel zu erkennen. Es ist erst 14:00 Uhr, trotzdem ist es düster.

Im Aufenthaltsraum stehen 6 Tische, auf den Stühlen und Bänken liegen bunte Kissen aus Schaumstoff, neben den Fenstern hängen ebenso bunte Vorhänge. Das Ambiente strahlt Gemütlichkeit aus, es erinnert an die „gute Stube“ in alten Bauernhäusern. Der zentrale und wichtigste Punkt aber ist der Ofen. Ein rostiges Eisenteil in der Form einer Tonne, vorne mit zwei Türchen, eines für das Holz, eines für die Asche und die Luftzufuhr. Oben gibt es ein Loch, das von Eisenringen mit verschiedenen Durchmessern abgedeckt ist. Sie dienen zur Anpassung an die jeweilige Topfgröße. Ein langes Ofenrohr leitet den Rauch durchs Dach ab. Der Raum ist perfekt. Glauben wir auf den ersten Blick.

KAMPF GEGEN OFFENE TÜREN

Wir haben die Türen nicht bedacht. Es sind deren drei. Zwei befinden sich direkt einander gegenüber und ermöglichen ein rasches Queren des Gebäudes. Sie sind ständig geöffnet, weil immer jemand vom Hinterhof zum Brunnen oder umgekehrt muss. Die dritte Tür führt zur Küche, einem fensterlosen Raum mit einem großen, offenen Herdfeuer. Es gibt zwar auch dort einen Kamin, aber der Rauch zieht es aus unerfindlichen Gründen vor, auf halber Raumhöhe zu verweilen. Die Küche besitzt eine große Haustüre, die schon aus Lichtgründen offen sein muss. Fazit: Es zieht wie in einem Vogelkäfig. Bei Temperaturen knapp über dem Gefrierpunkt ist das unangenehm.

Markus drückt sich mit den nassen Haaren in den hintersten Winkel und hofft auf ein Einsehen der Personen, die plötzlich verwundert an den von uns verschlossenen Türen rütteln. Wir haben die Mentalität der Nepalesen unterschätzt. Sie empfinden geschlossene Türen als Freiheitsberaubung. Von Fremden (also von uns) im eigenen Heim aus- bzw. eingesperrt zu werden ist eine nicht tragbare Zumutung. Im Nu stehen alle Türen wieder sperrangelweit offen. Weil wir jedoch wegen der Kälte jammern, wird bündelweise Holz angeschleppt, bis der Ofen glüht. Dass die ganze Wärme schnurstracks zu den Türlochern entweicht, ignorieren sie, halten stattdessen die Hände über den Ofen und sagen zu uns: „Very hot.“

Wir probieren es mit Hilfe von Asheem. Markus erörtert ihm ausführlich die Zusammenhänge von Holzverbrauch, Wärmespeicherung in einem geschlossenen Raum, Isolierung – da unterbreche ich ihn, weil das Thema sonst ausufert – und den Türen. Asheem macht große Augen, nickt brav und versteht nicht, was Markus von ihm will.

„Bitte erklär das den Leuten hier. Du sprichst ihre Sprache.“

Schon der erste Versuch endet in einem Debakel. Asheem schließt just in dem Moment die Türe, als die Köchin, die soeben nach draußen ging, mit zwei vollen Wassereimern vom Brunnen zurückkehrt. Was genau sie Asheem an den Kopf wirft, verstehen wir nicht, aber es klingt ziemlich unfreundlich. Danach muss er zum Kartoffelschälen in die Küche.

Den Nachmittag verbringen wir mit Kartenspiel, Tee trinken und aus dem Fenster schauen. Es regnet, nicht stark, mehr ein Nieseln, aber die Wege sind davon rutschig geworden. Ich frage mich, wie es der Gruppe mir dem erschöpften Mann ergeht.

Um 18:00 Uhr wird es dunkel, dennoch kommen immer noch Menschen vom Pass herunter. Lichtkegel von Taschenlampen tanzen im Nebel.

In unsere Lodge sind zwei weitere Paare eingezogen. Eines aus Holland, Mann und Frau so um die sechzig Jahre, und eines aus Deutschland, nur halb so alt. Da auch die Holländer die deutsche Sprache beherrschen, ist eine gemeinsame Unterhaltung möglich. Es wird ein netter Abend, die Stimmung ist entspannt, weil jeder froh ist, rechtzeitig über den Pass gekommen zu sein. Immer wieder fallen Sätze wie: „Stell dir vor, wir wären erst heute in Dharamshala eingetroffen.“ „Dort schneit es jetzt.“

Bimthang liegt auf 3.700 Metern, also 800 Meter tiefer als das Zeltlager vor dem Pass. Regen prasselt auf das Dach. Er hat an Intensität zugenommen. Es gießt wie aus Kübeln. Selten fühlte ich mich bei Schlechtwetter so glücklich.

Selbst in der Nacht, wenn ich dem unablässigen Trommelfeuer der Regentropfen auf dem Wellblech lausche, möchte ich jubeln vor Freude und Erleichterung. Nein, eigentlich ist es

Dankbarkeit. Markus gegenüber. Nur aufgrund seines Entschlusses liege ich jetzt hier und nicht im Steinloch von Dharamshala, wo sich der Schnee vor der Blechtüre türmt. Wir hätten umkehren, denselben Weg nach Samdo zurück gehen müssen. Doch auch dort gab es kein gutes Zimmer, in dem man eine Wetterbesserung hätte abwarten wollen. Hier ist es trocken. Immer wieder vergewissere ich mich dessen und taste mit der Hand die Laibung des Fensters und das Sims ab.

AUSHARREN IN BIMTHANG

19. Tag, Montag, 14.10.2013

Die Landschaft hat sich verändert. Überall ist Wasser. Riesige Pfützen bedecken die Weiden von Bimthang, selbst vor unserer Türschwelle steht ein kleiner See. Der Niederschlag fällt mit unveränderter Intensität. So ein Wetter würde man während des Monsun in den Tropen erwarten, aber hier, auf der Leeseite der hohen Himalayaberge ist es außergewöhnlich.

Der Fluss quillt mittlerweile über seine Ufer, aber er ist zu weit von der Siedlung entfernt, um Schaden anzurichten. Froh bin ich auch über den Umstand, dass die Gebäude nicht am Fuß der Moräne stehen, sondern an einem flachen Hang gegenüber. So sind wir vor Muren und Lawinenabgängen sicher.

Holländer, Deutsche und wir finden uns spät zum Frühstück ein. Heute wird ein ruhiger Rasttag werden, niemand hat Lust bei diesem Regen weiterzugehen.

Gemeinsam gelingt es durchzusetzen, dass zumindest zeitweise die beiden Durchgangstüren im Aufenthaltsraum geschlossen werden. Die zur Küche bleibt offen.

„Wie käme sonst der Rauch zu uns?“, fragt der Holländer voller Sarkasmus.

Mittags bringen wir es mit Heizern auf 13 Grad Raumtemperatur, gemessen auf Tischhöhe. Bei den Füßen unten ist es viel kälter, deshalb sitzen wir Frauen mit angezogenen Beinen auf den Bänken.

Wir fragen Asheem, ob er Nachricht von der Gruppe mit dem erschöpften Mann hat.

„Ja“, sagt er, die letzten Touristen seien gestern so gegen 20:00 Uhr in Bimthang eingetroffen.

Die Langsamsten waren also achtzehn Stunden unterwegs gewesen!

Wir sind mit unserer Einschätzung, dass viele der hier herumspazierenden Touristen eigentlich nichts auf dem Manaslu-Trek verloren haben, richtig gelegen. Klärte sie denn niemand über die Strapazen und körperlichen Anforderungen auf?

„Aber es steht doch im Internet“, wirft Markus ein, „angesichts der Routenbeschreibung hatten selbst wir Zweifel, ob wir dem Trek gewachsen sind.“

„Vielleicht haben Bergunerfahrene einfach keine Ahnung, was eine Passquerung über 5.000 Meter Höhe bedeutet oder wie schmerzhaft 1.500 Höhenmeter Abstieg über einen Steinhaufen sein können“, denke ich laut nach.

Die Deutschen steuern ein kleine Geschichte zum Thema bei: Sie haben auf der Manaslu-Runde einen Abstecher ins Tsum-Valley gemacht. Dort sind sie zwei Männern begegnet, Vater und Sohn. Es waren Japaner, die die Reise auf eigene Faust unternahmen. Die beiden waren ohne Schlafsäcke unterwegs, in der irrigen Annahme, Lodgetrekking würde heißen, dass man die Nächte in Hotels verbringe. Sie beschwerten sich furchtbar, dass man ihnen nicht einmal genügend Decken aushändigen würde. Außerdem waren sie überrascht über die Kälte, die ihnen auf 4.000 Meter Höhe von den Gletschern entgegen schlug. Die Japaner hatten bloß kleine Rucksäcke mit je einer gefütterten Windjacke dabei.

Aber es kann auch umgekehrt sein. Die Holländer tragen ihr gesamtes Gepäck selber und haben nur wegen der Formalitäten einen guide dabei. Dem Nepalesen mangelt es jedoch an Kondition und beim Anstieg zum Pass wurde er darüber hinaus höhenkrank. Die Holländer mussten sich also zusätzlich noch den Rucksack ihres guides aufladen und ihn stützen, damit er überhaupt Bimthang erreichte. Dafür bezahlen sie ihm das Doppelte als unser Träger erhält. Jetzt wollen sie ihn loswerden und reden ihm gut zu, dass er alleine weitergeht. Auf dieser Seite des Passes ist die Trekkingerlaubnis nämlich nicht mehr an einen Führer gebunden. Die Holländer sagen, sie seien es nicht gewohnt, dass immer jemand hinter ihnen her tripple, sie wollen endlich „frei“ sein. So vergehen die Stunden mit dem Austausch von Reise Geschichten, Tee trinken und in den Regen starren. Mir wird kalt. Ich hab das Gefühl etwas tun zu müssen.

Mit wasserdichter Überhose und dem Regenponcho angetan, schleppe ich unsere gesamte Schmutzwäsche zum Brunnen und beginne im Schneeregen zu schrubben. „Bist du dir sicher, dass das Zeug auch irgendwann trocknet?“, ruft mir Markus aus der offenen Türe zu. „Es kann ja nicht 24 Stunden lang schütten“, brülle ich zurück. Außerdem gibt mir die braune Sauce, die über den Betonboden des Brunnens rinnt, Recht. Es war dringend nötig, den Staub und Schmutz der letzten Tage zu entfernen. Optimistisch hänge ich die Wäsche zum Abtropfen unter das Vordach des Schlafgebäudes, später will ich sie ins Zimmer übersiedeln, wo sie dann fertig trocknen kann. So weit mein Plan.

Mit vom eisigen Brunnenwasser blaugefrorenen Fingern kehre ich zum Ofen zurück. Ein kleines Mädchen mit langen Zöpfen betritt den Raum. Sie ist patschnass. Behutsam streift sie ihre Söckchen ab und hängt sie über den Griff der Ofentüre. Dann setzt sie sich rücklings auf die Bank und versucht, ihre Haare an der Ofenwärme zu trocknen. Sie blickt mich scheu an, während sie mit den nackten Zehen spielt.

Draußen werden Stimmen laut. Nylon raschelt, schwere Schuhe stampfen, die Türe fliegt auf. Tiefende Gestalten treten herein. Es sind sowohl Nepalesen als auch Touristen, die sich zähneklappernd um den Ofen drängen. Das Wasser, das ihnen aus dem Ärmeln rinnt, zischt auf der Eisenplatte, Tropfen tanzen wie verrückt herum. Eine großgewachsene blonde Frau sagt mit heiserer Stimme: „Wir kommen vom Pass.“ Sie knetet ihre Hände, die von der Feuchtigkeit weiß aufgedunsen sind, über der Ofenwärme. Die Finger sehen aus wie von einer Wasserleiche. Sie stecken in einer viel zu großen, blutleeren Haut, die einem Gummihandschuh gleicht.

Ich starre auf die rot lackierten Fingernägel, über deren Spitzen unentwegt Wassertropfen perlen. Was hat die Deutsche soeben gesagt? Sie kämen vom Pass?

Haarsträhnen kleben in ihrem ausdruckslosen Gesicht. Es ist wie von einer starren Wachsschicht überzogen, die Mimik von der Kälte eingefroren. Nur das Geräusch vom Aufeinanderschlagen der Zähne ist zu hören.

„Vom Pass?“, frage ich ungläubig, „jetzt?“

Die Frau nickt. Es dauert eine Weile bis sie ganze Sätze sprechen kann. Erst schält sie sich vorsichtig aus ihren Kleidern.

„Goretex“, sagt sie verächtlich, und leert das Wasser aus dem Innenfutter. Ihrem Sweatshirt entsteigen Nebel. „Alles ist nass, bis auf die Haut nass!“

Ihre Stimme zittert. Aber nicht aus Schwäche, sondern vor Wut. Die Frau versetzt mich in Erstaunen. Würde ich ihr an einem sonnigen Tag begegnen, käme sie aufgrund meiner Vorurteile gegenüber manikürten und Permanent-Makeup tragenden Blondinen in die Schublade mit der Aufschrift: nur fürs Büro geeignet.

Nun aber steht sie völlig durchnässt und halb erfroren vor dem Ofen und hat nach dem Gewaltmarsch noch genügend Energie sich über das untaugliche Gewand zu ärgern, anstatt erschöpft niederzusinken und hemmungslos zu flennen, wie in meiner Vorstellung.

Die Deutsche berichtet, dass es am Vormittag in Dharamshala eine kurze Niederschlagspause gegeben habe und sich einige guides zusammentaten, um einen Weg in den knietiefen Schnee zu treten. Um nicht bloß in der Kälte herumzusitzen, seien sie ihnen gefolgt. Und irgendwann habe es nur mehr eine Richtung gegeben: vorwärts, der tiefen Spur nach, denn umkehren wäre genauso sinnlos gewesen.

„Der Schnee fiel großflächig vom Himmel, wie Leintücher“, sagt sie. Innerhalb kürzester Zeit habe der Schnee bis zur Hüfte gereicht. Es sei ihr ein Rätsel, wie sich die guides haben orientieren können.

„Alles war weiß, der Himmel, der Boden, wohin man auch blickte.“

„Wo sind die anderen?“, frage ich.

Die Frau deutet mit dem Kopf nach draußen. „Sie kommen wahrscheinlich bald. Ich habe den Rauch aus dem Kamin qualmen gesehen und mich beeilt.“

Sie tastet mit ihren weißen Fingerspitzen ihre Wangen ab. „Am schlimmsten waren die Sturmböen, die uns die Eiskristalle ins Gesicht peitschten. Als würde einem die Haut abgeschmirlgelt.“

„Andrea?“ ruft eine Stimme an der Türe, „bist du da drinnen?“

Die Deutsche verabschiedet sich und eilt, immer noch tropfend zu ihrer Gruppe, die woanders Quartier bezieht.

Erst jetzt bemerke ich den Nepalesen, der ganz dicht beim Ofen steht und derart zittert, dass er die Teetasse, die ihm die Köchin hingestellt hat, nicht anfassen kann. Sein ganzer Körper ist vom Schüttelfrost erfasst und bebt wie das sprichwörtliche Espenlaub. Er trägt keine Goretex – Kleidung, sondern ein dünnes Blouson, wie die Franzosen, wenn eine leichte Brise vom Meer her weht. Der nasse Stoff klebt eng an den dünnen Armen. Überall quillt Wasser heraus. Am Boden rund um die Leinen(!)-Turnschuhe hat sich eine Pfütze gebildet.

Die Bank auf der das kleine Mädchen und ich sitzen, steht direkt neben dem Ofen. Ich ziehe das Mädchen auf meinen Schoß, um dem entkräfteten Mann Platz zu machen. Dankbar nimmt er das Angebot an, schiebt jedoch das Kissen beiseite, damit es nicht nass wird.

Als er sitzt, kann er die Ellbogen auf der Lehne aufstützen und die Tasse ergreifen. Trotzdem verschüttet er den halben Tee, bevor er einen Schluck nehmen kann.

Die deutschen Urlauber haben sicherlich trockene Ersatzkleidung im Gepäck, der Nepalese besitzt nur das, was er am Leib trägt.

Er befreit sich von seinem Blouson und windet es aus, bevor er es über eine Stuhllehne hängt. Danach schlüpft er aus den Schuhen und dreht sie um, damit das Wasser abfließen kann. Die Socken sind derart von Löchern zerfressen, dass er sie eigentlich anbehalten könnte. Er aber streift sie vorsichtig ab und drapiert sie über die Schuhe.

Ich bin gespannt, wie es weiter geht. Zwei Kleidungsstücke hat der Mann noch an. Einen dünnen Fleecepullover von Mammut, wahrscheinlich ein Touristen - Geschenk und eine abgewetzte Cordhose, die auch schon bessere Tage gesehen hat.

Der Nepalese behält die Sachen an, er begnügt sich damit, die Ärmel in die Länge zu ziehen und die Bündchen auszuwringen, ebenso verfährt er mit der Hose, in deren weiten Stoff er kleine Zelte dreht, aus denen er das Wasser quetscht.

Als Asheem auftaucht, bitte ich ihn, den Mann zu fragen, ob ich ihm irgendwie mit einem T-Shirt aushelfen kann. Der Nepalese winkt vehement ab.

Asheem sagt, der Mann sei ein Träger einer dänischen Gruppe, die mit Zelten unterwegs seien. Die steckten aber noch weiter oben im Schnee fest.

Nach zwei Stunden sitzt der Mann immer noch da. Das Zittern hat aufgehört, er lächelt mich und das Mädchen an. Die Kleine hockt nach wie vor auf meinem Schoß und untersucht interessiert meine Hände. Immer wieder hält sie ihre Finger neben meine. Obwohl mir die Sonne die Haut verbrannt hat, ist sie wesentlich heller als die des Mädchens. Mit der freien Hand spiele ich mit den langen Haaren des Mädchens. Sie duften nach Seife und sind beinahe trocken geworden.

Neue Menschen drängen in den Raum. Wieder sind alle nass. Es sind die Dänen, die sich weigern ihre Zelte zu beziehen. Sie wollen lieber ein trockenes Zimmer. Aber Bimthang ist voll. Alle die gestern ankamen sind noch da. Bei dem Sauwetter ist niemand weiter gegangen und somit ist kein Bett frei geworden.

Da sehe ich Asheem, der seinen kleinen Rucksack und eine Decke in der Küche verstaut. Man hat also kurzerhand die Träger ausquartiert, um für die Touristen ein Lager zu errichten. Ich überlasse meinen Ofenplatz den Neuankömmlingen und setze mich zu Markus ans Fenster. Unfassbar, wie viele Menschen da aus dem Nebel wanken. Träger in dreiviertel-Hosen, nur mit einer Plastikplane geschützt, Touristen mit oder ohne Gepäck, taumelnd, mehr tot als lebendig, in die erstbeste Lodge stürzend, um kurz darauf mit verzweifelten Gesichtern zur nächsten Unterkunft zu ziehen.

Unser Aufenthaltsraum gleicht einer Waschküche. Rauch mischt sich mit dem Geruch nasser Wolle und triefender Socken. Die Luftfeuchtigkeit ist derart hoch, dass nichts trocknen kann. Der Träger der Dänengruppe ist aufgestanden und kehrt dem Ofen nun den Rücken zu. Seine Hände schiebt er unter das Mammut - Shirt und zerrt ein Rippstoff Hemdchen darunter hervor. Das Ding ist völlig ausgeleiert und macht diese Dehnung ohne zu reißen mit. Der Mann dreht den Stoff vor seinem Bauch zu einer Wurst und wringt zu meiner Überraschung ein paar Tropfen heraus. Obwohl er sich bereits stundenlang unmittelbar neben dem Ofen aufhält ist sein Gewand immer noch waschelnass!

Es regnet ohne Unterlass. Seit mehr als 24 Stunden. Wie durch ein Wunder bleibt unser Zimmer trocken. Die Lacke vor unserer Türschwelle wächst zu einem Binnengewässer an, das den gesamten Hinterhof bedeckt. Meine Wäsche blieb nicht lange im Schutz des Vordachs. Die Leine hat unter dem Gewicht der angesoffenen Stoffe nachgegeben und hängt nun knapp über dem Wasserspiegel des braunen Sees. Meine Waschkaktion war keine gute Idee gewesen.

20. Tag, Dienstag, 15.10.2013

Diese Nacht gleicht der letzten. Die riesigen Tropfen klatschen unentwegt auf das Wellblech, im angrenzenden Weideland knotzen Yaks im Gatsch und stoßen mürrischen Grunzlaute aus. Ich bin jedoch anders. Ich liege nicht mehr dankbar und erleichtert im Schlafsack und lausche selig dem Trommelfeuer des Niederschlags. Ich hadere mit dem Wetter.

Gestern haben wir noch damit geprahlt, dass wir genügend Zeit hätten, den Regen auszusetzen und zu warten, bis die Sonne käme. Schließlich seien wir wegen der imposanten Bergwelt ringsum gekommen und nicht, um in die Wolken zu starren. Zahlreiche tolle Ausflüge wollten wir von Bimthang aus unternehmen. Und gemütliche Rasttage dazwischen schalten.

LAGERKOLLER

Jetzt sind wir zur Untätigkeit verdammt und es zeichnet sich keine Spur einer Verbesserung ab. Zeit haben wir im Überfluss, die Passüberschreitung erfolgte um Tage früher als geplant. Aber Zeit totschlagen ist eine mühsame Art den Urlaub zu verbringen. Denn genau dann dehnt sie sich wie ein zäher Kaugummi. Dazu gesellt sich die Kälte und die klamme Feuchte, die wie eine ansteckende Krankheit alles befällt, was einen umgibt. Die Misere wird erschwert vom aussichtslosen Kampf für geschlossene Türen. Der permanente Durchzug dünnt die Nerven aus.

Aber es den Holländern und den Deutschen gleichzutun und im strömenden Regen zur nächsten Ortschaft gehen ist ebenso sinnlos. Wir beschließen zu bleiben. Ich stelle mir den wundervollen Augenblick vor, wenn die Wolkendecke aufreißt und die frisch verschneiten Berge im Sonnenlicht erstrahlen. Träumen als Zeitvertreib.

Die Deutschen erscheinen mit fertigem Gepäck zum Frühstück. Eine kurze Abschwächung der Regenintensität hatte sie optimistisch gestimmt. Jetzt, da es erneut wie aus Eimern gießt, zögern sie mit dem Aufbruch. Die Stimmung hat sich gewandelt. Gestern tischten wir uns vornehmlich fröhliche Geschichten auf, heute sind unsere Erzählung von düsterem Charakter. Die Deutschen berichten geradezu Mörderisches. Ein Überfall habe sich vor ein paar Tagen ereignet. Nepalesische Räuber hätten einem Touristenpaar aufgelauert, sie allen Geldes und Wertgegenstände beraubt und dem Träger die Kehle durchgeschnitten. Auf diese Nachricht hin habe man sich nur mehr in großen Gruppenverbänden durch diese Region gewagt.

Wir sind entsetzt.

„Wo war das und wann genau?“, fragen wir nach.

„Auf dem Streckenabschnitt durch den Wald“, antworten die Deutschen, „zwischen Lho und Syala. Vor ungefähr eine Woche.“

Markus und ich schauen uns an. Genau vor sieben Tagen brachen wir von Lho auf. Den Wald habe ich als düster und unheimlich in Erinnerung. Bis auf die Alte mit dem Eiterzahn trafen wir dort keine Menschenseele, Asheem war an diesem Tag verschollen und wir mussten lange auf ihn warten. Er weigerte sich eine Erklärung für seine Verspätung abzugeben. Hatte er vielleicht von dem Vorfall erfahren und uns lieber nichts davon erzählt?

Uns schaudert im Nachhinein. Nie hätten wir den Einheimischen so eine Tat zugetraut. Als wir später Asheem danach fragen, tut er wieder so, als verstünde er kein Englisch.

Nachdem die Deutschen im strömenden Regen aufgebrochen sind, verlassen uns auch die Holländer. Die Dänen sind längst weg. Wir bleiben alleine zurück. Bimthang ist plötzlich wie ausgestorben.

...WIE IM GEFÄNGNIS!

Wir bekommen Besuch von Kindern. Das scheue Mädchen, welches gestern auf meinem Schoß gegessen ist, und eine um Jahre ältere verwöhnte Göre, die sich als unendliche Nervensäge entpuppt. Als Markus ihr verbietet, ständig die Türen aufzureißen, antwortet sie schnippisch: „Then it is like jailhouse!“

Wenn sie sich im geschlossenen Raum tatsächlich wie in einem Gefängnis fühle, so stünde es ihr frei, nach draußen zu gehen, sagt Markus süffisant. Leider zieht das Mädels das Eingesperrtsein vor.

Ich flehe um ein Nachlassen des Regens, sodass wir wenigstens einen kleinen Spaziergang unternehmen könnten. Aber die Nebel liegen schwer auf dem Gelände und es schüttet wie aus Kübeln. Seit über 48 Stunden!

Langeweile lastet im Raum. Die zwei Kinder quengeln herum. Verkrampft brüte ich über meinem Reisetagebuch und versuche die Passüberquerung in Stichworten festzuhalten. Normalerweise stiere ich dabei Löcher in die Luft, aber das geht jetzt nicht, weil mein Blick sofort von den Kindern aufgefangen werden würde. Sie liegen auf der Lauer und heischen um Aufmerksamkeit, warten ungeduldig darauf, dass wir uns endlich ihnen zuwenden. Selbst wenn sie eine Beschäftigung oder ein Spiel gefunden haben, scheinen sie es nur für uns aufzuführen. Das nervt. Ihre Augen sind permanent auf uns gerichtet. Kritzele ich einen Satz ins Tagebuch, so fährt eine fettige Fingerkuppe parallel daneben her. Legt Markus eine Patience, müssen die Kinder ebenfalls an den Karten herumfummeln. Unser Desinteresse stachelt sie geradezu an.

Dann bekommen sie Verstärkung. Eine Nachbarin stellt ihr Töchterchen bei uns ab. Offenbar hat sich herumgesprochen, dass da noch ein paar Touristen ausharren, die als Kindersitter dienen könnten. Das älteste Mädchen, die Nervensäge, läuft zur Höchstform auf. Es klettert auf einen Tisch und beginnt zum eigenen Gesang zu tanzen. Gangnam-Style. Ich hätte nie gedacht, dass mir dieses verhasste Lied einmal im hintersten Bergdorf im Himalaya vorgebrüllt wird. Demonstrativ halte ich mir die Ohren zu, aber das Trio ist nicht zu bremsen. Die Mädchen intensivieren den Lärm unter Zuhilfenahme einer Trommel und kreischen, was die Stimmbänder hergeben.

Endlich erschallt mitten in diesem Inferno der erlösende Ruf aus der Küche. Essenszeit. Erleichtert atmen wir auf. Aber wir haben kaum die Türe hinter den Mädchen geschlossen, als sie schon wieder aufgerissen wird und die Bagage erneut im Gastraum steht. Mit je einer knisternden Packung Nudelsuppe in der Hand. Während sie mit gierigen Händen die trockenen Nudeln aus dem Nylon fischen und sie sich in den Mund werfen, landet ein Großteil auf dem Boden. Überall kräuseln sich die Spiralen des Fertiggerichts, bis sie von den Kinderfüßen zu Brösel getrampelt werden. Es ist uns ein Rätsel, wie die Kinder das Zeug überhaupt essen können. Es ist ja nicht so, dass es im Kaufladen der Lodge keine Chips, Erdnüsse oder sonstiges Knabberzeugs gibt. Offensichtlich ist eine trockene Packerlsuppe das Beste, was die Küche zu bieten hat. Die Nervensäge kippt sich zum Schluss sogar das halbe Gewürzsäckchen in den Schlund, mit der anderen Hälfte versalzt sie den Tisch auf dem mein Schreibzeug und unsere Karten liegen.

Danach werden die Marmelade- und Honiggläser, die auf den Gasttischen stehen, mit bloßen Fingern geplündert und die klebrigen Spuren flächendeckend verteilt. Als Markus den Honigsee entdeckt, der übers Tischtuch auf den Boden rinnt, reißt ihm die Geduld. Er herrscht die Nervensäge an, die Sauerei gefälligst aufzuwischen, oder sich zumindest einen Lappen

aus der Küche zu besorgen. Das vorlaute Mädchen empört sich, streitet alles ab, obwohl es mitten in der süßen Lacke auf dem Tisch steht, und beschuldigt das jüngste Kind, das Glas umgeschmissen zu haben. Diese Lüge ist der Gipfel der Frechheit.

Denn den beiden anderen Mädchen haben eindeutig die bessere Kinderstube, als diese eingebildete Göre. Ein typischer, verwöhnter Fratz eines neureichen Nepalesen, dem die Luxuslodge nebenan gehört.

Da ich nicht darf wie ich möchte (man tunkt nicht fremde Kindernasen in verschütteten Honig) verpetze ich sie in der Küche. Leider bleibt die erhoffte Reaktion aus. Denn offenbar traut sich die Frau nicht, das Kind des bessergestellten Nachbarn zu rügen. Stattdessen kommt sie mit einem nassen Tuch und putzt zwischen den Kinderbeinen den Honig vom Tisch weg.

Zurück bleibt das klebrige Zeug auf allen Türklinken, die das Mädchen anfasste, bevor es Markus gehorchte und zum Brunnen ging, um sich die Hände zu waschen.

Für eine kurze Zeit herrscht Ruhe.

Wir haben die Türen von innen verriegelt. Die beiden anderen Mädchen kichern, als sie ihre Freundin klopfen hören, aber sie machen nicht auf. Vielleicht ist es gar nicht ihre Freundin. Sie setzen sich an einen Tisch und bauen aus alten Spielkarten hohe Kartenhäuser. Mit jeder Reihe, die sie auf die andere setzen, werden sie leiser. Am Schluss, als das Hochhaus bedrohlich zu schwanken beginnt, flüstern sie nur mehr. Dann passiert etwas Eigenartiges. Wie in Erwartung eines lauten Knalles pressen sich die Mädchen ihre Handflächen gegen die Ohren und beobachten gebannt den Einsturz ihres Kartenhauses. Das kaum hörbare Flap, Flap, das die Karten auf der Tischdecke erzeugen, steht im krassen Widerspruch zur Mimik der Mädchen, die in ihrer Fantasiewelt einer gewaltigen Explosion beiwohnen.

Später, als die Nervensäge lautstark Einlass fordert und leider auch erhält, beschließen wir, morgens auf jeden Fall weiterzugehen. Ein weiterer Tag im Kinderhort kostet mich mehr Lebensjahre als jede körperliche Anstrengung in wüstem Wetter.

Abends sehen wir blasse Lichtpunkte am Hang. Ist es möglich, dass selbst heute Menschen den Pass überquert haben? Asheem hört sich im Dorf um. Ein Gruppe ukrainischer Touristen sei im Anmarsch, berichtet er danach, ihre Träger hätten bereits in der Nacht angefangen, eine Schneise in den zwischenzeitlich fast zwei Meter hohen Schnee zu graben. Nun sähe es so aus, als hätten es bald alle geschafft. Aber die Träger seien völlig erschöpft.

21. Tag, Mittwoch, 16.10.2013

Ich liege die halbe Zeit wach im Schlafsack. Es ist mir unerklärlich, wie ich vor kurzem das Regengeprassel noch als romantisch und einschläfernd wahrnehmen konnte. Jetzt macht mich das pausenlose Gehämmer auf das Wellblech derart wütend, dass ich in meinem Daunenkokon zu schwitzen beginne. Auch mein Mitleid mit den angepissten, im Gatsch knotzenden Yaks nebenan hält sich in Grenzen. Ich brauche es für mich selber. Lagerkoller nennt sich dieser erbärmliche Zustand.

Markus schnarcht ganz leise. Ich huste so lange, bis er verstummt. Mein Ärger über das Wetter dehnt sich auf meine Umgebung aus. Statt Markus den Schlaf zu gönnen, regt es mich auf, dass er pennt, während ich wach liege. Den meisten Groll hege ich gegen mich selbst. Es ist die dritte Nacht. Alle äußeren Faktoren sind unverändert. Die Wandlung vom dankbaren und glücklichen Menschen zum Arschloch fand nur in meinem Inneren statt. Demnach liegt es allein in meiner Hand, diesen Zustand wieder zu ändern. Doch irgendetwas widersetzt sich in

mir. Offenbar will ich leiden. Vielleicht um Anklage erheben zu können. Nur, gegen wen? Den Wettergott? Den Klimawandel, der die Trockenzeit heuer ausfallen lässt? Am besten springe ich gleich ans bewährte Ende dieser Liste: Mein Chef ist schuld! Hätte er mir nicht sieben Wochen Urlaub genehmigt und würde ich nicht so viel Geld verdienen, läge ich jetzt nicht in Bimthang herum.

Endlich kann ich lachen. Wenn ich mich selber am liebsten in den Hintern beißen würde, dann hilft nur eine Taktik: Den Ärger so lange der Kausalkette entlang zu führen, bis die notwendige Absurdität erlangt ist und der Humor wieder Oberhand gewinnt.

Gegen Morgen lässt der Regen endlich nach und beim Frühstück zeigen sich blaue Löcher in der tiefliegenden Nebeldecke. Unruhig werfen wir Blicke aus dem Fenster. Asheem haben wir bereits gesagt, dass wir weitergehen wollen. Wenn es jetzt aber schlagartig aufreißt und die frisch verschneiten Gipfel im Sonnenlicht gleißen, so würden wir natürlich lieber hier bleiben. Es gäbe einige lohnende Ausflugsziele von Bimthang aus und unser Zeitvorrat beträgt fast eine Woche.

Der Nebel ist zäh. Wir auch. Betont langsam packen wir unsere Sachen ein. Das vorgestern gewaschene Gewand ist immer noch feucht.

Asheem bringt schon die Zimmerrechnung. Über ihm leuchtet der Nebel so grell, als würde ihn die Sonne im nächsten Moment auflösen. Umständlich krame ich nach dem Geld und hoffe auf ein Zeichen des Himmels.

Es kommt, als ich zum Brunnen Zähne putzen gehe. Ohne jede Vorwarnung öffnet der Himmel seine Schleusen und Wassermassen stürzen herab. Markus und ich sehen uns an, der Entschluss steht fest: Wir verlassen Bimthang in der nächsten Regenpause.

TALWÄRTS DURCH DEN REGENWALD

Gleichzeitig mit uns brechen die Ukrainer auf, die sich gestern in einer 16 Stunden-Etappe über den Pass gequält hatten. Eine mollige Frau, sichtlich von den Strapazen gezeichnet, schleppt sich mühsam über den steinigen Pfad. Als sie uns vorbei lässt, frage ich sie, weshalb sie denn keinen Rasttag einlegten.

Die Antwort klingt einfach: Ihr Flug geht in 2 Tagen.

„Welcher Flug und von wo?“, muss ich nachfragen, weil die Zeitangabe ergibt keinen Sinn.

„Kathmandu – Kiew. Übermorgen.“

„??“

Ich kapiere nichts.

Die Frau seufzt, dann erklärt sie mir, dass sie heute noch bis Dharapani gingen, dort ein Taxi zur Hauptstadt organisieren müssten, um den Flug am nächsten Abend zu erreichen.

Bedauernd schüttele ich den Kopf. Das geht sich nie im Leben aus! Dharapani ist rund zwanzig Kilometer von uns entfernt, der Abstieg über fast 2.000 Höhenmeter ist ja kein Spaziergang auf einem gut präparierten Weg, sondern anspruchsvoll und kraftraubend. Wie soll die Frau in ihrem Zustand diese Strecke bewältigen? Und anschließend eine mindestens zehnstündige Taxifahrt überstehen?

„Good luck!“, wünsche ich ihr. Aber der Satz klingt, als hätte ich „Gute Nacht“ gesagt.

Ein paar Minuten später, nachdem ich die Frau überholt habe, blicke ich zurück. Der Abstand zwischen uns ist groß geworden, viel zu groß für die lange Etappe, die vor der Ukrainerin liegt.

Das Wetter bessert sich zusehends. Es ist nur Hochnebel, der den strahlenden Himmel vor uns verbirgt. Markus bleibt in immer kürzer werdenden Abständen stehen und starrt ins weiße Nichts, als wolle er mittels Röntgenblick die Berge dahinter erkennen. Zwanzig Minuten nach unserem Aufbruch aus Bimthang reißt die Wolkendecke endlich in der Talmitte auseinander und rollt sich an den Hängen zu dicken Maden auf. Über unseren Köpfen nur lichtetes Blau und eine heiße Sonne.

Wir schauen uns an. Worte sind nicht notwendig. Jeder fühlt, was auch der andere empfindet.

„Sollen wir?“

„Meinst du das im Ernst?“

„Jetzt ginge es noch.“

„Ja, schon.“

„Aber das können wir Asheem nicht antun.“

„Stimmt.“

Wir beschließen weiterzugehen. Eine Rückkehr nach Bimthang hätte nichts gebracht. Die Berge legen die Wolkenstola den ganzen Tag lang nicht ab.

Der Weg taucht in ein Waldgemisch aus Birken und Rhododendren hinab. Die widerstandsfähigen Baumarten bilden einen Schutzwall gegen die eisigen Fallwinde aus den hohen Gletscherregionen. Der blickdichte, grüne Gürtel ist zudem ein Tropfenfänger, der die Feuchtigkeit der Luft in netzähnlichen Flechten speichert. Überall glitzern Tauperlen, Wasser trieft von langen Bartgirlanden auf den moosigen Boden hinab. Nebel wabern durchs Geäst, es riecht nach Moder.

Einige Hundert Meter tiefer lichtet sich das dichte Gewirr aus kleinwüchsigen Krüppelbäumen und macht einem Hochwald Platz, der märchenhaft anmutet. Alles ist mit moosgrünem Plüsch überzogen, Stämme, Äste, selbst grobe Blocksteinhaufen wirken unter der feuchten Samtdecke wie eine Polsterecke für Wichtelmännlein. Die Waldgeister hausen in einer chaotischen Unordnung. Was umfällt, abbricht oder abstirbt, bleibt liegen und fault vor sich hin. Pilze und Farne wuchern am Totholz, wir klettern umständlich darüber. Der Weg ist ein Desaster. Die vielen Fußtritte haben das Moos zerstört, übrig geblieben ist schwarzer Morast. Eine knöcheltiefe, schmierige Rutschbahn über grobe Steinbrocken. Jeder Schritt ein Balanceakt zwischen Einsinken und Stürzen. Um die Schönheit des Waldes wahrzunehmen, muss man innehalten und schauen, denn während des Gehens braucht es die volle Aufmerksamkeit für den nächsten Tritt.

Ich denke an die müde Ukrainerin hinter uns.

Markus sagt, als hätte er in meinem Kopf gelesen: „Sich hier den Fuß zu brechen wäre fatal.“

Immer wieder bleiben wir stehen und unsere Blicke klettern den Stämmen von mehreren Metern Umfang entlang in die Höhe, wo sie im undurchdringlichen Grün verschwinden. Moosummantelte Säulen tragen das Blätterdach, das eigentlich ein Nadelhaube ist. Selbst wenn darüber die Sonne am blauem Himmel stünde, wir würden es hier nicht merken.

Der steile Abstieg hat uns innert weniger Stunden in eine völlig andere Welt katapultiert. Vergessen sind die Gletscher, die die lebensfeindlichen Steinwüsten zieren und wo sich das Blau der Seen scharf vom Moränenschutt abzeichnet, ohne ein grünes Uferband zu erzeugen. Dort oben war die Landschaft klar und geregelt, übersichtlich und auf eine sterile Art rein.

Hier hingegen herrscht ein üppiges Durcheinander von Wachstum und Zerfall. Leben und Tod treffen mit derselben Unmäßigkeit aufeinander und schaffen eine eigene Atmosphäre, die uns in ihren Bann schlägt.

Ist es die wildromantische Schönheit des Regenwaldes, oder der direkte Einblick in den ewigen Kreislauf des ‚stirb und werde‘, der uns so berührt?

Unsere Faszination kostet uns mehr Zeit als der schwierige Weg und Asheem, der ein Stück weit voraus geeilt ist, muss lange auf uns warten. Sein Gesicht trägt Sorgenfalten.

Fortan heftet er sich auf meine Fersen. Die schlurfenden und knotzenden Schritte hinter meinem Rücken lösen Verfolgungsängste aus, als würde ich gleich von einem durchgeknallten Yak überrannt werden. Es bleibt mir keine Zeit, einen sicheren Tritt zu wählen, denn ich zweifle, dass Asheem ein Bremsmanöver gelingen würde. Während ich mit dem Träger im Genick durch den Wald hetze und stolpere, steigert sich meine Wut darüber. Abrupt halte ich an, Asheem touchiert mich im Ausweichen an der Schulter, bevor er an mir vorbei stürzt und verwirrt ein Stückchen weiter vorne zum Stehen kommt.

Dieses Mal bitte ich ihn nicht mehr höflich (wie unzählige Male davor) Abstand zu halten sondern brülle ihn an.

„Keep Distanz!“

Ich erinnere ihn an die gleichlautenden Aufschriften der Trucks in Nepal und füge böse hinzu:

„Minimum five meters, better ten meters!“

Augenblicklich tut mir mein Gefühlsausbruch leid. Asheems große Augen starren mich erschreckt an, völliges Unverständnis spricht aus ihnen. Ich fürchte, Asheem reimt sich nun selbst Erklärungen zusammen, die seiner Weltsicht entsprechen. Dass er mir vielleicht im übertragenen Sinne zu nahe gekommen sei, als Vokabellehrer eine Hierarchiegrenze überschritten habe, oder ähnliches.

Ich versuche meine Gründe in einfache Worte zu fassen, sage, dass ich seine Gesellschaft sehr schätze, aber trotzdem mehr Spielraum brauche, um bei Bedarf anzuhalten oder Fotos zu machen, ohne umgerannt zu werden.

Beschämt senkt Asheem den Blick. Sein geflüstertes „Yes, madam“ klingt wie ein Schulbekenntnis. Da nützt auch der Hinweis nichts, dass ich ja schließlich auch zu Markus, meinem eigenen Mann, einen räumlichen Abstand lasse. Asheem weicht vor mir zurück, als habe er Angst, ich könnte ihn mit den Wanderstöcken aufspießen.

Markus versucht rettend einzuspringen: „Komm mit mir! Wir lassen Martina besser eine Zeitlang alleine.“

Asheem rührt sich nicht von der Stelle.

„Sie muss aufs Klo“, lügt Markus und zwinkert mir zu.

Ich seufze, klettere über Moderstämme und verschwinde hinter den Mooshügeln.

Erst als ich außer Sichtweite bin, setzen die Männer ihren Weg fort. Asheem direkt an den Fersen von Markus.

Kurz darauf werde ich von den Trägern der Ukrainer überholt. Acht singende Männer, voll bepackt mit schweren Lasten, stürmen den glitschigen Pfad hinab. Im Gleichschritt. Sie bewegen sich als wären sie Glieder eines größeren Organismus. Raupenähnlich setzt jeder seinen Fuß exakt an die Stelle, wo sein Vordermann eben aufgetreten ist. Über Stock und Stein geht es in einem halsbrecherischen Tempo dahin. Für den Vordersten bedeutet das höchste Verantwortung und volle Konzentration, die Nachfolgenden vertrauen ihm quasi blind und sparen dadurch Energie. Vermutlich wechseln die Führer nach einer gewissen Zeit. Beeindruckt starre ich dem Team nach. Asheem war bis vor drei Wochen Teil einer solchen Trägerraupe, deren Effizienz und Geschwindigkeit außer Frage steht. Wie sollte er verstehen, dass ich ihm daraus einen Vorwurf machte?

Ich beeile mich, Markus und Asheem einzuholen.



Ur - Wald

Feuchte

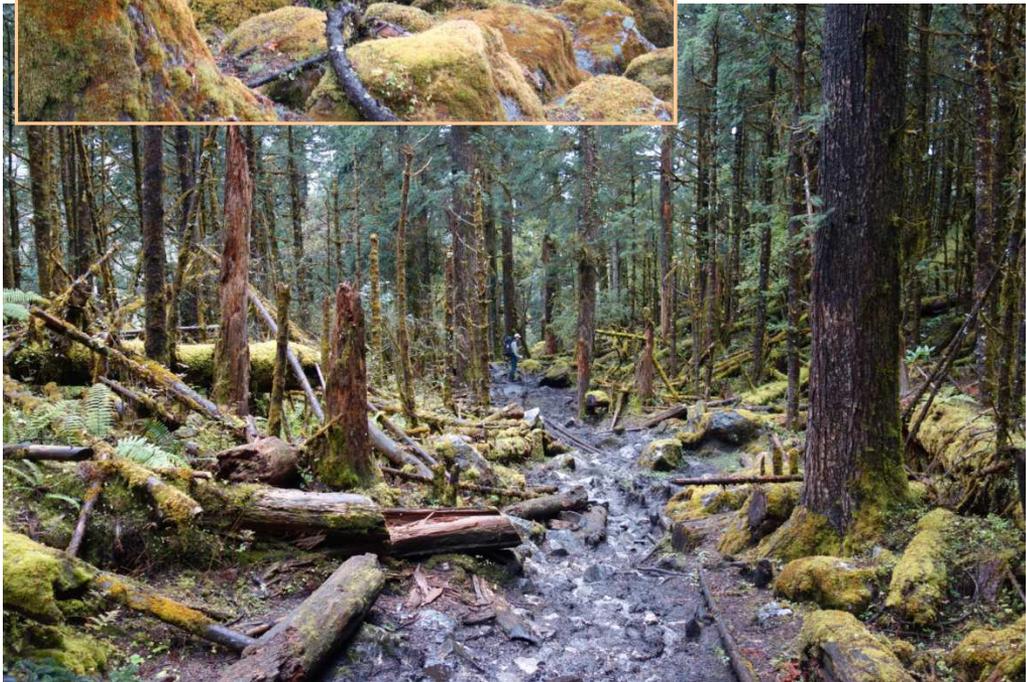
Moose

Moder

Farne

Morast

Flechten





Manche Bäume sind innen hohl, andere sehen aus wie frisch gehäutet.
Mitten durch diesen Wald schäumt der Milchfluss, gesäumt von lebenden Steinen.



Ab und zu öffnet sich ein Waldfenster und gibt den Blick auf die gischtenden Fluten des Dudh Khola frei, der treffender Weise „Milch-Fluss“ heißt. Das bisschen Wasserblau wird durch Schaumbläschen und vom Gletschereis abgeschabten Mineralien getrübt. Im Himalaya nichts Außergewöhnliches, viele Flüsse tragen die Milch im Namen. Der Dudh Khola tobt jedoch durch ein Bachbett, das von roten Steinen gesäumt wird. Diese überdimensionalen Terrakottakiesel sind jedoch nicht besonders eisenhaltig, die Farbe scheint vielmehr von oben über sie drüber gegossen zu sein.

Asheem beobachtet erstaunt, wie wir ins Bachbett hinabklettern um das Phänomen, das ihm nur ein Achselzucken kostet, zu untersuchen. Es muss sich um eine Art Flechte oder Alge halten, die auf Sonnenlicht angewiesen ist. Die schattigen Seiten der Steine sind immer noch ursprünglich weiß. Trotzdem sieht das Rot nicht sehr lebendig aus. Aber die vegetative Erklärung liegt näher, als dass die Nepalesen ein Landart-Projekt mit Pinsel und Farbkübel umsetzen.

Etwas später, als sich der Weg wieder einmal dem Fluss nähert, nehme ich am anderen Ufer eine Bewegung wahr. Etwas Graues plumpst aus dem grünen Dickicht und turmt über die Steine. Affen! Aufgeregt holen wir das Fernglas heraus. Wir beobachten drei große Languren. Ihre schwarzen Gesichter, die von einem weißen Kragen eingerahmt sind, beobachten uns. Nach zehminütigem gegenseitigem Bestaunen ziehen sich die Affen in den Wald zurück und wir tun dasselbe. Asheem, der nur ein kleines Stückchen voraus gegangen war, versteht nicht, womit wir diesmal Zeit vertrödeln haben. Von wilden Affen in dieser Gegend hat er noch nie etwas gehört.

Als der Matschweg kein Ende nehmen will und ich besorgt überlege, in welchem modrigen Kaff wir heute wohl eine Bleibe finden werden, treffen wir auf Anzeichen einer nahen Siedlung namens Karche. Steinmauern grenzen kleine Weiden ab. Im Gestrüpp meckern Ziegen. Ein Mann mit dem Odeur eines wandelnden Lagerfeuers begegnet uns. Den selchigen Geruch zieht er wie eine meterlange Schleppe hinter sich her. Auf dem Pfad mehren sich Kothaufen von Eseln, Brennesseln wuchern am Rand. Das erste Gebäude, eine windschiefe Bretterbude sieht aus wie ein Stall. Das faulige Schild schockiert mich. Jemand hat die Buchstaben LODGE hineingeschnitzt.

„Old one“, sagt Asheem im Vorübergehen.

Als die „new one“ in Sicht kommt, bin ich nicht zu bremsen. Rund um eine Wiesenfläche sind niedliche Holzhäuschen gruppiert, ein jedes mit Rosengarten vor der Veranda. Fehlen bloß Gartenzwerge.

Ich eile auf dem Gelände umher, suche den Besitzer, voller Sorge, die Zimmer könnten alle bereits reserviert sein. Mein Angst ist unbegründet. Wir sind die ersten Gäste heute und haben bloß die Qual der Wahl.

Strom gibt es keinen, aber dafür eine mit Gas betriebene heiße Dusche. Nachdem ich mich davon überzeugt habe, dass sie funktioniert, verliere ich keine Zeit, sondern hole gleich Shampoo und Handtuch. Zu meiner großen Enttäuschung verwandelt sich der lauwarme Strahl jedoch innerhalb von Minuten zur fauchenden Dampfspritze, die mich mit kochendem Wasser verbrühen will. Zum Glück gibt es einen Schlauch mit eisigem Bachwasser und einen Kübel. Mit dem Brausekopf als Tauchsieder kann ich mir eimerweise meine gewünschte Temperatur zusammenbrauen und endlich Haare waschen. Nach acht Tagen ist das bitter nötig. Oberhalb von 3000 Metern getraute ich mich. Selbst jetzt ist die Erkältungsgefahr nicht zu unterschätzen. Ich binde daher die nassen Haare zu einer Palme und lasse sie oben aus

einem kleinen Scheitelloch meiner Mütze heraushängen. Das sieht unglaublich blöde aus, hält aber den Kopf warm.

Markus schabt sich den Bart vom Gesicht und dann liegen wir beide zivilisiert auf einem frischen Laken. Nicht einmal der wiedereinsetzende Regen kann unser Glück trüben.

Abends wird im Schein zahlreicher Kerzen das Essen in der dining hall serviert. Briten haben sich eingefunden. Sie berichten, dass sie erst spät aus Bimthang aufgebrochen seien, weil sie zuvor einen Abstecher zum Gletschensee gemacht haben, der für seine prächtige Aussicht berühmt ist. Sie hätten jedoch nur ins Nebelweiß gestarrt.

Markus und ich tauschen erleichterte Blicke aus.

Die Briten bringen jedoch auch schlechte Nachrichten. Für das Unwetter der vergangenen Tage sei ein Taifun über dem indischen Bundesstaat Orissa verantwortlich, ein extremes und außergewöhnliches Ereignis um diese Jahreszeit. Demnach müsse man hier noch mindestens zwei Tage lang mit Niederschlägen rechnen.

Im Gegensatz zu uns haben die Briten den Manaslu nie richtig zu Gesicht bekommen. Wir widerstehen der Versuchung, mit unseren Fotos zu prahlen und halten uns auch mit Klagen über den sichtbehindernden Nebel zurück. Es wäre den Briten gegenüber geradezu dekadent. Jetzt, in den tiefen bewaldeten Tälern, die vor uns liegen, spielt das Wetter keine große Rolle mehr. Das nepalesische Wort für Gatsch kann ich inzwischen perfekt aussprechen, aber Asheem wird mir sicher gerne eine Form der Steigerung beibringen.

22. Tag, Donnerstag, 17.10.2013

Die rosa Blüten auf den Vorhängen der Fenster leuchten, draußen ist es grell. Wir haben länger geschlafen als sonst. Es war unsere letzte Nacht auf dem Manaslu-Trek, denn heute werden wir bei Dharapani in den Annapurna-„Highway“ einmünden. Die Nepalesen hatten diesen Spitznamen für den Weg rund um die Annapurna schon vor 15 Jahren erfunden, da gab es die Straße, die jetzt bis Manang reicht, erst als Idee. Aber es waren damals bereits derart viel Touristen unterwegs, was die Einheimischen offenbar an das Gedränge auf einer Autobahn erinnerte. Die Reiseagenturen verwendeten lieber die Bezeichnung: appel-pie-trek, weil es entlang der Wanderroute weder an Unterkünften noch an Apfeltorten mangelt.

Markus und ich sind im Frühling 2001 den Annapurna-Circuit gegangen, also vor 12 Jahren. Als Highway hatten wir die Strecke nicht empfunden, vielleicht weil wir vom Everest Gebiet her (Trekking 1998) deutlich größere Menschenmengen gewohnt waren, vielleicht lag es aber auch an der Jahreszeit. Als Hauptsaison gilt ja die Trockenperiode im Herbst, auch wenn sich das Wetter nicht immer daran hält. Wir hatten uns für den Frühling entschieden, um die Rhododendrenwälder in ihrer Blütenpracht zu erleben. Eben daran erinnern mich nun das Blumenmuster auf den Vorhängen.

Ich schäle mich aus dem Schlafsack, schiebe die stilisierten Rhododendren zur Seite und spähe hinaus. Eine weiße, vom Licht getränkte und gleißend grelle Nebelschicht spannt sich über die Waldlichtung, in der die wenigen Häuser von Karche stehen.

Asheem beugt sich mit Schaum vor dem Mund über den Brunnen. Er ist bereits am Zähneputzen. In ein paar Minuten wird er vor unserer Türe auf das Gepäck lauern und wir waren noch nicht einmal beim Frühstück!

Markus murrte als ich ihn wecke. Da hilft nur der Hinweis auf die immer dünner werdende Nebeldecke, die demnächst den Blick auf irgendwelche Berge freigeben könnte. Flugs ist Markus aus den Daunen und stiert zum Fenster hinaus.

Beim Frühstück zeigen sich dann tatsächlich schneebedeckte Gipfel in den kleinen blauen Himmelsfenstern, die die Sonne ins Nebelweiß gebrannt hat. Aber Asheem tut unsere Entdeckungen mit einem verächtlichen „no mountains“ ab.

Als wir losmarschieren haben die sich die Wolken wieder aufgebauscht und das Blau zugequollen. Am Charakter des Weges ändert sich nichts. Stolpersteine ragen wie kleine Felsinseln aus dem Gatsch. In der Nähe von kultivierten Flächen wird die Situation noch prekärer. Dann rücken die beidseitigen Begrenzungsmauern der Felder eng zusammen und sperren Pferdemit, Eselkot und Kuhfladen samt Fliegen und Fußgänger in einen stinkenden Hohlweg, aus dem es kein Entrinnen gibt.

An einem solch unangenehmen Ort bleibt Asheem plötzlich stehen, zeigt auf ein paar Steilstufen und versucht Markus etwas zu erklären. Irgendwie hapert die Verständigung. Es muss sich um ein Thema handeln, bei dem der gemeinsame Wortschatz sehr gering ist.

Mit Hilfe von Zeichen und Gesten gelingt es Asheem schließlich zu verdeutlichen, dass sich genau hier an dieser Stelle gestern Nachmittag eine Frau aus der Gruppe der Ukrainer bei einem Sturz die Hand gebrochen habe.

„Mein Gott und dann?“, frage ich entsetzt.

Asheem zuckt mit den Schultern.

„Helicopter?“

„No helicopter, madam.“ Asheem schüttelt verneinend den Kopf, als hätte ich einen abstrusen Gedanken geäußert.

„Walking.“ Dabei macht er mit der linken Hand eine Geste, als würde er den rechten Arm bandagieren. „Walking to Dharapani.“

„How long?“

„Only four hours.“

Nur vier Stunden. Nur! Wenn es sich um dieselbe Frau handelt, die wir kurz nach Bimthang überholt hatten und die dort schon der Erschöpfung nahe schien, dann klingt dieses „nur“ mehr als zynisch. Andererseits muss es diese Frau gewesen sein, denn sie sagte uns ja, dass sie in einem Tag die lange Strecke bewältigen müssten, um das Auto nach Kathmandu zu erreichen, weil der Rückflug heute Abend ginge. Das würde aber bedeuten, dass sie erst zuhause in ärztliche Versorgung käme.

Was für ein Wahnsinn, so eine Tour ohne Zeitreserve zu planen!

In der nächsten Stunde kreisen meine Gedanken ständig um diesen Unfall. Unwillkürlich stelle ich mir bei einem besonders steilen oder unwegsamen Abschnitt vor, wie man den mit akuten Schmerzen, die bei jeder Erschütterung explodieren, bewältigen kann. Wäre ich dazu imstande? Die Frau hatte auf mich überhaupt nicht den Eindruck einer Person mit eisernem Willen zum Durchhalten gemacht. Im Gegenteil. Ihre mollige Erscheinung und das runde Gesicht strahlten ein Gemütlichkeit aus, die eher eine Einladung zur Begegnung am wohlgedeckten Küchentisch darstellte, als eine Aufforderung zum Bergsteigen. Offenbar habe ich sie vorschnell in meine „Hausfrau“-Schublade gesteckt, in der ich meine Klischees sammle. Jetzt steigt die Ukrainerin plötzlich als tragische Heldin daraus empor.

Nach einer Stunde liegen die moosigen Waldpassagen hinter uns. Weizen wogt links und rechts der Steinmauern. Der dazwischen eingeklemmte Weg ist mit Müll bedeckt. Wir nähern uns der „Zivilisation“. Als ich eine neue errichtete, moderne Lodge am Wegrand entdecke, meldet sich plötzlich großer Hunger. Es ist nicht nur die Lust auf ein zweites Frühstück, sondern die Freude auf ein paar Annehmlichkeiten wie Servietten, Besteck und richtiges

Geschirr. Aber die Fassade trägt. Drinnen ist alles gleich wie sonst, nur teurer. Dazu gibt es jede Menge an kitschigem Dekor, frisch aus China importiert. Die Zinken der Gabel lassen sich mit sanftem Lippendruck verbiegen. Billigware, Blech in Kunststoff geschweißt. In der Ecke plärrt ein Fernseher, das Küchenpersonal steht gebannt davor, anstatt uns die Omeletts zuzubereiten.

Wie hatte ein alter Nepalese die moderne Jugend einmal recht abfällig beschrieben: hearing plastic (i-pods), seeing plastic (realitätsferne Hindi-Filme), eating plastic (Kaugummi, Päcklesuppen) führt letztendlich zu being plastic. Damit meinte er, dass die Jugendlichen nichts mehr taugten, weil sie zu (Sinn-)leeren Kunststoffverpackungen geworden seien. Verblödete Weicheier eben.

Ein hartes Urteil. Wenn auch ein Quäntchen Wahrheit darin stecken mag (finde ich jedenfalls, während ich aufs Essen warte), so muss man bedenken, dass es zu den wenigen Privilegien des Alters zählt, über die nachfolgende Generation herzuziehen. Das taten bekanntlich die Römer schon.

Bevor wir aufbrechen, werfen wir noch einen Blick in die Zimmer der Lodge, um uns ein Bild davon zu machen, was uns bald täglich erwarten wird. Wir rechnen fest damit, dass sich in vergangenen zwölf Jahren die Infrastruktur am Annapurna-Trek deutlich verbessert hat. 2001 entsprachen die Unterkünfte in etwa der besten Lodge der letzten drei Wochen.

Diese Steigerung des Luxus hatten wir bei der Reiseplanung bedacht. Erst die entbehrungsreiche Etappe, danach der Komfort zur Erholung. Umgekehrt wäre das kein Anreiz gewesen.

Mit diesen freudigen Aussichten schreiten wir auf Dharapani zu. Wir hätten zwar noch zwei Reservetage übrig, die wir in diesem Tal verbringen könnten, aber als wir die nächste Ortschaft Tilchje erreichen, ein extrem verdrecktes, mittelalterlich wirkendes Steindorf, halten wir die Luft an und eilen durch die engen Gassen. Es ist Mittagszeit und dichter Rauch quillt aus den mörtellosen Fugen der Wände. Kamine kennen sie anscheinend noch nicht. Kinder, die aussehen, als hätten sie sich gegenseitig mit Pferdeäpfeln beworfen, grapschen mit schmierigen Händen nach uns. Panikartig ergreifen wir die Flucht. Dabei verlieren wir Asheem, der bis vor kurzem noch unmittelbar hinter uns war.

Wir warten am anderen Ufer, am Ende einer langen Hängebrücke, die hinter Tilchje den Dudh Khola überspannt. Nach einer Weile kommt Asheem. Ohne Gepäck.

„Du meine Güte“, denke ich entsetzt, „haben es die Kinder in die Finger gekriegt?“

Nein, Asheem hat es im Dorf zurückgelassen, weil er dort Mittag essen möchte. Dank des zweiten Frühstücks können wir darauf verzichten. Nicht einmal eine Cola möchte ich in diesem Nest trinken.

Wir versichern Asheem, dass es uns überhaupt nichts ausmache, wenn wir gemächlich alleine weitergingen. Er solle in Ruhe sein Dhal Bat futtern und uns dann nachkommen. Freudig rennt er über die Hängebrücke in die Rauchwolke zurück, die sich über die tristen Mauern gesenkt hat.

Wir sind nur mehr knapp über 2000 Meter Höhe und die ungewohnte Schwüle treibt mir den Schweiß aus allen Poren. Gleichzeitig fegt jedoch ein schneidender Wind durch das enge Tal, der mein Ohrenweh neu aufleben lässt. Aus Vernunftgründen setze ich das Stirnband auf. Markus wundert sich: „Dir ist kalt?“

„Nein, ich verwende es als Tropfenfänger“, antworte ich schnippisch. Vom schmerzhaften Ziehen in Nasen- und Nebenhöhlen sage ich lieber nichts.

Der Fußweg erweitert sich zu einer schrägen Schotterfläche. Reste einer Straße, die noch vor ihrer Fertigstellung von der Natur zurückerobert wurde. Man schneidet keinen instabilen steilen Hang ungestraft an. Fels und Geröll setzten sich in Bewegung und machten das Menschenwerk zunichte. Leider wurde zuvor beim Bau der Straße der alte, gut befestigte Pfad zerstört. Was sich Jahrhunderte lang bewährt hatte, wurde für ein technisches Experiment geopfert. Nun quälen wir uns über steile Abkürzungen, Rinnen voll losem Schotter, die die ehemaligen Serpentinafen notdürftig verbinden. Stacheliges Gebüsch wuchert ungehemmt in dem von Maschinen umgeackerten Boden. Erst als das Gelände flacher wird, kann man die Fahrbahnreste zum Nebeneinandergehen nutzen. Der einzige Vorteil einer Schotterstraße. Asheem hat sein Mittagessen hinuntergeschlungen und uns eingeholt. Die letzten Höhenmeter hinunter nach Dharapani wandern wir zu dritt nebeneinander, bis eine Hängebrücke das Ende des Manaslu-Treks markiert. Hier müssen wir einzeln drüber. Ich knipse die beiden Männer, wie sie zwischen den ins Drahtnetz geflochtenen wehenden Katas den Dudh Khola zum letzten Mal überqueren. Ich hatte leider nicht daran gedacht, ebenfalls so einen tibetischen Schal mitzunehmen. Ihn ins Brückengeländer zu kneten, wäre ein schönes Abschlussritual gewesen.

So passiert gar nichts. Wir sind drei Wochen nach unserem Aufbruch aus Kathmandu in Dharapani angekommen und mischen uns unter die vielen Touristen, die in ein bis zwei Tagen in einem Auto hierher gefahren sind.

Irgendwie kränkt mich das. Am liebsten würde ich ein Schild am Rucksack anbringen, das uns als die „Manaslu-Trek-Bewältiger“ aus der Masse der Frischlinge heraushebt. Mein Ego giert nach Anerkennung. Ich schmunzle. Der Annapurna-Trek scheint diesbezüglich zu einer größeren Herausforderung zu werden, als das, was hinter mir liegt. Seelischer Lernstoff statt körperliche Anstrengung.

SAME – SAME

Markus hat andere Sorgen. Seine Hoffnung, dass ein massiver Touristenandrang ein entsprechendes Angebot an Herbergen hervorruft, wird herb enttäuscht. Dharapanis Lodges unterscheiden sich in nichts von den Unterkünften, wie wir sie bereits zur Genüge genossen haben. Nur der dazwischen herrschende Tumult und Dreck ist neu.

Asheem versteht unsere langen Gesichter nicht.

Wir fragen ihn, ob es in der nächsten Ortschaft die besseren Zimmer gebe.

„Same, same“, sagt er und holt zu einer weiten Handbewegung aus, die den gesamten Himalaya einschließt.

„Wie viele Wochen haben wir noch?“, wendet sich Markus in einem Anfall von Verzweiflung an mich.

„Zweieinhalb“, gebe ich zur Antwort. Nie kam mir ein Urlaub derart lange vor.

Die bescheidene Auswahl macht die Zimmersuche einfach. Das Schild mit der Aufschrift „attached bathroom, 24h hours hot shower“ tröstet uns ein wenig über den kalten Betonziegelbau hinweg. Als ich die rostige Blechtüre zum eigenen Bad öffne, mache ich erschrocken einen Schritt zurück und lasse mich auf die harte, von vielen Körpern flach gepresste Matratze der Holzpritsche namens Bett fallen. Dann suche ich den Fotoapparat und dokumentiere das, worauf wir uns so gefreut hatten. Mir fehlen die Worte, um den Anblick zu beschreiben.

In meinem Kopf hämmert zudem ein pausenloser Schmerz, der wie ein Schraubstock die linke Gesichtshälfte umklammert. In den Nasen- und Nebenhöhlen entfacht er ein Feuer, das bis ins Innenohr züngelt.

Als Markus ins Zimmer kommt, findet er mich in Tränen aufgelöst vor. Er hatte nachgefragt, wo denn das heiße Wasser bleibt. Die 24h-Verfügbarkeit entpuppte sich nämlich als Reklamegag. Dabei bleibt es leider auch.

„No sun – no hot water“, heißt es seitens der Vermieter lapidar.

In einem Anflug von Todesverachtung raffte ich mich hoch, spüle den ekligen Schleim aus Schimmel und Seifenrückständen der Vormieter aus dem Betonverlies und dusche kalt. Danach krieche ich zitternd in den Daunenschlafsack und heule weiter. Für die Schnupfenbakterien bin ich eine leichte Beute. Meine Immun-Abwehr liegt wie ich danieder. Es ist zu spät, die abgebrochene Antibiotika-Therapie fortzusetzen. Die Bakterien konnten in aller Ruhe eine Resistenz entwickeln und feiern nun ihre Auferstehung. Ich habe buchstäblich die Schnauze voll.

Während ich mich dem Elend überlasse, höre ich leise das Flip Flip von Spielkarten. Markus hat neben mir Stellung bezogen und legt eine Patience. Geduld, heißt das Spiel in der Übersetzung. Geduld.

Allmählich kehre ich in die Welt zurück und tauche aus den Daunen auf. In der Apotheke finde ich ein Schmerzmittel, das zugleich entzündungshemmend wirken soll und schlucke die Tablette.

„So schlimm?“, fragte Markus besorgt.

Ich kann bloß nicken. Noch nie benötigte ich schmerzlindernde Medizin.

Nach einer viertel Stunde geht es mir bedeutend besser, die Lebensgeister kehren zurück und Hunger treibt mich aus dem Schlafsack.

„Vielleicht kommt alles nur vom kalten Wind, der uns heute ständig ins Gesicht blies“, beruhige ich Markus und mich.

Dann bestelle ich heiße Suppe und eine Zweiliterkanne Tee, meine Allheilmittel zur Gemüts erwärmung. Sie wirken ebenso prompt wie die Schmerztablette. Nicht einmal der einsetzende Regen kann mich in die Depression zurückschwemmen.

ANNAPURNA - HIGHWAY

23. Tag, Freitag, 18.10.2013

Nach einer erholsamen Nacht bin ich voll Tatendrang. Neugierde hat mich gepackt. Werden wir die Bilder der alten Erinnerungen auffrischen können? Zuhause hatten wir die Fotoalben durchgeblättert. Vor uns liegt der schönste Wegabschnitt des Annapurna-Treks. Heuten wollen wir bis Chame gehen. Dort gibt es eine heiße Quelle, die direkt neben dem tosenden Fluss im Uferkies in ein kleines Becken sprudelt. Letztes Mal war ich zum Zusehen verdammt, als sich Markus genüsslich darin aalte. Frauenproblem. Schließlich konnte ich ja kein Blutbad veranstalten. Heute werde ich das Bad endlich nachholen können! Und der lästige Schnupfen wird mich nicht davon abhalten.

Eine achtzehnköpfige Franzosengruppe besetzt den Frühstückstisch. Auf der Suche nach einer Alternative entdecke ich den schlafenden Asheem in einem Nebenzimmer. Es ist ihm furchtbar peinlich von mir geweckt zu werden. Nie hätte ich gedacht, dass so viel Röte durch eine dunkle Hautfarbe schimmern kann.

Obwohl wir uns nicht beeilen, sind wir noch vor den Franzosen zum Aufbruch bereit. Gruppennähe ist uns verhasst. Beschwingt verlassen wir unsere Seitengasse und biegen in den Highway ein. Stau. Asheem bittet uns zu warten, weil er noch rasch die Permits beim checkpoint vorweisen muss. Wir wären ohnehin stehen geblieben, um diese Riesengruppe vorbeizulassen. Aber der Menschenstrom reißt nie ab. Im Gegenteil. Radfahrer drängeln zwischen die Fußgänger, Eselkarawanen mischen mit, Träger mit turmhohen Lasten aus Kochtöpfen und Campingausrüstung, die offenbar zu einer Zeltmannschaft gehören. Touristen im Schlabberlook der Hippies, angetan mit Jesuslatschen und weiten Batikhosen schlendern an uns vorbei, gefolgt von italienisch fluchenden Alpinisten mit Steigeisen tauglichen Schuhwerk und Goretexhüten, die überholen wollen. Immer wieder Gruppen von Jugendlichen, die aussehen, als gingen sie gemeinsam auf einen mehrtägigen Schulausflug. Am Rücken billige Minirucksäcke auf dem ein wattierter Schlafsack festgezurt ist. Unten dran eine Isomatte mit Silberbeschichtung. Die Deutschen hört man schon von weitem. Ständig nörgeln sie aneinander herum oder suchen etwas. „Karl-Heinz! Hast du wieder meine Sonnencreme eingepackt?“ „Wo bleibt nur der Lagpa mit meinem Gepäck?“ „Volker, Herrgott noch mal, pass doch auf, wohin du trittst! Meine Achillessehne brauche ich noch!“ „Frieda hast du gesehen, wie die Jutta heute Morgen beim Frühstück den Mischa angeguckt hat? Da läuft doch was!“

Unablässig schnatternd zieht die Menge an uns vorüber. Der Gesprächslärm wird nur vom Geknatter der Motorräder übertönt, die sich ihren Weg zwischen den Touristen bahnen und dabei permanent auf die Hupe drücken.

Haben wir Asheem übersehen? Wo steckt der Junge bloß? Ich kämpfe mich durch den Gegenverkehr – was wirklich nicht einfach ist und mit viel Murren quittiert wird - vor zum checkpoint. Ich traue meinen Augen kaum. Eine Menschenschlange belagert das Gebäude. Drinnen haben die zwei Nepalesen die Ruhe weg. Einer beäugt die Permits von allen Seiten, knallt einen Stempel drauf und reicht sie an den Kollegen weiter, der Namen und Adresse,

Datum, das Woher und Wohin fein säuberlich in ein dickes Buch schreibt. Asheem steht ganz vorne, aber jeder eintretende Tourist wird zuerst beamtshandelt. Demütig lässt Asheem es geschehen. Seit fast einer Stunde steht er da und wird ignoriert. Mein Auftauchen bewirkt ein kleines Wunder. Mutig hält Asheem unsere Permits dem Uniformierten unter die Nase und deutet auf mich. Endlich!

Wir reihen uns in die Karawane ein und trotten der Schotterstraße entlang. Vom alten Handelsweg mit den Steinplatten und vielen Stufen ist nichts mehr übrig. Er wäre dem menschlichen Verkehrsaufkommen auch nicht gewachsen. Gänsemarsch führte bei diesen Massen zum Kollaps. Auf der Straße kann man immerhin in dreier- oder vierer-Reihen gehen. Wir bitten Asheem ausnahmsweise in unserer Nähe zu bleiben, damit wir uns nicht aus den Augen verlieren.

Ein junger Australier quatscht uns an. Will wissen, was um Himmels Willen wir denn in unseren riesigen Rucksäcken tragen.

„Daunensachen, Regenmäntel, Handschuhe, Kappen – was man halt so in den Bergen benötigt.“

„Und der Typ da?“, fragt der Aussie und zeigt auf Asheem.

„Den Rest unserer Ausrüstung, Schlafsäcke, Matten, Gewand zum Wechseln, Waschzeug.“

Der Australier sieht uns fassungslos an. Dann zählt er auf, was in dem beutelähnlichen Ding, das an seinem Rücken baumelt, drinnen ist. „Schlafsack, T-Shirt, Pullover, Anorak.“ Von allem nur ein Stück, versteht sich. Mehr hätte gar nicht Platz, sagt er mit demselben irritierenden Stolz mit dem er auch seinen Körpergeruch verbreitet.

Zum Glück gehen wir ihm zu langsam. Mit einem „see you later“ lässt er uns zurück.

Er ist nicht der einzige, der schneller unterwegs ist als wir. Seltsam. Eigentlich hatte ich es umgekehrt erwartet. Schließlich ist unsere Kondition in den letzten drei Wochen laufend gewachsen. Trotzdem werden wir ständig überholt. Findet hier ein Wettrennen um die Nachtquartiere statt? Angesichts der Menschenmassen könnten Zimmer tatsächlich rar werden.

Auf dem Weg nach Bagarchap gibt es auf einer schmalen Abkürzung einen Stau. Verursacht von zwei entgegenkommenden Touristen. Unsere Überraschung ist groß, als wir die beiden Holländer erkennen, die mit uns die Regentage in Bimthang verbracht haben. Wollten sie nicht bis Manang gehen? Wieso die Umkehr?

„We hate all this“, sagt der Mann kurz angebunden. Seine Frau nickt missmutig.

Das glaube ich. In Bimthang war ihnen schon die Anwesenheit ihres Trägers eine Last. Diesem Ansturm hier sind sie nicht gewachsen.

„Wenn wenigstens das Wetter mitgespielt hätte!“, sagt der Mann seufzend, „Aber es regnete jeden Tag.“

Länger können wir uns nicht unterhalten, Murren wird hinter uns laut. Stehenbleiben an einer Engstelle wird nicht toleriert.

Mit Bagarchap verbinden wir schöne Erinnerungen. Wir hausten zwar in einem primitiven Steinzimmer, wo der Wind durch die Wände pff, aber die Betreiberinnen der Lodge – es waren drei oder vier Frauen – hatten uns einen blühenden Rhododendronzweig aufs weiße Laken gelegt.

Ich bin mir sicher, dass ich das Haus wieder erkennen würde. Es lag gleich rechts unterhalb des Wanderweges. Nun hat aber die Straße Bagarchap völlig verändert. Die alten Gemäuer

stehen zwar noch oben an Hang, sind aber dem Verfall preisgegeben. Kleine Läden und Imbissstuben säumen die Hauptverkehrsader, die nun weiter unten durch die ehemaligen Felder und Gärten verläuft. Lodges sind rar. Kein Mensch übernachtet mehr in Bagarchap. Die Straße hat die Etappen stark verkürzt, das ermüdende Auf- und Ab auf den Steintreppen des alten Handelsweges, der sämtliche Dörfer miteinander verbunden hatte, ist einer gleichmäßigen Steigung gewichen. Mit Bulldozern hat man die Einfriedungen der Terrassenfelder, Jahrhunderte alte Trockensteinmauern, zu schrägen Rampen eingeebnet über die nun Motorräder rumpeln. Autos sieht man wenige. Die Straße ist selbst für nepalesische Verhältnisse nahezu unbefahrbar. Es gibt keine Wartung oder Instandsetzung, jedenfalls keine, die ausreicht, um sich mittels vier Räder schneller bewegen zu können, als zu Fuß.

Apropos.

Plötzlich tauchen Rennsportler auf. In grellen Trikots und mit Startnummern versehen, sprinten seltsame Gestalten durch Bagarchap. Blind für die Umgebung, den Blick konzentriert auf die nächsten Meter vor sich gerichtet, keuchen sie mit verzerrten Gesichtern an uns vorbei. Manche tragen Getränkgürtel, in denen vier oder mehr Colaflaschen stecken. Man könnte sie für amerikanische Terroristen halten, die Sponsorattentate auf Nepalesen verüben wollen. Die Einheimischen wissen nicht, wie ihnen geschieht. Wir starren ebenso fassungslos auf die Läufer, die derart deplaziert in dieser Landschaft wirken, als wären sie Außerirdische. Allein die Kleidung ist ein Schlag ins Gesicht der traditionell gewandeten Bevölkerung. Nacktes Fleisch wird nicht gerne gesehen.

Was tun die hier?

Asheem weiß die Antwort. Ein Bergrennen, mit Start in Jomsom, zwei Tage später nach Überwindung des über 5000m hohen Thorung Lha Passes Ankunft in Manang, danach in einem Stück weiter bis Dharapani. Die Annapurna Runde in Bestzeit. Mit Scheuklappen an einer der schönsten Bergkulisse der Welt vorbei gehetzt.

Was hat man davon?

Eine Urkunde?

Eine Teilnahmebescheinigung?

Da wir Startnummern mit dreistelligen Zahlen lesen, dürfte sich der Traum einer Medaille nur für maximal zwei Prozent der Läufer erfüllen.

Ist das ein ausreichender Grund, so einen Event in einem Entwicklungsland zu veranstalten? Oder dient er zur Abschreckung der heimischen Bevölkerung, nach dem Motto, seht, was der westliche Lebensstil – insbesondere der Genuss von Coca Cola - für makabre Blüten treibt: Er gebiert Menschen mit vom Ehrgeiz zerfressenen Gesichtern, die wie tollwütige Esel durch die Gegend rennen.

DRECKING

Hinter Bagarchap windet sich die Straße in Serpentin einen Hügel empor. Ungeduldige haben Abkürzungen in den Boden getrampelt, die auch wir benutzen. Doch weiter oben, nahe der Hügelkuppe zweigt ein neuer Fußweg ab, während sich die Straße eben um den Hügel schlängelt.

Ein Stück weit folgen wir dem Pfad, dann aber verlieren sich die Fußspuren im Morast. Unschlüssig bleiben wir stehen. Wenn nur Asheem käme! Der hat jedoch bei einer Zigarettenpause einen neuen Freund gefunden und ist mit diesem weit zurückgeblieben. Vor uns sehen wir einen Touristen. Das schmutzige T-Shirt und der schiefe Rucksack kommen

uns bekannt vor. Der Australier. Seine Freude uns zu treffen ist sichtlich größer als die unsere.

Er habe umkehren müssen, berichtet er verstört, eine alte Frau habe ihn zurückgescheucht, regelrecht verjagt. Ihre nepalesischen Worte konnte er beim besten Willen nicht verstehen.

Ha! Ich sehe meine Stunde gekommen. Drei Wochen lang habe ich mit Asheem Vokabeln gebüffelt, jetzt werde ich mit meinen Kenntnissen prahlen können.

Ich schreite hurtig voran. Wo ist die Alte?

Sie steht im Wald und schneidet Grünzeug mit einem Machete.

Als sie meiner ansichtig wird, brüllt sie unvermittelt los. Meine nepalesische Begrüßung, meine höfliche Anrede, in der ich sie als Mutter ehre, überschreit sie einfach.

Dabei wedelt sie unentwegt mit der einen Hand vor der Stirn, während die andere ausgestreckt in die Richtung zeigt aus der wir gerade kommen.

„Die ist wahnsinnig“, stelle ich fest.

„Sagte ich doch“, pflichtet mir der Australier bei.

Vorsichtig nähere ich mich dem fuchtelnden Weib.

„Wohin führt dieser Weg?“, frage ich in Nepali. „Nach Chame?“

Die Alte stutzt. Offenbar hat sie mich verstanden!

Dann aber antwortet sie, dass es keinen Weg gebe.

Verstört deute ich auf den breiten Pfad.

„Und was ist das?“, hake ich nach.

Da beginnt sie erneut zu schreien und mit der Machete zu gestikulieren.

Ich ziehe mich schleunigst zurück.

„Und, was sagt sie?“, will der Australier wissen.

„Da ist kein Weg.“

Gemeinsam warten wir auf Asheem. Als selbst er der Alten keine Begründung für die angebliche Nichtexistenz des Weges entlocken kann, marschieren wir einfach an ihr vorbei. Resigniert tippt sie sich auf die Stirn, als hätten *wir* ein Problem im Oberstübchen, nicht sie.

Nach rund einer Viertelstunde ändert sich der Wanderweg. Oder besser gesagt die Umgebung. Sumpfland. Wir stecken im Morast. Knieltiefe Löcher zeugen von Versuchen anderer Menschen, die schlammigen Stellen zu umgehen. Es macht jedoch keinen Unterschied, ob man auf dem „Weg“ bleibt, oder sich auf eigene Faust durch den Dreck wühlt. Wir hoffen, dass es sich nur um diese Passage handelt, die uns viel Zeit kostet. Aber es wird immer ärger. Über eine Stunde knotzen wir durch lehmigen Gatsch. Die Alte hatte recht. Das ist kein Weg, sondern ein riesiger Sumpf, aus dem es kein Entrinnen gibt. Völlig verdreckt erreichen wir endlich wieder die Straße. Ich hätte nie gedacht, dass ich mich über ihren Anblick so freuen würde.

Der Australier, der sich mit seinen weichen Turnschuhen im Gelände furchtbar schwer getan hat, ausgerutscht, gestürzt und weit zurückgeblieben war, zieht auf der Schotterfahrbahn von dannen, als müsse er einen möglichst großen Abstand zu uns gewinnen. Wir hingegen suchen einen Brunnen, um uns zu waschen.

Auf einer kleinen Anhöhe drängen sich gleich mehrere Restaurants mit schönen Terrassen. Eines davon besitzt einen Wasserhahn, der uns magisch anzieht. Als auch noch die Sonne durch die Wolken bricht, beschließen wir, zu bleiben und hier Mittag zu essen.

Eine Gruppe Tiroler löffelt bereits an ihren Nudelsuppen. Sie haben vor die Chulus zu besteigen. Da gibt es vier Gipfel zur Auswahl, die ziemlich fantasielos nach Himmels-

richtungen benannt sind: Chulu west, Chulu east, Chulu far east und den in der Mitte – na? – genau: Chulu central. Letzterer ist mit 6.584m der höchste, aber das gereicht dieser Riege von no-mountains nicht zu Ehre. Aus Asheems Sicht. Für Tiroler hingegen sind das „bärgige Berg“. Wir zeigen uns beeindruckt und fragen die Hinterarlberger über die geplante Tour aus. Es ist einfach schön, zwischen all dem Deutsch und Französisch einen kehligen Sprache zu hören. Man kann sie wie Ohrenputzer verwenden. Einfach bärgig.

Plötzlich steht Markus auf, blickt irritiert zu den Zimmern der Lodge, deren Türen alle sperrangelweit offen stehen, faselt etwas von tierischen Paarungslauten und schleicht sich von Schwelle zu Schwelle. Mit breitem Grinsen kehrt er zurück, grapscht sich die Kamera und verschwindet in einem der Zimmer. Was treibt er nur?

Dann höre ich seine Stimme, aufgeregtes Gegacker erhebt sich und ein Huhn flattert durch die Tür. Ein seltsam knurrender Hahn stolziert mit hochrot geschwellenem Kamm hinterher.

Markus hat das Federvieh in flagranti auf dem Gästebett erwischt und zum Beweis auch noch fotografiert! Ein Flatterazzi, sozusagen.

JUGEND VON HEUTE

Wir müssen weiter. Asheem drängt zum Aufbruch. Sein neuer Freund, mit dem er seit Bagarchap die Zigaretten teilt und der ihm wegen des Schlammweges kurzfristig abhanden gekommen war, hat zufällig in derselben Kneipe sein Dhal Bat gefuttert. Er möchte uns bis Chame begleiten.

Asheem stellt uns kurz vor, lässt mich ein paar antrainierte Sätze in Nepali aufsagen, danach ist er still. Sein Freund führt die Konversation, Asheem hängt bloß an seinen Lippen. Ich glaube nicht, dass er so von dessen Englischkenntnissen beeindruckt ist, vielmehr fasziniert ihn der unbefangene lockere Umgangston, in dem sein Freund mit Markus und mir plaudert. Asheem, der aus einem kleinen Dorf stammt, ist unglaublich schüchtern, wenn er einer vermeintlich höher gestellten Person begegnet. Er spricht uns nie mit Namen an. Selbst nach drei gemeinsamen Wochen sind wir immer noch „Sir“ und „Madam“.

Der Freund hat unzählige Songs auf seinem Handy gespeichert. Nicht nur nepalesische, sondern auch Lieder aus den internationalen Charts. Ich kenne sie trotzdem nicht.

Er spielt sie mir nochmals vor. Lauter. Und beobachtet erwartungsvoll meine Mimik.

Ich halte mir demonstrativ die Ohren zu.

Asheem wird nervös. Aber sein Freund insistiert, weil er einfach nicht glauben kann, dass jemand die Sängerin xy weder kennt noch „fantastic“ findet und drückt erneut auf Wiederholung. Dazu singt er selber aus Leibeskräften mit.

Jetzt reicht's mir aber.

„Does your mother like this music?“

„Nein, natürlich nicht!“, antwortet er entrüstet darüber, dass man überhaupt so etwas Abwegiges fragen kann.

„Eben. Und ich bin sicher älter als sie.“

Das Handy verstummt augenblicklich. Asheems Freund sieht mich scheel an. Plötzlich wirkt er befangen. Es ist offensichtlich, dass er mich gedanklich mit seiner Mutter vergleicht. Das Ergebnis überrascht mich.

„You are not old.“

„I am 46!“

Der Freund tuschelt mit Asheem. Der zuckt bloß die Schultern.

„Maybe old in age, but not –“, er sucht nach Worten. Als er keine findet startet er einen Vergleich. „You – you walk here!“

Was seine Mutter wohl nie tun würde. Ich nehme an, die wenigsten nepalesischen Mütter machen Trekking.

Ich bedanke mich trotzdem für das Kompliment. Es könnte das letzte Mal sein, dass mich ein Zwanzigjähriger als *nicht alt* bezeichnet.

Die Niederschläge der letzten Wochen haben der Straße arg zugesetzt. Fahrzeuge graben tiefe Furchen in den Dreck, Wasser flutet die Spuren und wir sondieren mit unseren Stöcken deren Tiefe, bevor wir hindurchwaten. Die Träger patschen einfach blind in den braunen See und versinken bis zu den Knien. Es gibt kaum Ausweichmöglichkeiten.

Hin und wieder bekommen wir ein Stück des alten Weges zu Gesicht. Von hohen Mauern umgeben und mit großen Steinplatten ausgelegt, zwischen denen das Wasser entweder ablaufen oder im Boden versickern kann. Jedenfalls gibt es keinen Morast und keine Lacken. Der ästhetisch angelegte Hohlweg aus Steinen, die von den Feldern ringsum weggeräumt worden waren, hat über Jahrhunderte lang seinen Dienst getan, bis ihn die neue Straße zu sinnlosen Schnipseln zerstückelt hat, deren Enden unter dem Schutt der Straßenböschungen begraben sind. Es ist nicht nur ein kulturelles Erbe mit den Bulldozern zerstört worden, sondern auch die Möglichkeit, trockenen Fußes von einem Dorf zum anderen zu gelangen. Der Glaube an die moderne Technik hat dazu geführt, dass nun alle dreckige Schuhe haben.

MONALISA VON CHAME

Ein Schild kündigt die Ortschaft Chame an. Aber das ist nicht Chame. Nicht unser Chame von 2001. Da lag Chame auf der anderen Seite des Flusses. Wir wohnten in der einzigen Lodge am Ende der Hängebrücke. Hier gibt es weder Fluss und in der Folge auch keine Brücke. Asheem beharrt jedoch darauf, dass es sich bei der Ansammlung von Neubauten mit nepalesischen Kitschfassaden um Chame handelt.

Der farbenfrohe Stil umfasst folgende Elemente: Bunte Wände mit aufgemalten Kacheln, durchbrochen von Fenstern in den allen geometrisch denkbaren Formen, rund, dreieckig, gotische Spitzbögen oder schmale Panoramastreifen. Nur normale Rechtecke sind nicht anzutreffen.

Säulen haben es den Nepalesen besonders angetan. Wenn keine Balkone oder Vordächer zu tragen sind, werden sie einfach in die Mauern integriert. Ein modernes Nepalhaus hat mehr Säulen als ein griechischer Tempel. Sie sind mit Stuck und Goldfarbe verziert und sollen wahrscheinlich Reichtum ausdrücken.

Unsere Unterkunft, ein Konglomerat aus himmelblauen Säulen, roten Stuckbalkonen und rosaroten Fenstern, nennt sich Monalisa. Wohnen wie im Louvre.

Als ich krebsrot aus der Dusche komme, die laut Thermometer über 40° heißes Wasser verströmt, lächle ich sicher ebenso selig wie die Grande Dame in Öl.

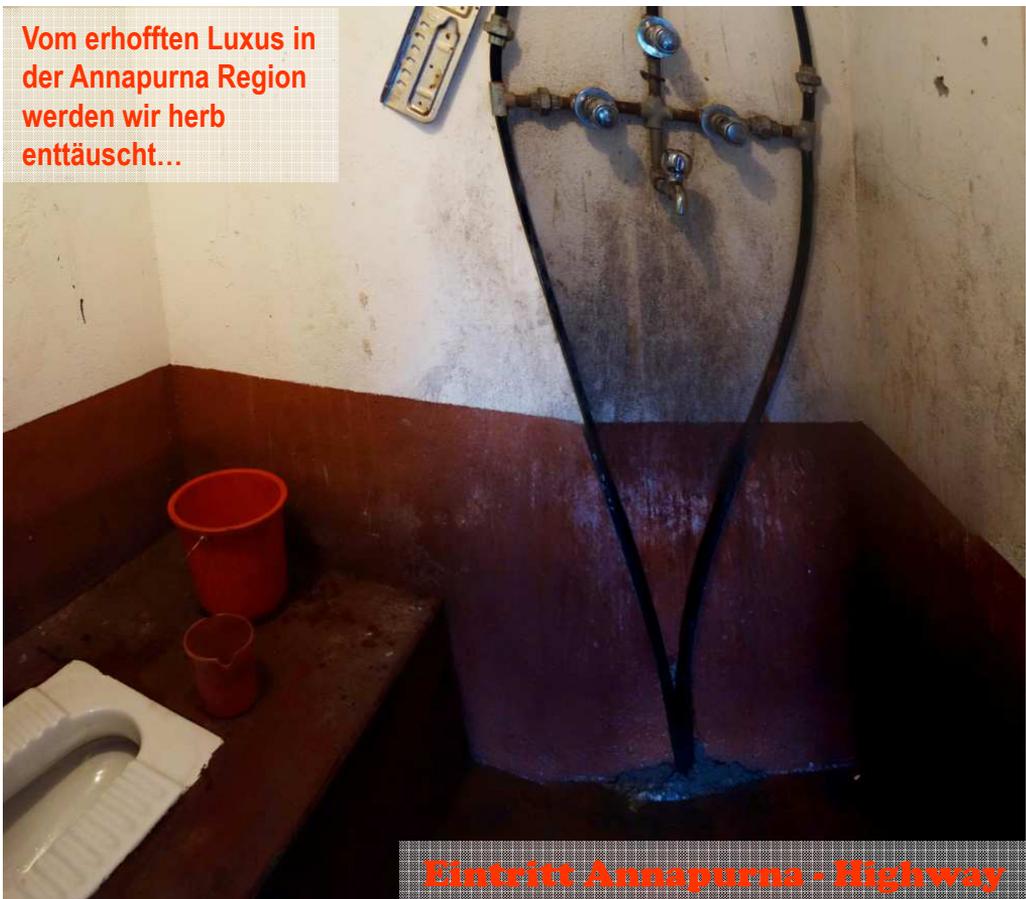
Draußen gießt es in Strömen.

Am späten Nachmittag suche ich einen Internetshop auf um Mails zu schreiben. Außerdem möchte ich Rishi anrufen und nachfragen, ob er den Rückflug von Manang nach Pokhara buchen konnte. Übermorgen werden wir Manang erreichen und sollten daher wissen, wie wir

Ende Manaslu - Runde



**Vom erhofften Luxus in
der Annapurna Region
werden wir herb
enttäuscht...**



Eintritt Annapurna - Highway



Dem Federvieh gefällt
der nepalesische Baustil



Das Wetter bleibt feucht, der Himmel
wolkenverhangen.
Der Ruf nach Regenschutz wird zum
Un-Wort dieser Tage.

Wandern auf / neben der neuen,
teilweise sogar für Fußgänger
unbenutzbaren „Straße“



von dort wieder zurückkommen. Asheem begleitet mich, beobachtet meine vergeblichen Versuche eine Telefonverbindung nach Kathmandu zu erhalten (nach Europa könnte ich problemlos telefonieren) und überlässt mir schließlich sein Handy.

Rishi hat schlechte Nachrichten. Manang würde heuer von keiner Airline angefliegen, behauptet er, ohne den Grund dafür nennen zu können. Wir müssten eine Maschine oder einen Helikopter chartern. Kostenpunkt 3.000 bis 5.000 Euro.

„Soll ich das für euch arrangieren?“

Ich stecke Asheem 250 Rupien fürs Telefonieren mit seinem Handy zu. Er wehrt ab, sagt, das sei viel zu viel.

„Fünftausend Euro sind viel, lieber Asheem“, entgegne ich seufzend.

„You want charter helicopter?“, fragt er daraufhin verdutzt.

Im Aufenthaltsraum des Monalisa brüten Markus und ich gerade über den Landkarten, um den weiteren Reiseverlauf festzulegen - wir müssen nun ja eine Alternative für den Rückflug von Manang überlegen – als Asheem einen großen Nylonsack mitten auf den Tisch stellt.

„For you.“

Mehr sagt er nicht, sondern wendet sich sofort zum Gehen.

Überrascht werfe ich einen Blick in die Einkaufstasche. Neun Keksrollen meiner Liebingsorte stapeln sich darin. Der Gegenwert für 250 Rupien.

24. Tag, Samstag, 19.10.2013

Die Ortsdurchfahrt ist von einer schmierigen Substanz, der wässrigen Mischung von Pferdemist, Abfällen und Lehmboden, knöchelhoch bedeckt. Gummistiefel wäre die einzig vernünftige Fußbekleidung. Einheimische tragen Flip-Flops. Kinder nicht einmal diese.

Als wir die Hängebrücke über den Marsyandi erreichen, erkennen wir endlich „unser“ Chame von 2001 wieder.

„Hier haben wir gewohnt“, erklären wir Asheem, der gar nicht glauben will, dass es vor zwölf Jahren noch keine Häuser vor der Brücke gegeben hatte.

„Und dort war die heiße Quelle.“

Irritiert blicken wir auf Neubauten, nicht einmal ein Hinweisschild untermauert unsere Aussage. Asheem bleibt skeptisch. Von hot springs habe er in Chame noch nie gehört.

Enttäuscht setzen wir unseren Weg auf der elenden Straße fort. Da die Brücke für den Autoverkehr über den Marsyandi noch nicht fertig gestellt ist, wird die Fahrbahn hinter Chame nur von einspurigen Fahrzeugen benutzt. So lange diese Platz finden, werden weder herabgestürzte Felsbrocken beseitigt noch Murenrichter aufgefüllt. Die vor wenigen Jahren frische Wunde in der Landschaft ist in einen schwärenden Zustand übergegangen. Die Straße löst sich auf bevor sie jemals ihren Zweck erfüllen konnte. Der alte, wunderschöne Steinplattenweg wurde völlig sinnlos zerstört.

Mit Wehmut trotten wir auf den Spuren der Bulldozer dahin, während die anderen Wanderer begeistert jeden Meter von ihren GoPros aufzeichnen lassen. Immer wieder hupen uns Motorradfahrer von den schmalen, trockenen Uferrippen der Pfützen herunter. Auf den Rücksitzen klammern sich Touristinnen fest, die laut aufkreischen, wenn Schlammfontänen den fliehenden Fußgängern hinterher spritzen.

Zu allem Überdross beginnt es bereits um 9:00 Uhr zu regnen.

„Plastic!“, ruft Asheems Freund und kichert. „It's time for plastic!“

Er selbst spannt einen großen Schirm auf und deutet amüsiert auf die bunten Nylonsack-Varianten, mit denen sich sowohl Träger als auch Touristen vor dem Wetter zu schützen versuchen.

Aufgeschnittene Müllsäcke werden wie Minizelte über den Kopf gehängt. Eine Methode, die vor allem Lastenträger benutzen, auch unser Asheem sieht wie ein blauer Wichtel aus. Europäische Touristen protzen mit Ganzkörper-Goretex-Hüllen, während Asiaten meist nur diese hauchdünnen Folienumhänge besitzen, die schon beim ersten Hineinschlüpfen reißen. Eine Truppe Inder hat aus Einkaufstaschen eine Art Plastikpollunder geschneidert, der zumindest den Rumpf vor Nässe schützt.

Unser T-Shirt Australier von gestern, der uns auch heute wieder begegnet, hat immerhin einen Hut auf. Wir scheinen die einzigen zu sein, die Regenponchos besitzen. Ein 350 Gramm schwerer Luxus, der sich bislang auf jeder Reise bewährt hat.

Drei Stunden lang regnet es unaufhörlich. Eisiger Wind schleudert uns das Wasser ins Gesicht, wenn wir einmal aufblicken wollen, um zu sehen, wo wir uns befinden.

Besonders auf diesen Streckenabschnitt hatten wir uns so sehr gefreut. Eine Felswand, 1.500 Meter hoch, gekrümmt wie ein Parabolspiegel, erhebt sich über unseren Köpfen. „Sieht aus wie eine versteinerte Satellitenschüssel für Außerirdische“, hat Markus vor 12 Jahren über das Naturphänomen gesagt. Damals schneite es leicht und Wolken verhüllten den obersten Rand der Felswand. Heute kappt Nebel die massigen Steinplatten bereits nach hundert Metern und wir erahnen bloß die Dimensionen dessen, was sich hinter dem Vorhang aus Wassertropfen versteckt.

Es waren vier Gründe, die uns bewogen hatten, nochmals Manang zu besuchen:

Generell hofften wir, die herrliche Landschaft in der herbstlichen Trockenzeit zu sehen, ohne verhüllende Wolken. Zu den letzten Mal verpassten Highlights zählten diese gekrümmte Felswand und die Ausblicke auf den Lamjung Himal und die Annapurna-Gipfel II und IV, an deren Fuß wir auf dem Weg zwischen Chame und Manang vorbei wandern.

Felswand und Lamjung Himal können wir endgültig abhaken.

Die Möglichkeit den beschwerlichen Rückweg durch einen Flug von Manang nach Pokhara abzukürzen, ist seit gestern gestorben. Sie war der zweite Grund gewesen.

Der dritte Grund bestand in unserer irrigen Annahme, dass sich die Unterkünfte auf dem „Annapurna-Highway“ innerhalb von zwölf Jahren auf ein komfortables Niveau entwickelt hätten und der Aufenthalt in Manang Erholungscharakter besäße. Diese Illusion ist uns seit Dharapani abhanden gekommen.

Nun bleibt bloß mehr die Hoffnung auf die Tour zum Tilicho See, der im Jahr 2001 nur mit einer Zeltexpedition erreichbar gewesen wäre. Jetzt gibt es dort eine Lodge.

Die jedoch gerade im Schnee versinkt.

Meine Laune ist im Keller. Mein Blutzuckerspiegel ebenfalls. Der Zusammenhang ist nicht zu leugnen. Mir knurrt der Magen und seit Stunden hoffe ich auf eine Teestube oder ein Geschäft, die sonst alle paar hundert Meter den Weg säumten. Heute scheinen sie sich im Wasser aufgelöst zu haben. Ständig liege ich Asheem mit der Frage, wie weit es noch sei, wie ein quengelndes Kind in den Ohren.

Einmal jedoch antwortet er nicht mehr mit der obligatorischen „maybe one hour“ sondern fragt intuitiv: „You want biscuit?“

Die Keksrollen! Wie konnte ich die bloß vergessen?

Mit tiefenden und vor Kälte zitternden Händen graben wir den Nylonsack aus Asheems Gepäck. Zwei der neun Packungen werden an Ort und Stelle mitten im strömenden Regen verspeist. Ein herrliches Steh-Picknick.

Als wir kurz darauf eine Ansammlung von neuen Unterkünften mit Restaurants in Dhikur Pokhari erreichen, brauchen wir nur eine kurze Teepause zum Aufwärmen, bevor wir den Weg nach Lower Pisang fortsetzen. Den Abstecher nach Upper Pisang, den wir ursprünglich wegen der fantastischen Aussicht auf die Annapurnas geplant hatten, streichen wir ersatzlos. Die Wolken liegen beinahe auf dem Boden auf.

Ein einziges Foto habe ich heute gemacht. Im Schutz eines Felsüberhanges knipste ich den halboffenen Tunnel, der beim Straßenbau in die Schluchtwand gesprengt worden ist. In Nylon und Plastik gewandete Gestalten bilden leuchtende Farbtupfer in dem steingrauen und nassschwarzen Bild.

In Pisang ist es kalt. Die Ortschaft liegt auf 3.200 Metern Höhe. Es riecht nach Schnee. Ich habe Halsweh. Asheems Schutzplane gegen den Regen ist verrutscht, ein Teil des Gepäcks nass geworden.

Um all das Übel abzuschwächen machen wir uns auf die Suche nach der besten Unterkunft. Sie sollte winddicht, trocken und sauber sein. Nach Möglichkeit eine heiße Dusche besitzen und im Aufenthaltsraum wäre ein Holzofen gefragt. Mit Rauchabzug. Ein bisschen viel auf einmal für nepalesische Verhältnisse. Aber noch sind wenige Touristen hier, die Lodges leer. Wir eilen von Tür zu Tür, wechseln uns ab, Markus schaut hier, ich dort. Asheem seufzt verzweifelt, lehnt irgendwo unter einem Vordach an der Wand und wartet.

SHALOM PISANG

Unsere Wahl scheint gut getroffen zu sein. Das Duschwasser ist immerhin lau, im verglasten Restaurant steht ein gusseiserner Ofen mit Kaminrohr, trockenes Holz knuspert darin und spendet Wärme. Tee und heiße Suppe heizen von innen. Es gibt vorerst nur einen Wermutstropfen: Die Haustüre steht permanent offen, weil sie nicht einrastet. Nur ein Holzriegel kann sie verschließen. Von innen. Zum Glück habe ich nichts anderes zu tun, als alle paar Minuten aufzustehen und jemand einzulassen, oder hinter jemandem, der hinaus geht, zuzuschließen. Andernfalls bläst der eisige Wind die Ofenwärme aus.

Dann kommt eine junge Israelin. Ich beobachte durch die Fensterscheiben, wie sie sich alle Zimmer zeigen lässt und ohne Schlimmes. Israeli sind keine Einzelgänger. Sie treten in Gruppen auf, die man getrost Gangs nennen könnte. Das hat nichts mit Antisemitismus zu tun, sondern mit leidvoller Erfahrung. Als wir zum ersten Mal auf Reisen mit den Schildern an Hoteleingängen, auf denen „no israel“ stand, konfrontiert waren, reagierten wir empört, glaubten uns in einer Nazi-Enklave zu befinden. Aber die zwei Jahre, die der Staat Israel seine Jugend in den Militärdienst zwingt, hinterlässt bei vielen ein Trauma. Die Welt besteht für sie aus lauter Feinden. Misstrauen und Ignoranz sind die Folge. Wenn sie nach dem Wehrdienst auf Reisen gehen, tun sie das in Gruppen, die oft durch rücksichtsloses Verhalten anderen gegenüber auffallen. Die Ablehnung, die ihnen deshalb entgegenschlägt, bestätigt wiederum den israelischen Verfolgungswahn und so weiter und so fort.

Meine Befürchtungen bewahrheiten sich leider auch diesmal.

Die Lodge füllt sich mit Israeli. Der Aufenthaltsraum auch. Ohne die Besitzer zu fragen wird eigenmächtig Brennholz in den Ofen geschichtet, es qualmt statt zu brennen, die Luftzufuhr ist

verlegt, aber Ratschläge werden ignoriert, als hätte man sie in Suaheli und nicht in Englisch vorgebracht. Das Rauchverbot, das in allen Restaurants und Aufenthaltsräumen in Nepal gilt und selbst von Einheimischen respektiert wird, hält die Israeli nicht davon ab, eine Zigarette nach der anderen zu paffen. Mein kratziger Hals reagiert empfindlich, ich huste, bitte die Truppe höflich, Rücksicht zu nehmen. Ohne Erfolg. Zumindest die Mädchen machen den halbherzigen Versuch, den Rauch aus einem geöffneten Fenster zu blasen. Der eisige Wind im Durchzug mit der offen stehenden Türe verschlimmert die Sache nur noch. Fluchend verlasse ich den Raum und krieche im dunklen Zimmer in den Daunenschlafsack.

Ich weiß nicht wie Markus es hingekriegt hat, aber das Wunder ist geschehen. Er holt mich zurück in den Aufenthaltsraum. Die Israeli entschuldigen sich. Gehen zum Rauchen brav nach draußen und schließen hinter sich die Türe.

Dass sich nach dem Abendessen alle ausgerechnet im Nebenzimmer zur Party einfinden, ist Pech und der resultierende Lärm hat mehr mit ihrer Jugend als mit ihrer Nationalität zu tun. Da hilft auch mein miternächtlicher, gegen die dünne Sperrholzwand gehämmerter Protest nichts, wahrscheinlich haben sie ihn gar nicht gehört.

Mit Oropax und dem Gedanken an eine frühmorgendliche Rache schlafe ich endlich ein. Doch aus meinem gehässigen Vorsatz, die lauten Nachbarn um fünf Uhr dreißig aus dem Schlaf zu reißen, wird nichts. Die Israeli sind vor mir wach. Der Radau, den sie veranstalten, weckt die ganze Lodge und wahrscheinlich auch die Gäste in den umliegenden Hotels.

Als danach auch der gesamte Warmwasservorrat aufgebraucht ist und der Frühstücksraum aussieht, als hätte ein Müsli-Bombe eingeschlagen, schwören wir uns, zukünftig besser auf die Nationalität unserer Mitbewohner zu achten.

25. Tag, Sonntag, 20.10.2013

Markus behauptet, es habe die ganze Nacht lang geregnet. Dank der Oropax blieb mir wenigstens diese schlechte Nachricht erspart.

Kurz nach sieben Uhr, als wir losmarschieren, hört der Niederschlag endlich auf. Von den wunderbaren Schneebergen ist natürlich nichts zu sehen, aber wir sind schon froh, ohne die Regenponchos gehen zu können.

Die heutige Etappe bis Manang ist sehr flach, auf fünfzehn Kilometer Entfernung steigt das Tal nur um 350 Meter an. Zu Beginn wandern wir durch Pinienwälder, an deren Nadeln Wassertropfen glitzern. Ein leichter Windhauch genügt und wir bilden uns ein, es beginne erneut zu regnen. Doch die Wolkendecke hebt sich allmählich vom Boden weg, der Nebel kriecht durch die Wälder den Bergflanken empor, und ab und zu erhaschen wir einen Blick auf Himmelblau, bevor sich das Wolkenfenster wieder schließt.

DER TRAUM VOM FLIEGEN

Der Weg verlässt den Talboden und klettert eine kleine Anhöhe hinauf. Für den Straßenbau wurden so viele Bäume gerodet, dass die nun kahle Schulter einen guten Überblick über das flache Tal gewährt. Es ist vollständig mit Nadelwald bedeckt, für die grauschwarze Furche in der Mitte ist der Marsyandi-Fluss verantwortlich. Er hat sich tief in den kiesigen Untergrund gegraben. Am Horizont versperrt ein Felsriegel das Tal. Das davorliegende, breite Asphaltband des Flugplatzes Humde zielt exakt auf diese Barriere und verursacht bei der Landung sicher ein mulmiges Gefühl. Wir hätten dort ohnehin nur starten wollen.

Noch haben wir den Plan nicht aufgegeben. Wenn Rishi uns nicht helfen kann, werden wir es auf eigene Faust probieren. Es muss ja keine Passagiermaschine sein. Ein kleiner Materialtransporter, ein Nachschubflug für Manang würde reichen. Gegen ein paar Dollarscheine ließen sich die Piloten sicher erweichen, uns ein Plätzchen einzuräumen. Es wäre nicht das erste Mal, dass wir im Frachtraum auf Zementsäcken durch Nepal fliegen.

Eine Stunde später treffen wir am neu renovierten Flugplatz ein. Die Bodenmarkierungen leuchten blendend weiß auf der frischen Asphaltdecke. Uniformiertes Personal steht hinter dem hohen Maschendrahtzaun herum, als erwarte man ein demnächst einschwebendes Flugzeug. Markus geht dem Schild mit dem Hinweis auf ein Air Nepal Office nach, während ich bei einer Bäckerei ofenwarme Zimtschnecken verdrücke. Eine herrliche Köstlichkeit!

Markus steht vor geschlossenen Türen und muss von einem Einheimischen erfahren, dass schon lange kein Flugzeug mehr gekommen sei, ich stopfe derweil die zweite Zimtschnecke in mich hinein. Der frische Hefeteig ist sicher eine Herausforderung für meine Verdauung, aber ich kann nicht widerstehen. Das süße Gebäck schmeckt nach Heimat und letzte Nacht war meine Sehnsucht nach zuhause groß. Jetzt wird mir das Heimweh zwar im Magen liegen, aber meine Lust auf Nepal ist wieder er wacht. Ich gebe der Bäckerin ein gutes Trinkgeld und packe vorsorglich noch eine Zimtschnecke als Wegzehrung ein.

Hinter der Felsbarriere von Humde weitet sich das Tal und verläuft fast eben nach Manang. Der Wald schrumpft auf ein paar wenige Büsche und Kiefern zusammen. Raum öffnet sich zu einem Erlebnis, das man in den letzten Tagen so sehr vermisst hat. Endlich stößt der Blick nicht sofort an eine Schluchtwand oder wird von niederen Ästen am Boden gehalten, sondern kann schweifen. Ferne, die man sehen und nicht bloß ahnen kann!

Das allein genügt schon, um die Touristenmassen erträglicher zu machen. Es sind sicher nicht weniger Leute unterwegs als zuvor, aber das Gefühl sich auf die Zehen zu steigen, ist verschwunden. Im flachen Gelände findet sich auch leicht ein stilles Örtchen. In den Felspfaden der Schlucht war dies schlicht unmöglich, man hätte sich anseilen müssen, wenn man sich nicht mit dem Straßenrand begnügen wollte. Der rege Wanderverkehr verschärfte die Situation erheblich.

Nun also endlich Platz!

Über dem Tal bricht die Wolkendecke auf und seit Tagen nicht mehr gesehenes Blau breitet sich aus. Sonnenlicht verwandelt das triste Grau in Grau in eine bunte Herbstlandschaft, in der überall Wassertropfen funkeln. Mit einem Schlag wird aus verdorrtem Gras ein goldener Teppich und aus düsteren Buschwerk züngeln flammend rote Berberitzen. Das Hochtal von Manang ist eine Pracht, selbst wenn sich die Siebentausender der Annapurnakette in den Wolken verstecken. Denn die Füße der Bergriesen, also die Talflanken sind spektakulär zerklüftet. Es handelt sich um Sandsteinformationen, farblich abgestuft von beige über ocker bis dunkelgrau, die sich unter dem Witterungseinfluss zersetzen. Übrig bleiben bizarre Türme, tiefe Canyons voller dunkler Schatten und Klippen mit gebleichten Abhängen. Erosion in ihrer schönsten Form.

Die Straßenbauer wollten ihr Projekt vor den zerstörerischen Kräften der Natur schützen. Wie bei alten Römerwegen haben sie die Fahrbahn gepflastert. Aber es wurden nicht einfach Steinplatten ausgelegt, sondern man hat sie hochkant in den Boden gerammt. Das Ergebnis ist eine Abfolge von schmalen Steinrippen, scharfkantig vom Bruch, alles andere als eben. Gut für einen Panzer, aber unpassierbar für ein Fahrzeug mit Gummireifen. Es ist ein

grotesker Anblick: Mitten in der Pampa liegen hunderte Meter lange Abschnitte unbefahrbares Mörderpflaster, parallel daneben verlaufen Radspuren, die der „Straße“ ausweichen. Selbst Fußgänger müssen die gepflasterten Hindernisse umgehen, weil man sonst die Bergschuhe ruinieren oder einen Knöchelbruch riskieren würde. Markus' Blick ist sehnsüchtig nach oben gerichtet. Wir befinden uns genau am Fuß der Annapurna III, die sich 4.200 Meter über uns erhebt. Vor zwölf Jahren hatte sich ihr Gipfel ebenso hinter einer dicken Nebelbank versteckt. Auch dieses Mal zeigt ein Wolkenfenster nur Teile ihrer kalten Schulter.

Kurz vor Manang, in der alten Siedlung namens Braga, begegnet uns am Dorfeingang ein alter Bekannter. Sein nunmehr braun verfärbtes T-Shirt hat jede Erinnerung an das ehemalige Weiß eingebüßt. Wir erkennen ihn dennoch: der junge Australier, der sich über unsere großen Rucksäcke wunderte.

Auch wir sind ihm im Gedächtnis geblieben. Als die langsamen Europäer. Im Tonfall, mit dem man Tattergreise lobt, wenn sie beim Breiessen nicht gekleckert haben, begrüßt er uns mit den Worten: „Oh Yeah, you did it!“ Was übersetzt so viel heißt wie, „Nun habt ihr es also auch geschafft.“

Ich möchte ihm umgehend an die Kehle springen und seinen Hochmut herauswürgen.

Wir erfahren, ohne es wissen zu wollen, dass er aus Langeweile Tagesetappen zusammengefasst habe und einfach weitergegangen sei. Deshalb sei er schon gestern angekommen. Leider konnte er bei niemanden Anschluss finden.

„Wie traurig“, sage ich sarkastisch.

„Aber jetzt habe ich ja euch“, freut er sich arglos und wischt mein geheucheltes Mitleid mit einer Handbewegung beiseite. Dort drüben wohne er und es seien noch Zimmer frei.

„Sorry“, wehre ich die Einladung ab, „aber die Langeweile treibt uns weiter.“

Und weil er mich so perplex anstarrt, füge ich hinzu: „Außerdem möchten wir unbedingt Manang erreichen. Bei unserem Tempo ist das nicht so sicher. Schließlich sind wir schon alt.“

Ein Lächeln breitet sich über das dickwangige Australiergesicht. Der Junge nickt verständnisvoll.

Arschloch!

Markus amüsiert sich köstlich über meinen Ärger.

„Was hast du nur für ein Problem mit dem Typen?“, fragt er mich kichernd.

„Hast du nicht gehört, wie er gesagt hat ‚Oh - you did it‘, als wäre es ein Wunder, dass wir überhaupt bis in diese Region vorgedrungen sind. Dabei haben wir schon die Manaslu-Runde hinter uns, die das Milchgesicht nie und nimmer schaffen würde!“

Markus tippt mich sanft mit dem Zeigefinger an. Eine Geste, die mich entweder vollends explodieren lässt, oder auf den Boden zurückbringt. Dieses Mal beruhige ich mich. Zuvor muss ich nur noch klar stellen: „Diesen australischen Wabbelpudding-Körper hänge ich jederzeit ab, wenn es darauf ankommt.“

„Tut es aber zum Glück nicht“, sagt Markus lapidar. „Sonst müsstest du dir vier Cola-Flaschen und eine Startnummer umbinden und bei diesem verrückten Rennen mitmachen.“

Für uns gibt es hier nur einen Wettlauf: Den um die schönsten Zimmer, die nicht telefonisch reserviert worden sind, sondern sich im Laufe des Tages füllen.

Wir erreichen Manang um die Mittagszeit. Dennoch sind die besten Häuser bereits ausgebucht. Ein ebenerdiges Zimmer mit Aussicht auf ein abgeerntetes Feld anstatt auf die Annapurnas ist noch frei. Wir überlegen nicht lange.

MANANG

Als wir kurz darauf durch den Ort schlendern, sehen wir eine der Israelinnen verzweifelt von Hoteltüre zu Hoteltüre eilen. Sie erkennt uns, fragt wo wir untergekommen seien und deutet dann missmutig auf das düstere Gebäude, in dem sie und ihre Freunde nächtigen werden. Tja. Bedauernswert, wirklich. Ich gebe mir Mühe, betroffen dreinzuschauen. Ich höre, wie Markus erleichtert ausatmet. Das Glück ist auf unserer Seite.

Im Tourist-Information-Center erkundigen uns nach der Flugverbindung Manang – Pokhara.

Der Mann hinterm Pult seufzt, faltet die Hände und lehnt sich zurück.

„Die Regierung“, sagt er in Richtung Himmel als wolle er eine Gottheit zum Zeuge aufrufen, „die Regierung ist unfähig.“

Das ist zwar eine allgemein gültige Feststellung, aber noch keine Erklärung.

Er setzt fort. Aus Missgunst und Neid, oder auch schlichtweg aus Prinzip haben die neuerdings in der Regierung vertretenen Maoisten den privaten Airlines, die die Strecke jahrelang zweimal wöchentlich bedienten, keine Lizenz mehr erteilt. Nur die eigene staatliche Fluggesellschaft, die Royal Nepal Airline, dürfe Manang anfliegen.

„Ja und?“, fragen wir hoffnungsvoll.

„Royal Nepal Airline ist seit Anfang dieses Jahres pleite. Kann kein Kerosin bezahlen. Somit fliegt niemand mehr nach Manang.“

Wir erkundigen uns nach einer Alternative.

„Zu Fuß zurückgehen oder ein Motorrad-Taxi bis Chame nehmen. Von dort fahren Autos bis Besisahar, wo man auf den Bus nach Pokhara umsteigen kann.“

Nachdem wir den Zustand der „Straße“ bereits mit eigenen Augen gesehen haben, klingt der Vorschlag nicht sehr einladend. Trotzdem werden wir uns mit diesem Gedanken anfreunden müssen.

Bevor das Tourist-Office enttäuscht verlassen, eine letzte Frage: „Wie wird das Wetter?“

„Tomorrow best day.“

„Heißt das, danach kommt die nächste Störung?“

Der Mann nickt und kramt einen Zettel mit der Prognose für Manang hervor. Übermorgen verdecken Wolken die Sonne, Tags darauf schraffieren Regengüsse das Symbolbild.

Frustriert sinke ich auf den Besucherstuhl zurück. Wir wollten doch zum Tilicho Lake!

Der Nepalese sieht darin kein Problem. Morgen bis zum Basecamp wandern, übernachten, danach zum See hinauf und Rückkehr bis Manang.

Ich hingegen hatte drei Nächte für die Tour geplant!

„Ist das nicht ein bisschen zu anstrengend?“, frage ich daher zweifelnd.

Der Mann mustert uns und kommt zum Schluss: „Das schafft ihr locker.“

Mit hängenden Schultern schlurfe ich aus dem Zimmer. Markus wundert sich.

„Traut man dir nichts zu, wirst du wütend, traut man dir viel zu, reagierst du deprimiert.“

Ach, um das geht es diesmal gar nicht. Ich hatte mich auf einen Rasttag gefreut. Auf Haare- und Wäschewaschen, einmal nicht nach dem Frühstück gleich den Rucksack packen, sondern bleiben dürfen. Einen Blick ins Internet werfen, Mails schreiben, nichts tun.

Der morgige Aufbruch bedeutet, alles jetzt noch schnell erledigen zu müssen inklusive Proviant einkaufen. Haare waschen ist da zeitlich nicht mehr drinnen, zumal sie an der Sonne trocknen müssten. Über Manang ziehen dunkle Wolken auf.

Im Internetcafe warten viele Touristen vor den wenigen PCs. Die Verbindung ist langsam, bricht immer wieder zusammen. Als sich herausstellt, dass alle eigentlich nur nach brauchbaren Wetterberichten suchen, liest eine Deutsche laut die Prognose vom Bildschirm ab. Zwei Tage schön.

Die Menge zerstreut sich. Alle wollen das knappe Fenster nützen. Oft vernehme ich das Wort „Tilicho“ und ich frage mich, wie viele Betten es wohl im Basislager gibt.

Heftiger Regen hat eingesetzt. Windböen, die sich tückisch hinter Hausfluchten verschanzen, springen plötzlich hervor und werfen mit eisigem Wasser um sich. Wir flüchten in unser Zimmer. Dort ist es kalt und düster. Die Energiesparlampe dimmt mutlos vor sich hin. Ich fühle mich ebenso. Auf dem Bett unter dem Daunenschlafsack hingestreckt, spüre ich meinem Ohrenweh nach und versuche zu ergründen, ob es sich verschlimmert oder nur den lästigen Status quo beibehält. Ich werde diese Erkältung, die sich dauerhaft in den Nasen- und Nebenhöhlen eingenistet hat, einfach nicht los.

„Was hast du?“, fragt Markus, der sich wundert, dass ich mich nicht an den Vorbereitungen für den morgigen Aufbruch beteilige. Wir können einiges vom Gepäck in der Lodge zurücklassen und müssen deshalb umpacken.

„Das Ohr tut wieder weh“, jammere ich.

Markus stutzt und lässt vom Rucksack ab.

„Wir müssen morgen nicht zum Tilicho Basecamp gehen“, sagt er.

„Wie meinst du das?“, frage ich überrascht und setze mich auf.

„Wir können auch hierbleiben und es uns gemütlich machen.“

„Und hoffen, dass das Wetter einen Tag länger hält?“

„Das ist das Risiko.“

Es ist für mich zwar eine Erleichterung, wenn Markus keinen Erwartungsdruck auf mich ausübt, allerdings trage ich dadurch die Last der Entscheidung allein. Und im Prinzip wollen wir beide das gleiche: Den Tilicho Lake sehen. Somit bleibt uns gar keine Wahl.

Seufzend breche ich das Schweigen. „Morgen müssen wir spätestens um sieben Uhr los. Das wird ein Wettrennen um die Plätze im Base Camp.“

Markus nickt und setzt seine Packarbeit fort.

Regentropfen schlagen laut ans Fenster.

Das Umpacken hat wenig gebracht. Shampoo, Bikini, Schreibzeug und die Dreckwäsche füllen bloß einen kleinen Nylonsack, den wir beim Lodgebetreiber deponieren. Wir bitten den Manager, uns das Zimmer für die Zeit nach der Rückkehr vom Tilicho zu reservieren.

Leider sei schon alles ausgebucht, wir müssten uns mit einer schlechteren Kategorie begnügen.

„Mieser als das Erdgeschoß? Im Keller?“

Nein, nur kleiner und ohne eigene Toilette, beschwichtigt er uns.

Ich habe den Eindruck, ein nicht willkommener Gast zu sein und sage: „Das ist aber schade, das Restaurant ist hier so gut und wir wollten mindestens noch eine Woche bleiben. Aber in so einem Zimmer -“

Plötzlich lässt sich etwas machen. Dachte ich mir doch!

Ein Panorama Zimmer im Obergeschoß ist ab der zweiten Nacht frei. Wir müssen allerdings versprechen, nicht auswärts essen zu gehen. Aber das hatten wir ohnehin nicht vor.

26. Tag, Montag, 21.10.2013

Um viertel vor sechs Uhr morgens stehen wir in klirrender Kälte auf dem Hausdach unserer Lodge. Im Speisezimmer nebenan dampfen Müsli und Ingwertee auf unserem Tisch und werden wohl ebenso auskühlen wie wir hier draußen.

Eine Vollmondnacht geht zu Ende. Die weiße Scheibe leuchtet wie ein blank poliertes Silberschild hoch über dem Gipfel des Tilicho-Peak im Westen. Sternpunkte zeigen sich in gebührenden Abstand, verblassen jedoch rasch.

Noch ist der Schnee der Berge von düsterem Blau, das Tal liegt als konturlose schwarze Masse zu ihren Füßen. Nur der Himmel, der uns wie eine zerbrechliche Glasglocke von der tödlichen Kälte des Universums abschirmt, beginnt sich mit Licht zu füllen, das vom Horizont her allmählich aufsteigt. Keine Wolke trübt das satte Blau. Es sammelt sich im Zenit, während es gleichzeitig aus dem Schnee verschwindet. Unter der Berührung des ersten Sonnenstrahls flammen die Grate in blendendem Weiß auf. Rasch brennen auch die herabdrängenden Gletscher und die vereisten Flanken in dem kalten Feuer.

Dieser Sonnenaufgang heute ist anders als sonst. Kein rotgoldnes Aufglühen, das die Siebentausender mit einer Samthaut überzieht und sie freundlich aussehen lässt. Stattdessen grelles Neonlicht, in dem die Grate messerscharf hervortreten und die Schneehänge in faltige Leichttücher gehüllt sind. Mich schaudert bei der Vorstellung, dass man als Mensch die wahnwitzige Idee besitzen kann, auf diese Berge hinaufsteigen zu wollen.

Das kalt gewordenen Frühstück ist rasch verschlungen und noch vor sieben Uhr wandern wir über steifgefrorenen Lehm Boden durch Manang. Rauchschwaden der Herdfeuer sickern aus den Poren der Steinhäuser, füllen die engen Gassen mit beißendem Qualm und wir beeilen uns, die Siedlung hinter uns zu lassen.

Manang liegt auf einer kleinen Anhöhe und als wir dahinter den Talboden erreichen, fallen uns die ersten Sonnenstrahlen in den Rücken. Unwillkürlich bleiben wir stehen und drehen uns um. Der Anblick von Manang ist grotesk. Die Siedlung scheint zu brennen. Leuchtende Rauchsäulen kräuseln sich über den Dächern, die langen Stoffbahnen der Gebetsfahnen lecken wie Flammen an den Holzstangen, an die sie gebunden sind. Der Smog über den Gebäuden quillt über, fließt nun den schattigen Hang ins Tal hinab und zeichnet dabei die Lichtspuren der Sonnenstrahlen sternförmig nach.

Jenseits des menschlichen Einflussbereiches erhebt sich die mächtige Kette der Annapurnarange, eine Abfolge von Siebentausendern, in den klaren Himmel. Wir haben sie zwar schon beim Sonnenaufgang bewundert, aber nun, da sie voll im Licht stehen, scheinen sie viel präsenter als vorhin, wo sie wie ätherische Wesen über dem nächtlichen Tal schwebten. Direkt neben uns bäumt sich das Gebirgsmassiv auf, steigt vom Talboden weg weitere viertausend Meter gen Himmel. Das Auge kann den langen Weg vor den eigenen Schuhspitzen beginnen, den Marsyandi Fluss überspringen, über die Sandsteinklippen klettern, sich kurz im Wald und Buschwerk verlieren, bevor es auf nackten Felsen oder Moränenschutt neben den Gletschern höher steigt, eintaucht in die Schneewelt, die mit zunehmender Höhe immer mächtigere Skulpturen formt. Eisbalkone, tiefe Spalten, oder überhängende Wechten verwirren den Blick, der eigentlich nur die direkte Linie zum höchsten Punkt sucht. Der Gipfel. Ist er das überhaupt? Oder türmt sich dahinter eine noch höhere Kuppe? Ich stelle mir den magischen Moment vor, in dem der Bergsteiger erkennt, dass er am Ziel ist, weil es ringsum nur nach unten geht.

Man kann das nicht mit einer Tour in den Alpen vergleichen, da wird wahrscheinlich niemand von einem Gipfel überrascht. Im Himalaya hingegen, in Höhen über siebentausend Metern,

schränkt sich das Blickfeld auf den nächsten Schritt ein, die Aufmerksamkeit gilt dem Weiterkommen und dem Überleben zugleich. Gedanklich gehe ich da oben die letzten zehn Meter und male mir aus, wie es ist, auf dem Gangapurna zu stehen.

„So einen Himalayaberg zu erobern hätte schon was“, sage ich vage zu Markus.

„Spinnst du? Seit wann brauchst du einen Gipfelsieg?“

Nun, ich gebe zu, dass mich der Samdo Peak gereizt hätte. Nicht wegen seiner Form, er war ja bloß ein brauner Vorhügel am Fuß der richtigen Berge, aber immerhin ragte er stolze 5.150 Meter in die Höhe. Und damit hätte ich zuhause prahlen können. Leider fiel seine Besteigung dem nahenden Schlechtwetter zum Opfer.

Markus versteht mich nicht. Er wendet ein, dass der Passübergang im Manaslu-Trek nur wenige Meter niedriger war und somit in der vollbrachten Leitung kein Unterschied bestünde.

„Aber bei einem Pass geht es nur vorne und hinten runter, nicht auf allen Seiten“, versuche ich zu erklären.

Markus tippt sich auf die Stirn und fragt, ob sich bei mir bereits Sauerstoffmangel bemerkbar machen würde.

Die dreieinhalbtausend Meter Höhe, in der wir uns bewegen, ist nicht die Ursache, da kann ich ihn beruhigen. Aber diese gewaltige Kulisse löst etwas in mir aus, das mir bislang fremd war. Nie habe ich ein schöneres Panorama gesehen. Vielleicht liegt es auch an der klaren und trockenen Luft, die die Schneeriesen zum Greifen nah erscheinen lässt und zum Träumen einlädt. Ich lasse den Blick noch einmal von der Annapurna II (7.937m) im Osten bis zum Tilicho Peak (7.134m) im Westen schweifen. Eine 40 Kilometer lange, mit dicken Gletschern verkrustete Barriere begrenzt das Tal von Manang im Süden. Im Norden sind die Berge niedriger und mit deutlich weniger Eis bedeckt.

Das liegt daran, dass der Himalayahauptkamm, an dessen Fuß wir gerade entlang wandern, eine Klimascheide darstellt, die üblicherweise verhindert, dass die feuchten Luftmassen des indischen Subkontinents nach Norden schwappen und dort Niederschlag bringen.

Heuer ist das anders. Der Nepalese vom Tourist Information Office hatte uns die Ausnahmesituation bestätigt. Er könne sich nicht erinnern, dass es jemals im Herbst so viel geregnet habe und er lebe seit über zwanzig Jahren in Manang.

Der heutige Tag ist perfekt. Zum Glück hatten wir dem Wetterbericht vertraut und uns nicht vom Regen gestern Abend zu einem Rasttag verleiten lassen.

Wir wandern dem breiten Kiesbett des Marsyandi entlang, das von Sandsteinklippen gesäumt ist. Der Fluss wird von den Gletschern rund um den Tilicho gespeist und bringt uns das fabelhafte Blau, für das der Tilicho-See berühmt ist, als Gruß entgegen. Wenn wir ihm nachblicken, verwandelt die Sonne seine Mäander im Gegenlicht zu einer funkelnden Schlange, die nach Osten kriecht. Dort, am fernen Horizont, steht ein einzelner, mächtiger Berg. Es könnte der Manaslu sein.

Unsere Augen sind jedoch hauptsächlich nach Westen gerichtet. Ich kann mich noch gut an die Weggabelung erinnern, an der wir vor zwölf inne hielten und sehnsüchtig zum Quellgebiet des Marsyandi blickten. Wir wussten, dass am Ende dieses Tales ein atemberaubend schöner See auf fünftausend Metern Höhe liegt. Aber es gab für uns keine Möglichkeit ihn zu erreichen.

Jetzt queren wir über eine schwankende Hängebrücke jenen Fluss, der vom Thorung Lha Pass im Norden (unserem damaligen Ziel) kommend in den Marsyandi mündet.

Vor Freude muss ich juchzen. Das Rauschen des Wassers verschluckt meinen Gefühlsausbruch. Sonst hätte mir Markus sicher wieder den Vogel gezeitigt.

Ich wandle wie durch einen Traum. Aber die Wirklichkeit ist viel schöner, als ich sie in meiner Fantasie ausgemalt habe.

Yaks grasen auf einer Weide, die von roten Berberitzen eingefasst ist. Vor ihren Nüstern kondensieren Atemwolken und hüllen die zotteligen Schädel wie Heiligenscheine ein. Mit ihren weitausladenden Hörnern passen sie perfekt vor die Kulisse des Glaciar Dome, der hinter ihnen in den tiefblauen Himmel wächst.

Der Weg führt durch einen lichten Pinienwald. Die Bäume sind kleinwüchsig, mit langen Nadelbüscheln an ihren Ästen. Diese Quasten fühlen sich überraschend weich an, wie hellgrüne Rasierpinsel. In der Deckung des Wäldchens finden Blauschafe Schutz. Ab und zu erhaschen wir einen Blick auf die scheuen Wildtiere.

Nach eineinhalb Stunden erreichen wir Khangsar, ein kleines Dorf, das am Eingang mit einem dreisprachigen Schild in Tibetisch, Nepalesisch und Englisch auf seine Besonderheit aufmerksam macht. „Open toilet restricted zone“ ist darauf zu lesen.

Wir rätseln ob dessen Bedeutung. Heißt das im Umkehrschluss, dass in allen anderen Dörfern die Bewohner grundsätzlich statt auf eine Toilette auf die Felder gehen? Kann man sich mit diesem Wissen noch über lokales Gemüse am Teller freuen?

Ansonsten ist Khangsar ein hübsches kleines Steindorf mit tibetischer Prägung. Kunstvoll geschnitzte Fensterstöcke beanspruchen den Großteil der Aussparungen in den Wänden, sodass für das Glas kaum mehr Fläche übrigbleibt. Wer Helligkeit und Licht wünscht, lässt wahrscheinlich lieber die Türe offen.

Die Gebäude sind mehrstöckig, wobei das Obergeschoß stets ein wenig kleiner ist und somit eine schmale Terrasse entsteht. Sie wird, ebenso wie das abschließende Flachdach, zum Trocknen von Feldfrüchten oder Holz genützt. Die Etagen sind über Holzleitern verbunden, die in Nepal und Tibet üblich sind. Dazu werden aus einem entrindeten Baumstamm keilförmige Tritte herausgehauen, das Produkt sieht wie eine Hennentreppe aus und funktioniert auch so.

Das ländliche Dorfidyll mit seinen farbigen Gebetswimpeln vor den Himalayariesen bietet Bilderbuchmotive zum Fotografieren. Trotzdem beschränken wir uns auf ein paar Schnapsschüsse und eilen weiter.

Denn viele Touristen haben die Nacht hier verbracht und sind bereits vor uns unterwegs. Markus fürchtet um sein freies Zimmer und legt ein Tempo vor, mit dem ich kaum mithalten kann. Außerdem ist die Landschaft derart beeindruckend schön, dass ich ihren Anblick genießen will. Von einer kleinen Anhöhe aus können wir den weiteren Wegverlauf überblicken. Dutzende Menschen sind zu erkennen. Selbst wenn wir uns beeilen würden, hätten wir kaum eine Chance zu überholen.

Wir nicht, aber Asheem.

Unser Träger ist mit dem leichten Gepäck ohnehin völlig unterfordert. Wir deuten auf die Touristen-Karawanen und bitten ihn, vor jenen im Basecamp zu sein und uns ein Zimmer zu reservieren.

Asheem spurtet los wie ein freudig erregter Hund, dem man endlich sein Stöckchen weit genug geworfen hat. In unserer unmittelbaren Nähe ist ihm immer langweilig, jetzt hat er eine Herausforderung und wir unsere Ruhe.

NEPALESISCHE DOLOMITEN?

Von nun an ist der Weg reiner Genuss. Es fällt mir schwer die Umgebung zu beschreiben ohne Superlative zu verwenden oder in Kitsch zu verfallen. Die Siebentausendern an unserer Seite habe ich schon so oft erwähnt, sie sind natürlich omnipräsent in ihrer grellweißen Mächtigkeit. Aber auch das Tal zu ihren Füßen ist beeindruckend. Immer häufiger treten die Sandsteinklippen auf und schieben ihre rasiermesserscharfen Rippen durch den Pinienwald bis ins Flussbett hinein. Es sind Minigebirge von faszinierender Wildheit. Ein Italiener, der uns entgegenkommt, berichtet mit glänzenden Augen, in einer Stunde sähen wir uns die Dolomiten versetzt. Die Landschaft habe ihn an seine Heimat erinnert. „Fantastico!“ ruft er aus und schickt dem Himmel einen Handkuss zum Dank für sein ungetrübtes Blau.

Noch wandern wir durch typisches Nepalidyll. Der Panorama-Höhenweg, gesäumt von einem herbstlichen Potpourri aus roten Berberitzen, langen goldenen Gräsern und bonsaiähnlich verkrüppelten Pinien, verläuft hoch über dem Flussbett des Marsyandi. Über unseren Köpfen knattern bunte Gebetsfahnen im Wind, die jeden Aussichtspunkt zieren. Auf der gegenüber liegenden Talseite thronen die dick mit Eis bepackten Gipfel, die zu den höchsten der Welt zählen. Nur einer sticht wie ein schwarzes Schaf aus der Riege der Schneeriesen heraus. Der Roc Noir. Auf seiner Felspyramide aus schwarzem Gestein, die 7.485 Meter hoch aufragt, kann sich nur wenig Schnee halten. Viel zu steil sind seine Flanken.

Uns präsentiert sich der Roc Noir als schwarzes Dreieck in der kilometerlangen weißen Wand, die die Annapurnakette mit dem Tilicho-Peak verbindet. Ein Blick auf die Karte zeigt jedoch, dass sich das Gebirge im Roc Noir teilt und ein Grat nach Südwesten zu in 8.091 Meter Höhe gipfelt: die Annapurna I.

Markus ist ganz versessen darauf diesen Achttausender, der sich hinter dem Roc Noir versteckt, zu erspähen.

Mir sind die Namen einerlei, ich finde „no-mountains“ genauso beeindruckend.

Allmählich nähern wir uns den „Dolomiten“. Die bizarre Zacken und Türme, die den Italiener an seine Heimat erinnerten, sind Reste einer Bergflanke aus Sandstein. Die Erosion ist dabei, dem Gebilde den Garas zu machen. Das Material, welches vom Zahn der Witterung abgenagt worden ist, bildet riesige Schuttkare aus kieselgroßen Steinen. Die Geröllhalden umspülen Pfeiler und Klippen, die der Abtragung bislang trotzen konnten. Aber ihr Verfall ist unausweichlich. Wasser und Wind, die Sprengkraft des Eises und die Hitze der Sonne haben Nischen, Höhlen und Löcher in die Felsen gefressen. Der Prozess ist in vollem Gange. Ständig poltern Steine herab, rieselt Sand und kollert Kies. Eine Tafel warnt vor dem „dangerous area“, welches der Weg nun auf fast einem Kilometer Länge durchquert. Wir holen Touristen ein, die sich fürchten. Ihnen ist der schmale Fußpfad, der bei jedem Schritt in dem losen Geröll nachgibt, nicht geheuer. Die Schotterkegel fallen hunderte Meter steil nach unten ab und enden erst im Flussbett. Markus und ich sind es von den Alpen her gewöhnt über solche Halden „abzufahren“. Es würde uns sehr reizen, aber was täten wir am Fluss unten?

Also bleiben wir brav auf dem Weg und passieren die sich ängstlich an den Hang kauernde Gruppe.

Bald darauf sehen wir das blaue Wellblechdach des Basecamp. Es liegt in 4.150 Metern Höhe auf der Seitenmoräne eines ehemaligen Gletschers, in dessen breitem Schotterbett der Marsyandi fast ein wenig verloren wirkt. Westlich des Basecamp steigt ein breiter Bergrücken weitere 1.200 Meter hoch an und sperrt wie ein Riegel das Tal ab. Er ist noch bis zur Hälfte mit Neuschnee bedeckt. Dahinter vermuten wir den Tilicho-See.

Ich präge mir das Bild genau ein. Vom höchsten Punkt des Bergrückens könnte man erst über den Schnee, dann durch die Schutthalden fast bis zum Basecamp hinunter rutschen. Allerdings sieht das Ganze verdammt steil aus. Zu steil vielleicht. Daher behalte ich meine Überlegungen lieber für mich.

WINTERGARTENIDYLL

Als wir im „Hotel New Tilicho Basecamp“ eintreffen, begrüßt uns Asheem mit einem klirrenden Schlüsselbund. Er hat gleich mehrere Zimmer in Beschlag genommen, damit wir uns eins nach unserem Geschmack aussuchen können.

Dusche oder Waschraum gibt es leider nicht. Nur einen Schlauch, der das eisige Wasser aus dem Fluss abzweigt und bis vor die Glasfront des Aufenthaltsraumes leitet. Mehr als eine Gesichtswäsche ist in meinem Fall nicht ratsam. Ich ziehe mich mit dem Waschlappen ins Zimmer zurück, während einige unerschrockene Männer ihre Oberkörper vor Publikum entblößen und Gänsehaut zur Schau stellen.

Wir erfahren, dass es neben dem neuen Basecamp auch noch ein altes gibt, in ein paar hundert Metern Entfernung. Ein angeblich dunkler Steinbau, mit winzigen Zimmern und entsprechend niedrigen Preisen. Viele Wanderer ziehen zielstrebig vor den Panoramafenstern unseres schönen Aufenthaltsraumes vorbei. Des Geldes wegen? Wir wundern uns darüber nur solange, bis ich den Mann am Eingangstor unserer Lodge sehe, der breitbeinig den Zutritt versperrt und die Menschen weiterschickt. „Full“, wiederholt er dabei unentwegt. Der frühe Aufbruch von Manang hat sich gelohnt!

Der Aufenthaltsraum ist eigentlich ein Glashaus mit gemauerten Ecken und einem Wellblechdach. An die Unterseite des Daches schmiegt sich ein rosaroter Teppich, während der Boden aus Holzbohlen besteht. Der Sinn des Teppichs über unseren Köpfen bleibt uns verborgen. Aber er passt farblich sowohl zu den langen gold-beige-weinroten Vorhängen als auch zu den Plastikstühlen. „Und er wird nicht abgetreten“, sagt Markus nach langem Nachdenken.

Die Sonne erhitzt das Treibhaus auf Temperaturen, in denen das T-Shirt beinahe zu warm ist. Am breiten Fensterbrett türmen sich unsere Daunenjacken, Schals und Kappen, die man sonst über viertausendeinhundert Meter Höhe nötig hat. Es ist herrlich, barfuß hinter Glas zu sitzen und auf die Gletscher zu schauen. Direkt vor unserer Nase erhebt sich der Roc Noir, flankiert von geriffelten Graten, einer schier endlosen Abfolge von Schneeweichen, deren vereiste Kammlinien in der Sonne gleißen. Darüber das satte Blau des Himmels, das derart kraftvoll wirkt, als würde es sich auch morgen von keiner Wolke trüben lassen.

Im Innenhof der Lodge steht ein Alien auf gelben Metallfüßen. Sein ausladender Korpus sieht wie eine aufgeschnittene Aluminiumtonne aus, deren Inneres mit konisch auf einander

zulaufenden Spiegeln ausgekleidet ist. Das futuristisch anmutende Ding funkelt und blendet, dass man es gar nicht genau betrachten kann. Was ist das?

Ein aus der Küche eilender Nepalese bringt des Rätsels Lösung in Form einer vom Ruß geschwärzten, riesigen Teekanne. Er wuchtet das 5-Liter Gefäß auf eine Halterung im Zentrum des außerirdischen Monsters und richtet es dann über die dreh- und schwenkbaren gelben Beine auf die Sonne aus, bis sich der Teekessel exakt im Brennpunkt der Spiegel befindet. Eine Viertelstunde später kocht das eisige Flusswasser bereits. Ein Solarkocher.

Mit seinen Maßen von zwei mal zwei Metern etwas überdimensioniert scheinend, aber äußerst wirkungsvoll. Der stolze Lodgebetreiber räumt ein, dass der Transport nicht unproblematisch gewesen sei, aber der Aufwand habe sich rentiert.

Den Nachmittag verbringe ich lang ausgestreckt auf einer breiten Fensterbank, die mit einer dünnen Matratze gepolstert ist, mit Blick auf die fantastische Bergwelt. Der von mir so ersehnte Rasttag ist zwar auf die Hälfte geschrumpft, dafür erlebe ich ihn nun in einem Ambiente, das ich mir nicht einmal zu wünschen gewagt hätte. Meine Glückstränen können unbemerkt hinter der Sonnenbrille trocknen.

Asheem genießt den Aufenthalt ebenfalls. Wenn auch anders. In einer Ecke, wo zugezogene Vorhänge die Sonnenhitze dämpfen und die für Nepalesen uninteressante Gipfelwelt verbergen, haben sich zahlreiche Träger zum Kartenspielen versammelt. Asheem, der jüngste und unerfahrenste unter ihnen, verliert ständig. Mit rotem Kopf blickt er derart konzentriert und angestrengt, dass sich die dichten Augenbrauen über der Nasenwurzel zu einem drohenden Balken vereinen. Er möchte die Karten schmettern, aber dünner Karton auf einer weichen Unterlage (die Träger hocken alle auf einer Matratze) erzeugt kein einschüchterndes Geräusch. Also springt Asheem mit der Karte in der Hand auf, holt mir gestrecktem Arm weit aus und patscht sie so laut wie möglich auf die anderen Spielkarten drauf. Doch der totale Körpereinsatz ändert am Spielverlauf wenig.

„Geht's um Geld?“, frage ich besorgt.

„Nur um wenig“, versichern mir die anderen.

Asheem hört und sieht mich gar nicht. Er bemerkt nicht einmal, dass ich die illustre Spielerrunde fotografiere.

Draußen vor dem Fenster hat sich der Menschenstrom umgekehrt. Die Touristen ziehen nicht mehr alle vorbei zur nächsten Lodge, sondern kommen nach einer gewissen Zeitspanne mit ratlosen Gesichtern wieder zurück. Drei der Israelinnen aus der Gruppe, die uns in Pisang so genervt hat, sind auch dabei. Eine von ihnen ist den Tränen nahe. Sie stolpert über die Türschwelle und lässt sich erschöpft auf eine Bank fallen. Die Anstrengung und die Aussicht, irgendwo auf dem Boden schlafen zu müssen, weil nirgendwo mehr ein freies Zimmer zur Verfügung steht, sind zuviel für die junge Frau. Sie beginnt hemmungslos zu weinen. Dazu kommen rasende Kopfschmerzen, verursacht von der ungewohnten Höhe und mangelnder Akklimatisierung. Fast alle Touristen klagen darüber. Kein Wunder, denn niemand hält sich an die einfachen Tipps zur Vermeidung der Höhenkrankheit (ab 3000m sollte der Schlafplatz maximal 400 Meter höher als der vorige liegen). Aber wer will schon so langsam unterwegs sein?

Hier werden die Sehenswürdigkeiten genauso abgehakt wie auf einem Städtetrip. Der berühmte Tilicho-Lake kostet zwei Tage extra. Manche integrieren die Tour in ihre Trekkingroute Richtung Thorung Lha Pass, sodass ein Zeitverlust von bloß eineinhalb Tagen entsteht. Dass der Wahnsinn die Gesundheit gefährdet, im schlimmsten Fall zu einem

Hirnödem und dem Tod führen kann, bedenkt von diesen Touristen offenbar niemand. Für den „Notfall“ haben sie Tabletten dabei, die auch bei Everestexpeditionen die Überlebensrate gesteigert haben.

Ich frage die Israelinnen, wo denn ihre männlichen Begleiter seien.

Die Antwort erleichtert mich. Sie sind in Manang geblieben.

„They don't like to hike.“

Na, dann ist ja Nepal das perfekte Urlaubsziel.

Immer mehr Menschen auf Zimmersuche drängen in den Aufenthaltsraum. Zusätzlich treffen jene ein, die heute schon beim Tilicho-See waren und zurückkommen, um ihr Gepäck abzuholen.

Sie werden mit seltsamen Fragen bestürmt, wie: „Rentiert sich der Aufstieg?“, oder: „Ist der See die Anstrengung wert?“ Vielleicht bilde ich mir das nur ein, aber ich glaube mitunter eine Enttäuschung in den Gesichtern der Müden zu sehen, wenn sie ein begeistertes „Ja!“ als Antwort erhalten.

Und nicht zum ersten Mal auf dieser Reise fragen wir uns mit Befremden, welche Vorstellung diese Touristen antreibt, in Nepal eine Trekkingtour zu machen? Spaziergang zwischen Achttausendern? Rasch die Annapurna umrunden? Ein Passübergang jenseits von fünftausend Metern – vielleicht ein bisschen streng, aber sicher ein geiles Foto für facebook!

Mittlerweile hat die Sonne den Talboden verlassen und sich in die Gletscherregionen zurückgezogen. Das schräg einfallende, weiche Abendlicht stimmt die Berge milde. Sie halten dem Betrachter ihre eisverkrusteten Panzer nicht mehr wie blendende Waffen entgegen, sondern präsentieren die Schneeschilde wie fein ziselierter, wunderbar gestaltete Meisterwerke der Natur aus Weißgold.

Endlich kann man sich die kühnen Wechten und Eistürme mit dem Fernglas heranzoomen, ohne vom grellen Licht schneeblind zu werden. Nach Sonnenuntergang bleibt ein zartroter Schleier auf der Landschaft zurück, als hätte ihn die sinkende Sonne vergessen. Der Himmel nimmt ihn auf und färbt sich violett.

Wir ziehen uns bald ins Zimmer zurück. Im Aufenthaltsraum werden die Tische beiseite gestellt um Platz für die am Boden Schlafenden zu schaffen. Auch Asheem wird dort nächtigen. Wir haben ihm freigestellt, uns morgen zu begleiten, denn als Träger brauchen wir ihn nicht. Aber Asheem möchte unbedingt den Tilicho-Lake, den er noch nicht kennt, sehen und zieht die Wanderung dem Kartenspiel vor.

In der Nacht als der Mond aufgeht und die Konturen der Schneeberge sich silbern vom Himmel abzeichnen, schleiche ich mich mit dem Fotoapparat hinaus. Mit dem winzigen Stativ fixiere ich die Kamera und richte sie auf gut Glück zum Roc Noir hin aus. Die Vorschau auf dem Display ist nämlich schwarz. Erst mit fortschreitender Belichtungszeit manifestiert sich das Bergpanorama wie von Geisterhand auf der Anzeige und ich kann die Einstellungen korrigieren. Danach heißt es wieder 15 Minuten lang belichten. Mehr als zwei Fotos halte ich in der Kälte nicht aus und krieche bibbernd in den Daunenschlafsack zurück. Das Erlebnis dieser halben Stunde, am Fuß der mystisch beleuchteten Siebentausender zu stehen, umgeben von Totenstille lässt mich lange nicht einschlafen. Über den Gipfeln war nichts zu sehen gewesen außer Schwärze, als hätte sich die Himmelsdecke geöffnet und dem Universum Zugang zu unserer kleinen Welt ermöglicht. Ein Hauch von Unendlichkeit war über die Gletscher herabgekrochen, lautlos durch das mit Schatten angefüllte Tal geschlichen und

hatte mich berührt. In diesem Moment schien ich mit allem verbunden zu sein. Gleichzeitig schauderte ich. Nicht nur wegen der Kälte.

27. Tag, Dienstag, 22.10.2013

Als wir morgens um sieben Uhr aufbrechen, ist der Weg bereits mit vielen Punkten übersät, die sich langsam vorwärts bewegen. In manchen Reiseführern ist der 900 Meter hohe Anstieg mit fünf Stunden Gehzeit veranschlagt und deshalb starten die meisten Gruppen noch vor Tagesanbruch.

Es dauert nicht lange, bis wir die ersten ein- und überholt haben. Der Sauerstoffmangel zwingt sie zu winzigen Schritten und langen Pausen. Weiter oben, wo der Schnee beginnt und der schmale Weg vereist ist, stockt der menschliche Verkehr und kommt wortwörtlich zum Erliegen. Obwohl mit gutem Schuhwerk ausgestattet sind manche Touristen mit den Verhältnissen überfordert. Tränen fließen, mutlose Gestalten hocken im Schnee und wollen weder vor noch zurück. Asheem huscht mit seinen leichten Turnpatschen an ihnen vorbei und klettert wie eine Gams den steilen Hang hinauf.

Wir folgen ihm, wenn auch mit größer werdendem Abstand. Die Höhe macht auch uns zu schaffen. Dazu kommt der schneidende Wind, der die Wimpern der tränenden Augen mit Eiskristallen verklebt und das schützende Tuch vor dem Gesicht zu einem harten Brett gefrieren lässt.

Je höher wir steigen, desto stärker wird der Wind. Der wolkenlose Himmel hat mich dazu verleitet, die Überhose und die Daunenjacke im Zimmer zu lassen. Ich war überzeugt, bald in der prallen Sonne zu schwitzen. Stattdessen hole ich mir trotz Stirband, Mütze und Kapuzenanorak klamme Ohren. Zum Glück habe ich meine Schitouren-Pampers dabei. Das ist eine kurze, wattierte Hose, die alles zwischen Bauchnabel und Knien warm verpackt.

Markus hat am Morgen an seine wollene, lange Unterhose gedacht und sie in den Rucksack gesteckt. Dort befindet sie sich allerdings immer noch.

Als ich vom steilen Hang zum exponierten Joch quere, an dem sich glitzernde Schneefahnen aufwirbeln und vom Sturm weit ins Lee hinausgeblasen werden, traue ich meinen Augen kaum. Mitten im Inferno aus Windböen und Eiskristallen steht Markus und zieht erst seine Schuhe und danach seine Wanderhose aus. Der Anblick von nackten Beinen in fünftausend Metern Höhe kommt unerwartet. Es hätte sicherlich angenehmere Orte gegeben, um sich eine lange Unterhose anzuziehen, aber Markus' Hoffen auf ein windgeschütztes Plätzchen war einer verzweifelten Wut gewichen, die ihm jetzt hilft, das schwierige Umkleidemanöver durchzuführen. Die Hosenbeine flattern und knattern im Sturm und lassen sich kaum bändigen um wieder hineinzuschlüpfen.

Ich muss unwillkürlich ob der grotesken Situation lachen, aber der Wind reißt mir die Töne vom Mund, bevor Markus sie hören kann.

Am Wegrand häufen sich eigenartige Farbleckse, die in den Schnee geschmolzen sind. Kurz darauf stoßen wir zu einer Gruppe Spanier, die völlig erschöpft in einer Mulde kauern. Zwei von ihnen haben ihre körperliche Leistungsgrenze derart grob überschritten, dass sie sich übergeben mussten. Ihr Führer drängt zur Umkehr.

Wir erreichen ein kleines Hochplateau, auf dem eine geschlossene Schneedecke liegt. Der Sturm setzt den Boden in Bewegung, die Oberfläche verwischt zu einer unscharfen Schicht

aus rieselnden Kristallen, die Wellenmuster auf den Harschdeckel zeichnen und sofort wieder auslöschen. Wie kleine Wanderdünen im Zeitraffer jagen diese Schneerippchen auf uns zu und an uns vorbei. Es könnte einem schwindlig werden in diesem weißen, wogenden Meer wäre der Spuk nicht auf Bodennähe begrenzt. Darüber ruhen die Fixpunkte für unsere Augen. Berg- und Gletscherwelten, die an Schönheit nicht zu überbieten sind, ragen in den tiefblauen Himmel.

Der in den Schnee getretene Weg ist wegen des Windes nur mehr als feine Narbe einer rasch verheilten Wunde im Weiß erkennbar. Zehn Schritte zur Seite und wir haben das Gefühl inmitten einer unberührten Wildnis zu stehen. Wären da nicht auch frische Hasenspuren. Hasen! In 5000 Metern Höhe! Die offensichtliche Anwesenheit der niedlichen Hoppel-Viecher verwandelt die vermeintliche Todeszone in einen leicht unterkühlten Kaninchenstall. Auf dem „in eisigen Höhen des Himalaya“- Foto darf die verräterische Fährte auf keinen Fall zu sehen sein. Asheem in seinen Turnschuhen und dem dünnen Anorak natürlich auch nicht.

Wir stapfen gegen den starken Wind nach vorne geneigt über das Hochplateau, die Kapuze knattert wie eine Maschinengewehrsalve über den Ohren. Trotz des herrschenden Lärmes umgibt mich der Eindruck von Stille. Vielleicht weil uns der Sturm alle vertrauten Töne entreißt. Der eigene Herzschlag, der keuchende Atem, das Knirschen der Schuhe im Schnee – nichts davon ist zu hören. Der Wind isoliert uns, Worte können die Distanz zwischen des einen Mund und des anderen Ohr nicht überbrücken.

STURM AM TILICHO

Am Ende des Plateaus flattern Gebetsfahnen an Seilen, vom Wind zu hohen Bögen zwischen den Steinhäufen gespannt, die die höchsten Kuppen zieren. Alles, das ein Stückchen weit über die Schneedecke ragt, ist luvseitig mit eisigem Anraum bepackt. Weiße Zähne blecken sich Richtung Westen, aus dem der Wind seine Feuchtigkeit schöpft, wenn er über die riesige blaue Wasserfläche streift: Der Tilicho-See.

Welch ein Anblick! Wir schreien unseren Jubel in den Sturm. Der zweite Höhepunkt unserer Nepalreise ist erreicht.

Der See ist in Wirklichkeit viel eindrucksvoller als auf all den Fotos, die uns hierher gelockt haben. Das rührt vielleicht von der frischverschneiten Umgebung her, die sein tiefes Blau rahmt. Nur ganz im Norden sind die Ufer grau. Schotterkegel reichen bis ins Wasser hinab. Sie wirken wie überdimensionierte Röcke an mageren Felsfragmenten. Die Erosion nagt die steinernen Körper zu Giacometti-Gestalten und lagert den Geröllschutt ringsum ab. Ein Prozess, der immer noch im Gange ist, denn selbst in unmittelbarer Nähe des Wassers zeigt sich keinerlei Vegetation. Der See kann die lebensfeindliche Umgebung nicht befruchten und wirkt seltsam isoliert in dieser Hochgebirgswüste. Eine makellose tiefblaue Fläche, unberührt, als wäre ein Stück vom Himmel abgebrochen und hier einfach liegengeblieben. Der Anblick ist wirklich verehrungswürdig. „Raamro“, bestätigt Asheem und neigt demütig sein Haupt.

Ich würde gerne zum Ufer absteigen und meine Hand in das heilige Wasser tauchen. Aber der Sturm wütet derart und schleudert uns handtellergroße Schneebrocken ins Gesicht, sodass wir ins Lee eines großen Felsen flüchten. Dort zeigt mir Markus den Vogel. „Wenn du da hinunter willst, dann ohne mich!“

Ich blicke demonstrativ auf die Uhr. Es ist nicht einmal Mittag.

„Meinetwegen können wir ja auf noch auf einen Hügel stapfen“, räumt Markus ein. „Hügel?“, hake ich sofort nach. Das ist das Stichwort, aus das ich gehofft habe. Bereits gestern habe ich vom Basecamp aus den höchsten Punkt des Bergrückens, der wie ein Riegel vor dem Tilicho See liegt, genau studiert. Sollten wir ihn erreichen, könnten wir von dort direkt zum Basecamp absteigen. Die Flanke wirkte zwar sehr steil, lief aber gleichmäßig und ohne Felsabbrüche unterhalb des Schnees in ein riesiges Schotterfeld aus.

Ich zeige auf die Schneekuppe östlich von uns. „Meinst du diesen Hügel?“

Markus nickt, ohne in die angedeutete Richtung zu schauen. „Irgendein Mugal halt“, sagt er und zuckt desinteressiert die Schultern.

Während ich innerlich triumphiere und am liebsten gleich los marschieren möchte, lasse ich mich scheinbar gemütlich im Lee des Felsens nieder und winke Asheem, es uns gleich zu tun. Wir teilen unseren Proviant, essen Kekse und Nüsse und beobachten eine von uns aufgeschreckte Maus, die unter dem Felsen haust. Als Wiedergutmachung für die Ruhestörung hinterlassen wir ihr einige Brösel. Dann kommt der schwierige Teil. Wir müssen Asheem klar machen, dass wir unseren Ausflug ohne ihn fortsetzen wollen.

„You go back!“, befahlen wir ihm.

Er sieht uns traurig an.

„Wrong shoes“, sagen wir und deuten erst auf seine Sneakers, dann auf die schneebedeckten Hügel.

„Don't wait for us“, schärfen wir ihm ein, da wir nicht wissen, ob wir nochmals hierher zurückkehren müssen, oder direkt zum Basecamp absteigen können.

Dann binden wir mangels Gamaschen unsere Hosenbeine über den Bergschuhen zusammen und verabschieden uns von Asheem.

Sobald wir aus dem Lee des Felsens treten, wirft sich der Sturm wieder mit voller Wucht gegen uns. Ich gehe voraus. Mit jedem Schritt breche ich durch den Harschdeckel und sinke tief in den Schnee ein. Das wird mühsam werden, befürchte ich und suche nach einer optimalen Route. Ich peile einen abgeblasenen Rücken an, wo der Wind den steinigen Untergrund freigelegt hat. Als ich einen Blick zurück werfe, um mir Markus Zustimmung zu holen, sehe ich Asheem. Mit Storchenschritten stakst er hinter uns her. Ein guide lässt seine Schäfchen nicht alleine. Wir haben wohl etwas Unmögliches von ihm verlangt.

Der Lärm des Sturmes verhindert die Wiederholung ausführlicher Erklärungen. „You go back, alone!“, brüllen wir Asheem an. Seine Augen weiten sich vor Schreck, dann dreht er sich um und tritt mit gesenktem Kopf auf den Normalweg zurück. So können wir ihn nicht ziehen lassen.

Ich gehe ihm nach, lotse ihn ins Lee des Felsens und versuche abseits des Windgeheuls in ruhigen Worten unsere Beweggründe darzulegen. Seine Ausrüstung sei für die geplante Tour nicht geeignet, vor allem nicht für den Abstieg auf der anderen Seite. Ich rede auf ihn ein wie auf eine kranke Kuh. Endlich heitert sich seine Miene auf. Er hat verstanden. Endlich.

Markus müht sich inzwischen zum aeren Rücken empor. Das Spuren im tiefen Schnee kostet viel Kraft. Wenigstens bläst uns der Wind nun in den Rücken und unterstützt unsere Anstrengung. Obwohl uns bloß vierhundert Höhenmeter vom Ziel trennen, erscheint der Anstieg endlos. Weil ich spüre, dass Markus am liebsten umkehren würde, übernehme ich wieder die Führung. Mein Wunsch, den höchsten Punkt dieser Hügelkette zu erreichen ist plötzlich übermächtig.

AM HÖHEPUNKT: KANG BEUB 5.367 M

Ich setze meine Schritte wie in Trance in das unberührte Weiß. Ramme die Schuhspitzen in die windgepressten Harschschichten, um kleine Stufen zu schaffen. Der Hang ist steil, zwingt mich bei jedem Schritt inne zu halten. Stehen bleiben, Luft holen, mit dem Ausatmen aufdrücken, nächster Tritt. Pause. Einatmen. Der Sturm reißt mir das keuchende Geräusch von den Lippen, ich fühle es mehr als dass ich es höre.

Ich drehe mich um. Markus ist zurückgefallen, der Abstand zu mir hat sich vergrößert, obwohl ich das anstrengende Spuren übernommen habe. Das gibt mir Selbstvertrauen und spornt mich an. Weiter, befiehlt meine innere Stimme, weiter, bis es in alle Richtungen nur mehr abwärts geht.

Ist es die Höhe, die Einsamkeit oder schlichtweg die atemberaubende Kulisse, die mich berauscht? Automaten gleich stapfe ich vorwärts und stelle mir dabei vor, die letzten Höhenmeter eines der Himalayariesen zu bezwingen. Mein Blick ist nur mehr auf die Stelle direkt vor meinen Füßen fixiert. Was bedeutet dieses Schneemuster? Eine eisige Kruste? Ein tragfähiger Deckel? Oder werde ich einbrechen und mich wie aus einer heimtückischen Falle befreien müssen?

Im Lee einer kleinen Wechte sinke ich in daunenweichen Schnee. Am liebsten würde ich liegenbleiben. Der Wind heult über mich hinweg. Da ich weiß, dass die trockene Luft in großer Höhe die Atemwege reizt und das Blut durch das Schwitzen eindickt und weniger Sauerstoff transportieren kann, trinke ich meine Wasserflasche leer. Ihr Inhalt ist eiskalt und treibt mir Tränen in die Augen.

Endlich kommt Markus. „Wie weit willst du denn noch?“, fragt sein abgekämpfter Gesichtsausdruck, bevor sein Mund die Worte formt.

Ich weise mit dem Wanderstock zum Grat, rund fünfzig Meter über uns.

Markus nickt gequält.

Doch die vermeintliche Gratlinie entpuppt sich im Näherkommen als Täuschung, dahinter erhebt sich ein neuer Rücken. Markus, der das Spuren übernommen hat, zögert, bleibt stehen. Da läuten bei mir die Alarmglocken und irgendeine Sicherung brennt durch. Ohne mich auf eine Diskussion einzulassen stapfe ich an ihm vorbei. Ich will einen Gipfel im Himalaya erobern und sei es auch bloß ein namenloser Hügel hinter dem Tilicho See!

Als ich am Grat ankomme, bin ich am Ende meiner Kräfte. Und es ist noch immer nicht der höchste Punkt!

Markus schließt auf und schaut mir verwundert ins Gesicht während ich nach Luft japse. „Was ist bloß in dich gefahren?“

„Gipfelsieg“, keuche ich kaum hörbar.

Er tippt sich an die Stirn.

Ein Blick über die Wechten am Grat zeigt, dass wir uns über den Felsabbrüchen befinden.

„Wir müssen zum höchsten Punkt“, erkläre ich Markus. „Von dort aus ist ein Abstieg möglich. Dort gibt es keine Felsen mehr.“

Der Grat steigt nun in flachem Winkel an, eigentlich ein Spaziergang bis zum Gipfel. Aber der Bruchharsch raubt mir die letzte Energie. Erschöpft bleibe ich zwanzig Meter vor dem Ziel stehen. Markus schickt sich an, das Spuren zu übernehmen.

„Nein!“, flehe ich.

Markus sieht mich zweifelnd an.

„Ich will –“, stammle ich zwischen den Atemzügen, „mein Gipfel, bitte.“
Kopfschüttelnd lässt er mir den Vortritt.

Nie hätte ich für möglich gehalten, dass zwanzig Meter derart mühsam sein können. In Zeitlupe schleppe ich mich vorwärts. Ohne meine Stöcke würde ich umfallen. Die Schneekuppe vor mir wird flacher, ein Schritt, ein weiterer, Markus hält diskreten Abstand. Ich befinde mich auf einer Ebene und plötzlich geht es ringsum nur mehr abwärts.

„Yeahhhhhh!“

Auf das Triumphgeheul folgt die Siegesgeste. Mit emporgereckten Armen drehe ich mich um die eigene Achse und sinke dann theatralisch zu Boden. Eigentlich hätte ich zuerst Markus umarmen wollen, aber der wartet meinen Anfall lieber in sicherer Entfernung ab.

„Kang Beub“, rufe ich ihm zu.

„Was?“

„Der Hügel heißt jetzt Kang Beub!“

„Ich versteh dich nicht, der Wind ist zu laut!“

„Herrgott noch mal, dann komm' halt näher her!“

ÜBERSCHREITUNG

Aber Markus ist nicht an Erklärungen interessiert. Er hat sein Fernglas hervorgeholt und hält Ausschau nach der Annapurna I, während ich fotografiere. Das Panorama ist unglaublich. Nördlich von uns liegt die riesige Wasserfläche des Tilicho Sees. Über seinem dunklem Blau erheben sich die Eisflanken des gleichnamigen Gipfels. Hinter dem See befindet sich das Kali Gandaki Tal und am Horizont türmt sich das Dhaulagiri-Massiv. Lassen wir unseren Blick von Norden über den Westen nach Süden schweifen, dem Tilicho Grat folgend über den Roc Noir zu den Annapurnas, so präsentiert sich uns eine der imposantesten Kulissen des Himalayas. Ein Siebentausender nach dem anderen, die Flanken mit Gletschern bepackt oder gleißenden Firnfeldern verspiegelt. Unfassbar schön. Die klare, trockene Luft lässt jedes Detail erkennen, den Schwung einer Wechte, die türkise Wunde eines Gletscherbruchs, den wahnwitzigen Vorsprung eines Eisbalkones.

Nach Osten zu öffnet sich das Tal des Marsyandi-Flusses, ein tiefer brauner Einschnitt inmitten der unzähligen Schneegipfel. Am Horizont erhebt sich der Manaslu und macht uns die Dimension unserer Trekkingroute deutlich.

Zu unseren Füßen leuchtet ein winziges blaues Viereck. Das Wellblechdach des Basecamps. Mehr als 1.200 Höhenmeter tiefer. Wir steigen ein kleines Stück weit ab, um dem Sturm zu entkommen. Der Hang ist sehr steil. Wir schätzen seine Neigung auf 45 Grad.

„Und du glaubst, das ist eine gute Idee?“, fragt Markus während er nach unten deutet.

„Es ist mit Sicherheit der kürzeste und direkteste Weg nach Hause“, sage ich, obwohl auch mich Zweifel plagen. Der Blick in die Tiefe löst ein mulmiges Gefühl in der Magengegend aus.

„Warte hier“, weist mich Markus an, „ich gehe mal ein Stück voraus. Falls eine Lawine losbricht, sind wir nicht beide gleichzeitig darunter.“

Der obere Teil des Hanges ist mit dem Neuschnee der vergangenen Tage bedeckt. Markus sinkt teilweise bis zur Hüfte ein. Zum Glück ist der Schnee pulvrig und ungebunden und die Gefahr eines Schneebrettes daher gering. Dennoch bin ich erleichtert, als Markus mir winkt und ruft, es ginge erstaunlich gut.

Sonnenaufgang



...auf der Annapurnakette, vom Hoteldach in Manang aus fotografiert.



Wir verlassen Manang, das im Rauch der Herdfeuer versinkt, in Richtung Tilicho (Bildmitte)





Unser Träger Asheem vor gigantischer Kulisse: im Vordergrund die Sandsteinformationen („nepalesische Dolomiten“), im Hintergrund der vergletscherte Rücken des Tilicho-Massivs

Roc Noir



Wir erobern den Tilicho-See (5000 m) im Sturm



**Kang Beub
(5.367 m)**



Rechts hinter Martina der Gangapurna, links in weiter Ferne der Manaslu, im Bild unten der Blick von unserem „Gipfel“ zurück zum Tilicho See am Fuß des gleichnamigen Berges



Mit Herzklopfen beginne ich den Abstieg. Nun gibt es kein Zurück mehr. Durch diese Schneemasse könnten wir uns nie mehr hinaufkämpfen.

Wir nähern uns der Zone mit geringerer Schneedecke. Die Gefahr von vereistem Boden ist nicht zu unterschätzen. In dieser Höhe gefriert das von der Sonne getaute Schmelzwasser im Schatten sofort wieder. Ausrutschen und in die scharfkantigen Steine schlittern könnte schlimme Folgen haben.

Aber wir meistern auch diese gefährliche Passage. Ab dann gilt es nur mehr ein 1000 Meter langes Schotterkar abzusteigen. Anfangs ist das Material so kleinteilig, dass wir wie erhofft „rüfeln“ können, also mitsamt dem losen Geröll in die Tiefe fahren. Das ist unheimlich streng für die Beinmuskulatur, weil man in der Steinlawine das Gleichgewicht halten muss, während man wie über ein Reibeisen rumpelt.

Meine Oberschenkel krampfen und ich muss immer wieder Pausen einlegen. Unser Abstieg ist weithin hörbar. Der ganze Hang ist in Bewegung, es klirrt und scheppert und am Ende der Schotterhalde, wo der Trekkingpfad verläuft, halten Wanderer erschreckt an.

Völlig verstaubt und mit vor Anstrengung zitternden Knien kommen wir bei ihnen an. Für den Abstieg von 900 Höhenmetern haben wir nicht einmal eine Stunde benötigt!

Dreißig Minuten später erreicht Markus das Basecamp. Ich zweigte kurz davor ab, um in den Fluten eines Gletscherbaches zu baden.

„Du spinnst wirklich“, sagt Markus, als ich bald darauf mit nassem Handtuch in der Lodge eintreffe. Auf dem Tisch ist die Landkarte ausgebreitet. Markus schiebt sie mir herüber. Neben dem Tilicho Lake zielt die Höhenkote 5.367m einen namenlosen Hügel. Jemand hat sie mit Kugelschreiber eingerahmt und „Kang Beub“ dazu geschrieben.

„Dein Gipfel“, sagt Markus und lächelt als würde er mir einen Pokal überreichen.

Asheem hat mit anderen Trägern und guides zusammen unseren Abstieg beobachtet. Nach der Erleichterung über unsere unversehrte Rückkehr trägt er nun einen gewissen Stolz zur Schau. Nicht jeder guide verfügt über so geländetaugliche Klienten.

Wir lassen den Tag mit einer Riesenportion Spaghetti und Pommes Frites ausklingen und gehen früh zu Bett.

28. Tag, Mittwoch, 23.10.2013

Der erste Blick am Morgen durch die Zimmertüre zeigt den langen Bergrücken, hinter dem der Tilicho See verborgen ist. Es ist das gleiche Bild wie gestern, nur der Schnee hat sich etwas zurückgezogen. Der volle Mond steht über dem höchsten Punkt des Grates, über „meinem Gipfel“.

Es ist mir selbst unbegreiflich, wieso mich die Wanderung auf diesen billigen Hügel derart begeistert hat und immer noch freut.

OJE

Markus tritt aus dem dunklen Zimmer und blinzelt. „Was gibt's?“

„Kang Beub“, sage ich bloß und zeige zum Berg, der meinen Namen trägt, wenn auch in verschlüsselter Form.

Markus verdreht die Augen und seufzt, wahrscheinlich ahnt er, was auf ihn zukommt, solange wir uns in Sichtweite des Hügels befinden. Ich humple ihm über die Holzterasse nach. Der unrythmische Takt hinter seinem Rücken macht Markus stutzig. Er bleibt stehen und mustert mich mit hochgezogenen Augenbrauen.

„Kang Beub?“, fragt er lauernd. Mitleid klingt anders.

Ich nicke und massiere den schmerzenden linken Oberschenkel. Dabei schau ich so tapfer drein, wie ein Kriegsveteran, der seine Narben präsentiert.

Markus wendet sich mit einem vielsagenden „Oje“ ab.

Mit „Oje“ begrüßt er auch Asheem, der uns vom Eingang des Frühstückraumes aus beobachtet hat und uns besorgt erwartet. Asheems Miene verdüstert sich augenblicklich. „You problem?“ erkundigt er sich ängstlich bei mir.

Zum Glück ist Markus schon außer Hörweite, denn diese Frage hätte ihm gefallen.

Ich kann Asheem beruhigen. Ich bin kein Problem. Ich leide bloß an einer Muskelzerrung. Der Brachialabstieg gestern hat seine Spuren hinterlassen. Heute kann ich keine großen Sprünge mehr machen, aber der Fußweg zurück nach Manang ist ohnehin recht flach.

Um acht Uhr verlassen wir das Tilicho Basecamp und ich muss meinem Gipfel den Rücken zukehren. Der Himmel ist entgegen der Wetterprognose immer noch wolkenlos. Einzig die Luft im Tal ist von der Feuchtigkeit etwas trübe und lässt die Berge über dem Dunstschleier unwirklich erscheinen. Als hätte man sie für einen kitschigen Himalayafilm auf eine dunkelblaue Kartonkulisserie gepinselt und dabei nicht mit Deckweiß gespart.

Kaum zu glauben, dass wir den Gletschergiganten gestern so nahe gewesen sind. Der Ausflug zum Tilicho See war der zweite Höhepunkt unserer Trekkingtour. Alles, was jetzt noch folgt, ist nur mehr Draufgabe. Zum ersten Mal können wir die phantastische Landschaft einfach nur genießen. Der Zwang zum Fotografieren ist erloschen, wir haben alles schon geknipst, der Griff zum Fernglas entfällt – wir haben alle Details schon gesehen. Sorge ums Wetter? In den entscheidenden Momenten war der Himmel wolkenlos. Worüber sich jetzt noch Gedanken machen?

Entspannt wandern wir Manang entgegen. Die Berberitzensträucher glühen in der Sonne, flammen rot und orange vor dem Dunkel des Pinienwaldes und den grauschwarzen Schotterkaren. Im Dorf trocknen Feldfrüchte auf den Flachdächern der Häuser. Trotz der vielen wehenden Gebetsfahnen hocken Spatzen mitten in den ausgebreiteten Gerstenkörnern und picken sich Leckerbissen heraus. Eine große Krähe macht sich über das Gemüse her und hackt Löcher in Krautköpfe. Mein Händeklatschen kann sie nicht vertreiben.

Eine Kuh mit seltsamem Kopfschmuck bricht aus dem Gebüsch. Das Fell scheint kugelig aufgezwirbelt. Grüne Lockenwickler? Erst aus der Nähe lüftet sich das Geheimnis ihrer Frisur: Stirn und Nacken sind übersät von Kletten, die sich an das arme Tier geheftet haben. „Oje-oje“, sagt Markus zu dem Vieh, „das geht ja auf keine Kuhhaut mehr!“

Meine Muskelzerrung entlockte Markus nur ein einfaches Oje.

In Manang warten schlechte Nachrichten auf uns. Der Hotelmanager verpackt sie zwar in vorteilhafte Worte, aber die unmittelbare Nähe des reservierten Zimmers zu den Toiletten klingt in unseren Ohren nicht verlockend. Die großen, hellen Zimmer der oberen Stockwerke sind alle von Trekkinggruppen gebucht. Enttäuscht ziehen wir in die finstere Kammer neben der Dusche ein. Das mittels Solarenergie erhitze Wasser entschädigt für vieles. Haare und Kleidung waschen ist dringend nötig. Den Nachmittag verbringen wir im Restaurant hinter den großen Glasscheiben. Mit meiner Frage nach grünem Tee verbinde ich wenig Hoffnung. Umso mehr überrascht mich die Kanne mit biologischem Jasmin Tee. Ich bin selig. Über den nach Blüten duftenden Tassenrand blicke ich in Richtung Tilicho. „Schatz“, sage ich, als hätte ich eben etwas Erstaunliches entdeckt, „er ist immer noch da.“

„Wer?“

„Der Kang Beub. Man sieht ihn von sogar von hier aus!“

„Oje-oje-oje.“

Wir liegen lange in den Schlafsäcken, obwohl der Himmel draußen makellos blau ist. Beim Frühstück sind wir die letzten.

Es lockt weder ein wichtiges Ziel, noch drängt der Wetterbericht. Die Sehnsucht klebt nicht mehr ausschließlich in den eisigen Höhen sondern wendet sich vermehrt den Niederungen des Alltags zu. So kann es vorkommen, dass sich das imaginierte Bild einer sauberen Badewanne vor Gipfel des Gangapurna schiebt. Eine Fata Morgana des Heimwehs. Zu früh allerdings. Unser Rückflug nach Europa geht erst in zwei Wochen.

Zeit im Überfluss.

CHULU - REVISITED

Hatten wir nicht bei der Annapurna-Umrundung 2001 an manchen Orten das Gefühl, hier wäre es schön zu verweilen und dorthin sollte man einen Abstecher machen? Beispielsweise als sich auf dem Weg zum Thorung Lha Pass das Seitental zu den Gipfeln der Chulus hin öffnete und wir damals vorübergingen, in der traurigen Gewissheit, dem malerischen Flusslauf wohl nie bis zu seinem Gletscherursprung zu folgen.

Jetzt holen wir das Versäumte nach, wir wandern zu den Chulus. Mit leichtem Gepäck brechen wir zum Nostalgetrip auf. Da der Straßenbau in Manang endet, erwarten wir, dass der Weg dahinter unverändert geblieben ist. Seltsamerweise deckt sich unsere Erinnerung nicht mit den Eindrücken, mit denen wir jetzt konfrontiert sind. Natürlich gab es vor 12 Jahren weniger Touristen und vor allem nicht diese Art von Touristen: Japanerinnen im hohen Alter, die sich im Gänsemarsch mit Trippelschritten ins Gebirge wagen oder adipöse Jugendliche in kurzen Hosen, die der Kälte in 4.000 Metern Höhe nur ihre Fettschicht entgegensetzen können. Daunen? Uncool!

Wir fühlen uns fremd. Unser Gedächtnis muss manipuliert worden sein. Jemand hat Häuser und Bäume aus unseren Erinnerungsbildern entfernt. Sogar Schluchten und weite Ebenen fehlen. Nur die Gipfel sind da wo sie hingehören, wenn auch bloß mehr halb so hoch wie einst. Dass manche keine Gletscher mehr umgehängt haben, mag mit dem Klimawandel zu tun haben. Aber je weiter wir wandern, desto unsicherer werden wir.

„Hast du das Gefühl, hier schon einmal gewesen zu sein?“, frage ich Markus.

Er gesteht, dass ihm einzelne Abschnitte bekannt vorkommen. Aber der Eindruck entspränge mehr einem bildlichen Wiedererkennen, als würde eine Filmszene wiederholt. Ein echtes déjà-vu kann man das nicht nennen.

Interessanterweise sind die Proportionen so verzerrt. Der Weg ist steil, wo er gemäß Gedächtnis flach sein sollte, eine kurze Distanz zieht sich nun schier endlos dahin. Und die damals so beeindruckenden Chulus? Ein billiger Steinhaufen mit ein paar Gletscherresten.

Unsere Enttäuschung ist groß. Das märchenhaft schöne Seitental entpuppt sich als recht langweilig. Weglos, mit Stachelgestrüpp verfilzt, der Bach tief im Moränenschutt eingegraben. Vor 12 Jahren streikte unser Fotoapparat und wir speicherten das Bild nur über unsere Augen ab. Vielleicht wurde es deshalb so schön und lockte uns an diesen Platz zurück. Nichts wurde zwischenzeitlich in diesem Tal verändert. Nur unser Blick ist wählerischer geworden. Verwöhnt.

Ich suche mir einen Platz zum Picknick. In der Bäckerei habe ich ein Croissant gekauft. Es wiegt fast ein halbes Kilo. Leider schmeckt es auch so. Markus kraxelt mit dem Fernglas auf einem Moränenhügel herum, in der Hoffnung, den Gipfel der Annapurna I zu erspähen. Doch diese nachträgliche Legitimation für den Ausflug bleibt ihm versagt.

Mit dem Croissant im Magen, das dort übrigens ungleich schwerer liegt als im Rucksack, machen wir uns auf den Rückweg. Als wir vom Seitental kommend in den Wanderweg einbiegen, haut uns der Anblick fast um. Die Kette der Annapurnas steht wie eine gleißende Wand vor uns. Übermächtig, den ganzen Horizont einnehmend. Schlagartig ist uns wieder bewusst, weshalb diese Trekkingroute als eine der schönsten der Welt gilt.

Mittlerweile sind kaum mehr Touristen unterwegs. Die Menschenmassen des morgendlichen Aufbruchs von Manang sind durchgezogen, wahrscheinlich stauen sie sich jetzt vor dem nächsten Dorf. Leider sind auch die temporären Marktstände entlang des Pfades verschwunden.

Wir hatten dort eine kleine solarbetriebene Gebetsmühle entdeckt. Allerdings schon ziemlich verstaubt und ausgebleicht. Auf dem Rückweg wollten wir schauen, ob es nicht ein neuwertiges Exemplar zu kaufen gibt. Ich äußerte zwar geschmackliche Bedenken gegen das Kitsch-Souvenir aus Plastik. Made in China.

„Genau das ist der Clou!“, argumentierte Markus. „Der tibetische Verkäufer behauptete ja, dass es diese Dinge nur jenseits der nepalesischen Grenze gibt, also in seiner Heimat. Aus reinem Geschäftssinn produziert China einen Kultgegenstand, den man in der ganzen Welt mit dem tibetischen Buddhismus verbindet, den das offizielle China aber gleichzeitig unterdrückt.“

Weiters gefalle ihm die Kombination der alten Tradition mit der modernen Solar-Technik. In der Folge klappert Markus die Geschäfte in Manang ab. Vergeblich. Bis ein Verkäufer sagt, er könne so ein Ding besorgen. Neu. Gegen Vorkasse. Markus steckt ihm 1.000 Rupien zu, bevor ich Einspruch erheben kann. „Zehn Euro ist es mir wert“, sagt er knapp.

Zurück im Hotel erwartet uns eine große Enttäuschung. Aus unerklärlichen Gründen gibt es kein Warmwasser. Nach der kalten Dusche besetzen wir einen Tisch im kleinen Nebenraum der Dininghall, direkt neben dem Ofen und halten die Stellung bis zum Schlafengehen durch. Der Gruppe Franzosen, die draußen an der gemeinsamen Tafel Platz nehmen müssen, rufen wir ein schadenfrohes „Türe zu“ hinterdrein. Hier im Warmen ist nur für Individualreisende Platz.

Im Stiegenhaus hängt ein wunderschönes Foto eines Bergsees. Icelake steht darunter. Wir sehen auf der Karte, dass wir den Aufstieg von Manang aus bewältigen könnten. Allerdings sind es über 1.000 Höhenmeter, gepaart mit einer ziemlichen Horizontaldistanz. Aber das Wetter ist schön und meine Muskelzerrung hat sich gebessert. Kaum ist der Entschluss zur Tour gefasst, bringt der Hotelmanager gute Nachrichten. Wir dürfen morgen Vormittag in ein besseres Zimmer übersiedeln. Den Umzug muss nun Asheem übernehmen. Wir werden ihm in der Früh das Gepäck überantworten und alleine gehen. „Tut uns leid“, heucheln wir.

30. Tag, Freitag, 25.10.2013

Noch vor sieben Uhr brechen wir auf. Zuerst müssen wir in den rund 3 Kilometer entfernten „Vorort“ von Manang, nach Braga tippeln. Braga dürfte früher recht touristisch gewesen sein. Unterhalb eines pittoresken Klosters warten in die Jahre gekommene Hotels auf Gäste, die sonst nirgendwo mehr Unterschlupf finden können. Läden haben dichtgemacht, Fragmente von Reklameschildern deuten anklagend ins Leere, Kodak liegt buchstäblich am Boden. Niemand braucht mehr Filmrollen, um den Ort bildlich festzuhalten.

Seltsamerweise ist auch das Kloster auf dem Hügel oben verwaist. Das Konglomerat von Steinhäusern, die sich neben- und übereinander stapeln und den Eindruck erwecken, als wäre

die gesamte Erhebung von Menschenhand erschaffen, ist unbewohnt. Ursprünglich waren es sicherlich Menschen, die sich in die Nähe und somit in den in den Schutz des Heiligtums drängten. Jetzt quillt Stroh aus den Fensterluken und Reisigbündel türmen sich auf den Veranden. Das ganze Dorf ist eine Speicherkammer. Nur wo sind die Menschen?

Wir würden gerne jemanden fragen, aber der einzige Einheimische, der uns begegnet, eilt raschen Schrittes vorüber, sichtlich bemüht, uns zu ignorieren. Das ist der Unterschied zwischen dem Annapurna-Trail und der Manaslu-Runde. Verständlich, bei hunderten täglich vorbeiziehenden Touristen.

Auch wir verhalten uns klischeekonform, machen Fotos vom Klosterhügel und bleiben auf dem ausgeschilderten Weg zum Icelake. Eine Touristenattraktion, die erst in den letzten Jahren erschlossen worden ist. Der See wurde von den Einheimischen schon lange als etwas Besonderes verehrt. Nun wird er als lohnendes Akklimatisierungsziel beworben. Wir vermuten, dass die lokale Bevölkerung kein Mitspracherecht hatte, als der Weg freigegeben wurde. Niemand grüßt uns beim Gang durch eine verwinkelte Siedlung. Die Frage nach der Richtung wird mit einem stummen Fingerzeig beantwortet.

Der Weg verläuft eben und quert einen langgezogenen, mit stacheligen Büschen bewachsenen Hang. Markus seufzt. Wir sind bereits über eine Stunde unterwegs und haben noch nicht einmal unsere Ausgangshöhe vom Hotel in Manang wieder erreicht. Dabei sollten wir über tausend Höhenmeter bewältigen! Als es dann endlich bergauf geht, seufzen wir beide. Den Nepalesen fehlt jegliches Mittelmaß. Eine staubige Rinne, eingeklemmt zwischen wehrhaften Berberitzen und anderem Stachelzeug, führt ohne eine Serpentine den Hang hinauf. Der trockene Boden ist hart wie Beton und bietet keinen Halt. In den flacheren Passagen liegen Kiesel: Rollsplitt zur Verschärfung. Ohne Wanderstöcke wären wir gezwungen uns an den Sträuchern zu vergreifen. Bereits während des Aufstiegs graut es mir vor dem Hinuntergehen. Meine Muskelzerrung reagiert immer noch schmerzhaft auf Steilheit und Ausrutscher.

GEHÖRNT E W E S E N + U F O - P A R A B O L S P I E G E L

Dieses erste Wegdrittel ist sehr selektiv. Entsprechend einsam präsentiert sich uns die Landschaft, die sich oberhalb der Buschbarriere erstreckt. Eine Hochalm mit weiten Hügeln und sanften Bergflanken. Die Sträucher schrumpfen auf Schuhrandniveau und machen Gräsern Platz. Mit zunehmender Höhe ducken sich selbst die Gräser und verfilzen sich zu einer weichen Matte. Im Sommer wahrscheinlich golfplatzgrün, nun herbstlich braun, mit einigen mutigen, stengellosen Gänseblümchen geschmückt. Ein menschenleeres Idyll.

Warum fühlen wir uns trotzdem beobachtet?

Wir erkennen sie erst spät. Ihre Tarnung ist perfekt. Die regungslosen Körper, die farblich mit der Umgebung verschmelzen, hätten wir wahrscheinlich nie entdeckt. Die Hörner haben sie verraten. Ich wunderte mich über die seltsam symmetrischen Gewächse auf dem Hügelrücken und sah genauer hin. Blauschafe!

Über den Hang verteilt liegen die Weibchen, am Grat thronen die Bullen mit den mächtigen Hörnern. Alle Tiere schauen uns unverwandt an. Wir starren zurück und reichen uns abwechselnd das Fernglas. Der Anblick der Steinbock ähnlichen Tiere ist imposant. Ihre fast waagrecht zur Seite abstehenden Hörner sind direkt überm Schädel armdick, krümmen sich dann nach hinten und zwirbeln sich, dünner werdend, wie ein altmodischer Schnurrbart ein. Da die Gruppe am Hügelkamm liegt, heben sich die Silhouetten scherenschnittgleich vor den

Gletscherbrüchen im Hintergrund ab. Ein fantastisches Fotomotiv! Nur leider sind wir zu weit von der Herde entfernt. Und näher als auf hundert Meter lassen uns die Wildtiere nicht an sich heran. Die Bullen sind die ersten, die nervös aufspringen und hinterm Hügel verschwinden.

„Warum eigentlich?“, frage ich Markus, der mir stellvertretend die männliche Weltsicht erklären soll. „Schließlich tragen die Bullen doch die Verteidigungswaffen!“

Mit dem Argument: „Ich weiß es nicht, ich bin kein Schaf“, weigert sich Markus Stellung zu beziehen.

„Aber Hirsche verhalten sich ebenso feig!“

Markus schaut mich scheel an. „Willst du etwas Bestimmtes damit sagen?“

Lachend beeile ich mich zu versichern, dass dies nicht meine Absicht gewesen ist.

„Meinst du, wir können uns am Rückweg an die Blauschafe heranpirschen?“, versuche ich vom Thema abzulenken.

„An diese Möglichkeit habe ich auch schon gedacht“, stimmt Markus zu.

Es herrscht wieder Frieden auf der Alm.

Nach rund drei Stunden Aufstieg neigt sich die Alm nochmals, wird flach und endet abrupt an einer Felskante. Dahinter ein gähnender Abgrund ins Nachbartal. Kein See weit und breit. Die Wegspuren haben sich verlaufen. Oder wir uns.

Das Atmen fällt uns schwer, wir sind sicher nicht mehr weit von der 4500-Meter Höhenmarke entfernt. Ein eisiger Wind bläst uns um die Ohren. Hätte ich nicht dieses wunderschöne Seefoto aus dem Hotel vor meinem inneren Auge, würde ich wahrscheinlich aufgeben.

Der See kann sich nur hinter einem steinigen Bergrücken verbergen, der die Alm seitlich begrenzt. Bevor wir dorthin aufbrechen, legen wir eine kurze Rast ein. Denn in der anderen Richtung, also talauswärts, haben wir freie Sicht auf das größte geologische Monument, das uns je untergekommen ist. Die Felsenkurve bei Pisang.

Ihre Entstehungsgeschichte bleibt uns ein Rätsel. Wahrscheinlich dürfte Gletscherschliff eine bedeutende Rolle an der Formung gespielt haben. Der über einen Kilometer hohe Steinriegel schiebt sich quer ins Haupttal. Eismassen könnten sich in früheren Zeiten daran gestaut haben und das Hindernis Schicht um Schicht abgehobelt haben. Übriggeblieben ist eine makellos glatt polierte Fläche. Jedoch keine ebene Wand, sondern eine gekrümmte Wölbung, gleich einem Teil eines Parabolspiegels.

„Satschüssel für Ufos“, urteilt Markus spontan über das Gebilde, das wie ein Fremdkörper in der ansonsten zerfurchten und schroffen Landschaft steht.

Es ist nicht nur die Ebenmäßigkeit, die beeindruckt, sondern auch das Ausmaß. Als wir vor zwölf Jahren am Fuß der Felswand standen und unsere Augen ihrer Wölbung bis in den Himmel folgten, hatten wir das Gefühl etwas Monströses neige sich über uns. Die untersten Steinplatten könnte man vielleicht noch auf Reibung kletternd bezwingen, aber dann steilen sie sich immer weiter auf, bis sie fast senkrecht erscheinen.

Selbst auf der Landkarte sticht einem die Felsformation ins Auge. Nirgendwo sonst verlaufen Schichtenlinien derart gleichmäßig parallel. 1.200 Höhenmeter umfasst die Differenz zwischen dem Bachbett, aus dessen Ufer die Felswand emporsteigt, bis zum schmalen Grat, der wie die Scherbe eines bauchigen Gefäßes in den Himmel ragt.

„Wenn es aber Gletscherschliff war“, zweifelt Markus, „weshalb zeigt die umliegende Landschaft keinerlei Spuren davon?“

„Frag nicht mich, ich bin kein Eis“, antworte ich.

KITSCHSEE OHNE EIS

Eine halbe Stunde später erreichen wir den See. Malerisch eingebettet in einer Wiesenmulde wird er von einer kleinen Lehmbarriere so weit aufgestaut, dass das Wasser, von der Rückseite des Sees aus betrachtet, bis an die Horizontlinie heranreicht.

Die Spiegelbilder der Siebentausender von der gegenüberliegenden Talseite schwimmen darin. Obwohl der See seicht ist, erscheint er tiefblau. Der Himmel, noch immer wolkenlos, spendet dem Wasser seine Farbe. Ein perfektes Bild.

Erschöpft vom Aufstieg und wie erschlagen vom grandiosen Anblick lassen wir uns im vertrockneten Gras nieder. Lange schweigen wir. Schließlich spricht Markus aus, was auch ich empfinde: „Schöner kann es nicht mehr werden. Jetzt können wir heim gehen.“

Unser Picknick am See zelebrieren wir wie ein Abschiedsessen mit alten Bekannten: den Gletschern der Annapurna, des Gangapurna und des Glaciersdomes in Augenhöhe und zu unseren Füßen im Wasser. Jedes Detail ist uns durchs Fernglas vertraut, wir haben sie wohl über hundert Mal fotografiert. Das Panorama vom Icelake bildet den krönenden Abschluss unserer Wanderung. Ich binde Mamas Maskottchen, das Holzengelchen vom Rucksack und platziere es vor der atemberaubenden Kulisse. Das Foto „hier hab ich an dich gedacht“ ist bald gemacht. Was nun?

Schön wäre, wenn man sich per Knopfdruck nach Hause beamen könnte. Der Zeitpunkt erschiene ideal. Wir sind satt.

Unwillig erheben wir uns. Vor dem Abstieg wandern wir zu einer leuchtend weißen Stupa auf einem Wiesenhügel. Dort angekommen erblicken wir den eigentlichen Icelake, den richtigen See. Das, was uns so begeistert hatte, war bloß ein seichter Tümpel im Vergleich zu dem tiefen Gewässer, das nun vor uns liegt. Seine versteckte Lage inmitten von Hügeln erlaubt dem großen See allerdings nur den Himmel zu spiegeln. Ohne die Schneeriesen wirkt er langweilig und das Foto verkommt zu einem Pflichtakt.

Für den Abstieg wählen wir einen anderen Weg über die Hochalm. Wir versuchen uns aus dem Hinterhalt der Hügelrücken an die Blauschafe anzuschleichen. Vergebens. Die Tiere haben ihren Standort gewechselt. Als wir kurz darauf völlig unerwartet und ohne Deckung auf sie treffen, rennen sie in Panik davon. Die gehörnten Böcke voraus, die Schafe hinterdrein. Wir haben das sprichwörtliche Nachsehen und auf dem Foto nur die Hinterbacken.

Der steile Weg zurück nach Braga ist schlimmer als befürchtet. Er bestätigt unser Gefühl, genug gewandert zu sein. Wir freuen uns auf Entspannung, Erholung und zwangloses Nichtstun.

Diesmal werde wir in Manang positiv überrascht. Der Hotelmanager hat uns tatsächlich das beste Zimmer zugewiesen: Im obersten Stock mit großen Fenstern nach drei Seiten, sodass wir im Liegen vom Bett aus die Annapurnas betrachten können. Zudem ist ein eigenes Bad angeschlossen, das zeitweilig über warmes Wasser verfügt. „Jetzt beginnt der Urlaub“, juble ich und lasse mich auf die Matratze fallen.

„Wie wird er wohl enden?“, sagt Markus kryptisch.

Die Frage ist berechtigt. Wir haben noch keine Möglichkeit gefunden, einfach und bequem aus Manang weg zu kommen.

In dem Moment ertönt in der Luft Motorengeräusch. Ein Hubschrauber kreist über Manang und landet bald darauf unten am Fluss.

Markus und ich schauen uns an.

„Wahrscheinlich Armee.“

„Ob die bestechlich sind?“

„Sicher.“

Zum Abendessen bestellen wir wieder unser Lieblingsgericht. Zum Leidwesen der Kellner. Gebratenes Gemüse mit Käse überbacken, serviert in einer fast glühenden Eisenpfanne, die zwecks Hitzeschutz in einer Holzschale steckt. Das viele Fett spritzt in hohem Bogen davon, es qualmt, brutzelt und zischt. Nicht nur in der Pfanne, sondern auch auf dem Tisch, dem Boden und den Unterarmen der Kellner.

Zusammen mit einer großen Portion Gemüsereis bringen wir die notwendigen Kalorien in uns hinein. Das ist nämlich an Wandertagen mit nur einer warmen Mahlzeit ein Problem und unsre locker gewordenen Hosenbünde deuten darauf hin, dass wir in den letzten Wochen zu wenig gegessen haben.

Am Nebentisch haben Frauen Platz genommen. Vor ihnen dampft eine Thermoskanne mit kochendem Wasser. „Wollt ihr lieber den *entspanntes-Schlafen-Tee* oder den *frei-Durchatmungstee*?“, fragt die Hüterin einer Schachtel Teebeutel in die Runde.

Markus erstickt fast an seinem unterdrückten Lachanfall.

„Dir rate ich zum *Rachentee*“, sagt die Frau zu ihrer Nachbarin, die sich unentwegt räuspert.

Sich selbst genehmigt die Kräutерhexe eine Blütenessenz für den *heilenden Geist*.

„Reiß dich zusammen“, flehe ich Markus an, der sich wie ein Fisch auf dem Trockenen gebärdet und seine glasig werdenden Augen verdreht. „Sonst kriegst du einen *benimm-Tee* verpasst!“

Die Frau verteilt die Teebeutel an ihre Jüngerinnen, als müsste sie die Szene des Brotbrechens beim letzten Abendmahl nachstellen.

Markus japst hörbar nach Luft und tupft mit einer Serviette vorsichtig die Tränen von den Augen.

Der Anblick des weinenden Mannes erregt Aufmerksamkeit. Und Mitleid. „Hat er sich verschluckt? Möchte er vielleicht einen Tee -?“

„Nein danke“, wehre ich ab, „es ist nur die trockene Luft hier drinnen. Das reinste Gift für Kontaktlinsen. Stimmt's mein Schatz?“

Als Antwort dringt ein heiseres Röcheln durch die Serviette, mit dem sich Markus nun vollständig das Gesicht bedeckt. Er nickt.

„Leider ist mir der Augentrost gestern ausgegangen“, bedauert die Frau.

Markus Schultern beben verdächtig. Ich bohre ihm den Ellbogen in die Rippen. Der darauffolgende Hustenanfall klingt täuschend echt.

Danach richtet sich Markus auf und schaut mich seltsam erstaunt an. „Ich hab Halsweh“, stellt er fest.

„Soll ich einen Ingwertee bestellen?“, frage ich zum Test.

„Ja bitte.“

Oje, das wird ernst.

Aufstieg zum Ice-Lake



Atemberaubende Blicke auf die Annapurnas,
aber auch auf seltsame Felsformationen

Ufo-Sat-Schüssel?





Ice - Lake (4.600 m)

Scheue Blauschafe
lassen uns nicht
nahe genug heran,
aber es gibt ja auch
andere schöne
Motive, die nicht
wegrennen können.



31. Tag, Samstag, 26.10.2013

Die Luft in Manang ist eine Belastung für die Schleimhäute. Kalt, extrem trocken und mit Staub oder Rauch geschwängert. Beim Räuspern fühlt es sich an, als würde man über Krusten raspeln, die Taschentücher sind nach dem Schnäuzen blutig.

Nach dem Aufwachen dauert es eine Weile, bis die Stimmbänder funktionieren. Wir liegen schweigend und schauen dem Sonnenaufgang zu. Es ist ein seltsamer Moment. Der Himmel ist genauso blau wie in den letzten Tagen, die Gipfel gleißen unverändert, im Hotel ist das hektische Trappeln von Bergschuhen zu hören. Alle beeilen sich, es herrscht Aufbruch, das Wetter muss ausgenutzt werden.

Uns ist der Antrieb abhanden gekommen. Der Motor des Wünschens und Wollens ist abgestellt. Zumindest was Abenteuer und Entdeckungsdrang betrifft.

Andere Sehnsüchte schleichen sich in den leer gewordenen Raum und füllen ihn mit angenehmen Vorstellungen. Wärme spielt eine zentrale Rolle darin.

Wir bleiben ja bloß derart lange unter der Decke, weil die Luft im Zimmer nahe dem Gefrierpunkt liegt und es jedes Mal eine grausame Überwindung kostet in die eisigen Klamotten und Schuhe zu schlüpfen, sich Hände und Gesicht mit Gletscherwasser zu waschen und schlussendlich mit Kappe und Handschuhen im Frühstücksraum auf den Tee zu warten. Bewegung verschafft Wärme. Nichtstun ist etwas für Tropen.

GENUG

„Wann geht eigentlich unser Flug nach München?“, fragt Markus.

„In zwölf Tagen“, antworte ich und fische meine Unterwäsche von der Leine, um sie unter der Bettdecke vorzuwärmen.

„Was tun wir bis dahin?“

„Schauen, dass wir hier weg kommen.“

„Und dann?“

„Dann machen wir Urlaub.“ Ich denke an ein Hotel in Pokhara mit westlichem Komfort.

„Oje“, sagt Markus und irgendetwas in mir stimmt ihm zu, obwohl ich mich an die Vorstellung von Swimmingpool und Spa-Bereich klammere. Urlaub-machen ist nicht unsere Stärke.

Der Frühstücksraum ist verwaist, Tische werden abgeputzt und Stühle zu recht gerückt. Nur die Teefrauen von gestern Abend sitzen dick verummmt vor dampfenden Tassen. Tabletten liegen neben der Schachtel Erkältungstee.

„Antibiotika?“, frage ich neugierig.

Ich ernte die erwartete Entrüstung. Es handle sich um ein Vitamin-C – Zink Präparat, welches die Heilung auf sanftem Weg unterstützt.

Apropos Weg, „Wann müsst ihr denn weiter?“, will ich wissen.

„Morgen. Heute ist ohnehin ein Akklimatisationstag. Und ihr?“

„Ach, wir haben Zeit, so viel, dass wir gar nicht wissen, was wir damit anfangen sollen.“

Böse Blicke sind die Folge. Ich suhle mich darin.

„Was hast du nur gegen diese Frauen?“, stellt mich Markus zur Rede.

Ich weiß es nicht. Etwas reizt mich an ihrer Art. „Es sind Deutsche“, sage ich.

„Das ist ein Argument“, bestätigt Markus. „Das andere lautet: es sind Frauen.“

„Was soll das heißen?“

„Zickenterror“, flüstert Markus und geht augenblicklich in Deckung, wohl ahnend, dass etwas durch die Luft fliegen könnte.

Zum Glück bringt der Kellner unseren porridge und Ingwertee und die Atmosphäre entspannt sich. Kurz darauf treffen die ersten Sonnenstrahlen auf die Glasfront des Frühstückraumes. Wohlige Wärme breitet sich aus und verdrängt den Lagerkoller in die ungemütliche Ecke. Dort lauert er, bis es ihm die Umstände erlauben wieder hervorzubrechen. Das Nervenkleid ist in den vergangenen fünf Wochen durch die Strapazen dünn geworden. Die permanente Zweisamkeit verbietet aber das Jammern und angestauter Frust sucht sich externe Opfer. Körperliche Betätigung böte ebenfalls ein Ventil. Sex ist unter diesen hygienischen Bedingungen leider keine Option – und Wandern? Das hatten wir schon. Daher: Haushalt! Wir starten eine große Waschaktion. Kneten und Wringen unsere Klamotten in Seifenschaumbergen, räumen unser Zimmer auf, gehen einkaufen.

Die Solar-Gebetsmühle ist tatsächlich eingetroffen. In einer eigenen Holzschatulle mit goldgeprägten chinesischen und tibetischen Schriftzeichen. In die Sonne gestellt beginnt sich die Gebetsmühle augenblicklich zu drehen. Die Rotation verursacht ein seltsames Geräusch. Es knuspert leise.

Später machen wir einen Spaziergang durchs Dorf, hinunter zum See am Fuß des Gangapurna. Unterhalb des Gletschers, eingerahmt von hohen Moränenwällen staut sich das Schmelzwasser zu einem großen, türkisfarbenen See. Im Jahr 2001 kraxelten wir über die Moränen bis zum Eisbruch hinauf, untröstlich darüber, dass unser Fotoapparat kaputt gegangen war und uns nicht ausreichend Zeit für eine ausgiebige Erkundung blieb.

Jetzt stehen wir am Ufer und blicken angestrengt aufs Wasser. Betrachten den Farbkontrast der dunkelroten Berberitzensträucher zur türkisen Gletschermilch. Legen den Kopf in den Nacken um die Gipfelwechtern des Gangapurnas im Sonnenlicht gleißen zu sehen. Alles ist phantastisch schön und einzigartig. Dennoch komme ich mir wie bei einer Pflichtübung vor und empfinde fast so etwas wie ein schlechtes Gewissen gegenüber dem Ich von damals. Braucht es tatsächlich die Beschränkung, die Seltenheit um etwas als dauerhaft bewundernswert erscheinen zu lassen? Macht uns das wolkenlose Wetter blind für die Schönheit der Berge, die wir noch vor Tagen verzweifelt durch Wolkenfenster hindurch zu erspähen versuchten? Ich fürchte ja, zumindest vorübergehend.

Am Seeufer stehen Überreste einstiger Parkbänke herum. Rostige Gestelle, in deren Sitzflächenrahmen jemand flache Steine gelegt hat. Ich lasse mich vorsichtig darauf nieder. Bequem ist etwas anderes.

„Was tust du da?“, fragt Markus.

„Ich genieße den Augenblick“, lüge ich.

„Sollen wir nicht versuchen, den Hubschrauberlandeplatz zu finden? Vielleicht ergibt sich daraus eine Möglichkeit von hier wegzukommen.“

Ich bin sofort dabei. Aber da fällt mir etwas ein.

„Warte“, sage ich zu Markus, der verwundert stehen bleibt. „Wir haben diesen sagenhaft schönen Ort noch nicht fotografiert.“

FLIEGEN / FAHREN / GEHEN ?

Unten am Fluss liegt ein großes Gebäude, das aussieht wie eine Kaserne. Beim Näherkommen entpuppt es sich als Schule. Hier ist gestern der Hubschrauber gelandet. Heute fliegen nur Sand- und Staubfahnen durch die Luft. Das Gelände ist wie ausgestorben. Lange trödeln wir herum, unschlüssig und immer noch voller Hoffnung, das Wunder möge sich ereignen. Gegen einige Hundert Dollar Bargeld ließe sich sicherlich ein kleiner Transport arrangieren, denken wir. Asheem könnten wir auszahlen und zu Fuß heim schicken und wir würden per Helikopter abheben.

Nicht alle Träume gehen in Erfüllung und wir müssen uns eine realistische Alternative überlegen. Das Tourist-Office soll helfen. Es ist heute geschlossen. Vor dem Museum werden soeben Motorradtaxis beladen. Mindestens vier müssten wir mieten, um bis Chame zu kommen. Ich sehe Markus an. „Hast du Lust, mit dem schweren Rucksack am Buckel auf dem Sozius über die Piste zu rattern?“

Markus überlegt, ist offensichtlich unschlüssig. Schließlich sagt er: „Wenn das Wetter hält, könnten wir am Rückweg noch einen Blick auf die Berge werfen, die uns bislang verborgen geblieben waren.“

„Das ist zu Fuß aber angenehmer.“

„Denke ich auch. Und Zeit haben wir genug.“

Die Motorradtaxis brausen mit ihren Passagieren davon. Wir hören sie kreischen, als die Zweiräder in der schlammigen Pfütze schlingern und die braunen Fontänen schwer auf alles nieder prasseln.

„Zu Fuß gehen ist eine gute Idee“, kommentiert Markus.

Asheem ist über unseren Entschluss erleichtert. Er hatte zwar nie an eine andere Option geglaubt, aber insgeheim befürchtet, wir könnten noch über den Thorung Lha Pass wollen um die Annapurna Runde zu vollenden.

AUSGEHACKT

Vor der Abreise möchte ich die Emails checken. Schließlich habe ich noch keine Nachricht von zuhause erhalten. Aber google lässt mich nicht einloggen, mit der Begründung, mein mail-account würde gerade gehackt, weil jemand aus einem unsicheren Land über einen unbekanntem Computer probiere sich anzumelden.

„Ja, ich!!“, möchte ich Mister google zurufen.

Das muss ich verifizieren.

„Gerne“, brabble ich im Internetcafe vor mich hin, „nur wie?“.

Dazu gibt es die bereits vor langer Zeit einmal definierten persönlichen Fragen und Antworten, die niemand außer mir kennen kann. Mädchenname der Mutter, Kosenamen des Haustieres, Bezeichnung der Volksschule, in die man einst gegangen ist und ähnliches. Nach Beantwortung der zwölften Frage kommt die letzte Hürde: „Seit wann benutzen Sie google-Mail?“ Die Antwort erfordert die Eingabe eines Datums in Form von Tag, Monat und Jahr. Wie zum Teufel soll ich mich an so ein unbedeutendes Ereignis vor ca 10 Jahren erinnern und mir dabei das exakte Datum eingepägt haben?

Daran hat auch google gedacht. Es gibt die Möglichkeit, die Angabe auf „ungefähr“ zu setzen und sich auf Monat plus Jahreszahl zu beschränken. Ich tippe auf gut Glück.

„Ihre Daten konnten nicht verifiziert werden, der Zugriff auf Ihr Mail wird verweigert.“

Ich durchlaufe die gesamte Frage-Antwort Prozedur weitere drei Male, dann ist der Zugriff endgültig gesperrt. Wegen Hackerangriff. Eine Freischaltung kann erst erfolgen, wenn ich beweisen kann, dass ich ich bin.

„O wie ich dich hasse“, zische ich den Computer an.

Google bietet mir zwei neue Möglichkeiten: Man sendet mir per SMS einen Code auf mein Handy, mit dem ich mich einloggen kann. Wahlweise auch auf meine zweite Mail-Adresse oder dritte Mail-Adresse, die ich einst definiert hatte.

Klingt idiotensicher. Google kann nicht ja ahnen, dass jemand heutzutage ohne sein Handy verreist. Leider habe ich auch bloß über das zuhause liegende Handy Zugang zu meiner dienstlichen Mailadresse. Bleibt also nur mehr die dritte Option. Die Verifizierung über Markus seinen google-mail-account.

Voller Hoffnung tippe ich die Login-Daten ein. Es erscheint die Meldung, dass der Zugang verweigert wird, weil sich soeben jemand aus einem unsicheren Land von einem unbekanntem Computer aus einloggen will.

Ich bekomme einen Schreikampf und kann mich nur mit Mühe zurückhalten dem Blechtrottel die Tastatur über die eckige Visage zu schlagen.

Der Internetcafebetreiber legt mir mit sanftem Druck die Hand auf die Schulter und fordert mich auf, bereits wartenden Kunden Platz zu machen. Für die sinnlos verbrachte Stunde muss ich zweihundertfünfzig Rupien bezahlen. Entnervt kehre ich zu Markus ins Hotel zurück. Das Fatale an der Situation ist ja nicht, dass keine Verbindung mehr zu Freunden und Bekannten besteht, sondern dass ich ganz generell von der Internet-Kommunikation ausgeschlossen bin. Ohne Mail-Zugang ist es äußerst schwierig Infos zu erhalten, Flüge zu checken oder umzubuchen. Das muss nun alles übers Telefon erledigt werden. Dummerweise sind alle wichtigen Telefonnummern und Kontaktadressen bei mir in einem Mail gespeichert....

32. Tag, Sonntag, 27.10.2013

Jetzt hat es Markus erwischt. Sein Halsweh dehnt sich aus, Husten und Schnupfen werden folgen. Mich wunderte es ohnehin, dass er derart lange seiner ewig kränkelnden Umgebung Widerstand leisten konnte.

Kurz nach sieben Uhr verlassen wir Manang. Markus ist dick ver mummt: mit Stirnband, Kapuze und Schal. Die schneidend kalte Luft schmerzt. Durch die wolkenlosen Nächte wirkt die Gegend wie gefriergetrocknet. Der Boden ist steinhart aber trotzdem staubig. Es gibt mangels Feuchtigkeit keinen Raureif, geschweige denn Tau. Markus leidet doppelt unter der Trockenheit: die verdorrte Kehle reizt zum Husten und die Kontaktlinsen fühlen sich an wie Sandpapier.

Er wandert irgendwie ferngesteuert dahin, langsamer als sonst. Immer wieder legen wir kurze Pausen ein. Dann drehen wir uns um und werfen Abschiedsblicke zurück auf die vertrauten Berge. Sogar mein „Kang-Beub“ ist noch in Sichtweite.

Als wir beim Flughafen in Humde eintreffen, suchen meine Augen sofort das Rollfeld ab. Es könnte ja sein, dass gerade zufällig ein Flugzeug herumsteht und nur auf Passagiere wartet. Natürlich werde ich enttäuscht. Meine nächste Hoffnung gilt der Bäckerei, wo wir beim Hinweg

die frischen Zimtschnecken bekommen haben. Die Regale sind leer. Frustriert lasse ich mich auf die Holzbank am Wegrand fallen und seufze tief. Das Gejammer lockt die Bäckerin heraus. Ich male eine Spirale in die Luft und sage „cinnamon“. Sie lächelt bedeutungsvoll und zeigt mir die ausgestreckten Finger einer Hand und tippt dann auf die Uhr. Fünf Minuten später bringt sie ein Blech voll knuspriger, dampfend heißer Zimtschnecken. Wir bestellen Milchtee dazu und genießen das zweite Frühstück. Plötzlich schäumt Markus Tee brausend auf und eine Haube aus braunen Bläschen steigt empor, quillt über den Tassenrand und tropft, dreckige Spuren auf dem Gefäß hinterlassend, auf den Boden. Die Bäckerin kreischt vor Abscheu, aber Markus ist bemüht, das wabernde Gebräu abzuschlüpfen, bevor es übergeht. Asheem starrt entsetzt auf den Spuk und will ihm die Tasse entreißen. „New one“, ordert er sofort, „new one!“.

Markus, mittlerweile Herr der Lage und mit braunem Oberlippenbart geschmückt, wehrt ab. „Everything ok“, beteuert er, aber die Bäckerin schaut ihn misstrauisch an.

Wer ihren Tee derart verhexen kann, ist vielleicht zu noch mehr Unheil fähig. Asheems Bestellung überhört sie geflissentlich. Kein „new one“ für solchen Hokuspokus. Lieber kassiert sie das Geld und räumt rasch die Schnecken weg.

„Was war denn das?“, frage ich Markus.

„Nichts“, sagt Markus und wischt seinen Schaumschnauz mit dem Taschentuch ab.

„Hast du etwa die Mexavit-C Brausetablette im Tee aufgelöst?“

Markus grinst hilflos. „Wo hätte ich sie sonst hinein tun sollen?“

„Schmeckt das nicht graulich?“

„Nur ein bisschen seltsam“, gibt er zu, „aber schließlich ist es ja Medizin.“

ABSCHIED

Auf einer kleinen Anhöhe, bevor der Weg Richtung Pisang abfällt, halten wir kurz inne. Hier bietet sich die letzte Möglichkeit für einen Blick zurück auf das Tal von Manang. Am Horizont spannt sich ein Grat zwischen den Gletscherbrüchen des Tilicho und einem Felsmassiv, das sich nach Nordosten zum Thorung Lha Pass erstreckt. Der Grat macht einen kleinen Buckel. Es ist bloß eine winzige Erhebung, ein Pickel auf dem Bergrücken, mehr nicht.

„Siehst du ihn?“, frage ich Markus und lege Wehmut in meine Stimme.

Er tut mir den Gefallen und spielt mit. „Wen denn?“

„Meinen Gipfel, den Kang Beub!“, triumphiere ich.

„Ja genau, ich sehe noch deine Spuren im Schnee“, sagt Markus beeindruckt, „meine sind vergangen.“

„Depp!“

„Man kann's dir nicht recht machen“, beklagt sich Markus und geht weiter.

Ich bleibe noch eine Minute stehen und verabschiede mich von der Bergwelt, die ich sicher nie mehr besuchen werde.

Nach ein paar Stunden erreichen wir den Wegabschnitt, den wir zwar schon zwei Mal gegangen sind, aber wegen der dichten Wolken nie etwas von der Landschaft gesehen haben. Jetzt ist es endlich so weit. Unter strahlend blauem Himmel präsentieren sich die östlichsten Ausläufer der Annapurnakette. Dem Gipfel der Annapurna II fehlen bloß 63 Meter auf die Achttausender-Marke und wir stehen direkt am Fuß der Nordflanke des Giganten, weniger als neun Kilometer Luftlinie entfernt.

Markus Augen glänzen vor Freude.

„Manchmal braucht es eben drei Versuche“, sagt er glücklich und reicht mir das Fernglas.

Die unterschiedlichen Blautöne in den Eiswülsten, Klüften und Spalten sind unglaublich schön.

„Ein billiger Hügel“, sage ich.

„Spinnst du?“, ruft Markus empört und nimmt mir das Fernglas weg.

„Im Vergleich zum Kang Beub...“, setze ich nach.

Markus lässt das Fernglas langsam sinken und sieht mich allen Ernstes prüfend an.

Da kann ich mich nicht länger zurückhalten und pruste los. Er tippt sich vielsagend an die Stirn.

Nach fünf Stunden Gehzeit erreichen wir Dikhur Pokhari, eine kleine Ansammlung von Lodges gegenüber der riesigen Ufo-Sat-Schüssel aus Fels. Es ist zwar erst kurz nach Mittag, aber Markus Gesundheit hat sich drastisch verschlechtert. Er möchte lieber hier bleiben, als weitere drei Stunden bis nach Chame zu gehen.

Im Innenhof wird gesungen. „Fahr ma no a kläle, fahr ma no a kläle“, mein Gott darf das wahr sein! „Mit'm Wäldr Isabähle...“

Eine Gruppe rüstiger Rentner nickt uns fröhlich schunkelnd zu.

„You really want to stay *here*?“, frage ich Markus unwillkürlich auf Englisch.

Mit den Worten: „Ihr gon hüt sichr no bis Manang witr, odr?“, tritt Markus an unsere Landsleute heran.

Die Dornbirner hören sofort mit dem Singen auf, begrüßen uns herzlich und finden es zugleich furchtbar schade, dass sie schon wieder aufbrechen müssen.

„Problem bald gelöst“, raunt mir Markus zu und lässt sich am Tisch der Rentner nieder.

Als unsere Nudelsuppe kommt, sind wir bereits allein. Dafür treibt in meinem Teller ein toter Käfer herum. Ich lasse ihn verschwinden, bevor Markus der Appetit vergeht. Bei den Spaghetti mit heimischen Pilzen sind die unerwünschten Zutaten nicht mehr zu kaschieren. Tannennadeln stechen ins Zahnfleisch, Sand knirscht beim Kauen und die seltsamen grünen Büschel entpuppen sich als Moose. Markus meint, die hätten nicht bloß Pilze sondern gleich den ganzen Waldboden verarbeitet.

Nach dem Essen teste ich die Gas betriebene Hot Shower. Mehr als ein leicht temperiertes Rinnsal ist dem Wasserhahn leider nicht zu entlocken. Ich rate Markus von der Dusche im eisigen, betonierten Waschraum ab.

AUSGELAUGT

Wir kriechen in unsere Schlafsäcke um uns warm zu halten. Die Zeit vergeht langsam. Man könnte meinen, nach fünf Wochen habe man sich an gewisse Umstände gewöhnt. Aber jetzt, da kein anderes Ziel außer der Rückkehr mehr vor uns liegt, empfinde ich die Entbehrungen als wesentlich belastender als zuvor. Ich bin diese dreckigen Waschräume leid, das Frieren unter nie funktionierenden Duschen, die Zugluft durch permanent offene Türen, der Qualm aus falsch beheizten Öfen. Ich bin Nepal müde.

Markus Erkältung wird zusehends ärger. In der Nacht kramt er im Gepäck und sucht die Antibiotika, die ich für einen Notfall übrig gelassen habe. Als das Rumoren ein Ende hat und ich weiter schlafen möchte, beginnt Markus zu husten. Der Arme! Er hustet und hustet. Das Mitleid wandert allmählich von ihm zu mir, ich versuche es wieder zurückzuschicken.

Den vorwurfsvollen Satz „Die Tabletten gehören in den Magen, nicht in die Lunge“, verkneife ich mir. Schließlich habe ich auch Nächte durchgerotzt und Markus hatte nie über Schlafraub geklagt.

33. Tag, Montag, 28.10.2013

Morgens um sieben herrscht Aufbruchstimmung in der Lodge. Bergschuhgetrappel, kippende Rucksackstapel, Wanderstockstakkato auf der Steinterrasse. Die üblichen „Wo bleibst du denn Rufe“ in verschiedenen Sprachen und schließlich der Abmarsch der Gruppen in Richtung Manang.

Wir sind die einzigen Touristen, die talauswärts gehen. Eineinhalb Stunden Einsamkeit, bevor uns die erste Welle der Frühaufsteher aus Chame entgegenschwappt. Mit gierigen Augen hecheln sie dem Abenteuer entgegen. Unverbraucht, energiegeladen. Ist ja auch erst ihre zweite Etappe auf dem Annapurna-Highway. Umso irritierender wirkt unser Anblick auf sie.

„Wieso kehren die um?“, scheinen sich alle zu fragen während sie uns nach etwaigen Anzeichen scannen. Humpelt jemand? Was ist passiert? Zur Neugier gesellt sich Sorge. Es könnte ja der Passübergang wegen Lawinengefahr gesperrt sein, oder eine Mure hat den Weg zerstört.

Ich weiche den bohrenden Blicken aus, erwidere die lauenden Grüße nicht, sondern gehe wie mit Scheuklappen und gesenkten Kopfes an allen vorbei. Nicht weil ich grundsätzlich unhöflich bin, aber wie bereits gestern werden es auch heute wieder hunderte Menschen sein, die uns entgegenkommen. In der Rushhour der Tokyoter U Bahn käme auch niemand auf die Idee, jedem einen guten Morgen zu wünschen. Und Japaner gelten als ausgesucht höflich.

Um zehn Uhr treffen wir in Chame ein. Am Ortseingang parkt ein Jeep.

„Das ist ein Mahindra“, sagt Markus.

„Äh was?“, frage ich, völlig aus meinen Gedanken gerissen.

„Das ist kein Jeep, sondern ein Mahindra“, wiederholt Markus.

„Aha.“

„Automarke“, ergänzt Markus in einem Tonfall, der belehrend und resigniert zugleich klingt. Ich hasse ihn. Den Tonfall.

„Und sonst fällt dir nichts dazu ein?“, frage ich verwundert.

„Doch klar. Fehlt bloß ein Fahrer.“

Unser Stillstand neben dem Jeep (ich bin unbelehrbar) hat augenblicklich geschäftstüchtige Einheimische auf den Plan gerufen. Asheem ist mit dem Gepäck bereits weiter gegangen.

Ein Lehrer, wahrscheinlich der einzige hier mit Englischkenntnissen, spielt sich als Unterhändler auf. Er kenne den Fahrer und könne uns Sitzplätze vermitteln. Wir müssten bloß zustimmen, alles Weitere würde er organisieren.

Irgendwie fühlen wir uns überrumpelt. Vor Dharapani hatten wir nicht mit Autos gerechnet. Im Gegenteil, wir gingen davon aus, nochmals übernachten zu müssen. Jetzt fürchten wir vom Lehrer übers Ohr gehauen zu werden. Er ist eine furchtbar unsympathische Gestalt.

Den Preis, den er uns nennt, scheint ziemlich aus der Luft gegriffen. Zweihundertfünfzig pro Person. Einheimischenpreis versichert er. Hier seien alle gleich. Mensch sei Mensch und der Benzinverbrauch bei Touristen nicht höher, scherzt er.

Ich finde das nicht lustig. Kein Nepalese könnte 250 Dollar berappen.

„Rupien!“, korrigiert mich der Lehrer.

„Ja klar Rupien“, stimme ich erleichtert ein.

Zwischenzeitlich ist Asheem zurückgekehrt.

„Want take car?“, fragt er skeptisch.

Der Lehrer schubst ihn zur Seite, als würde er einen lästigen Konkurrenten aus dem Weg räumen.

„He, he“, schreite ich ein, „das ist unser guide! Ohne ihn fahren wir sowieso nicht!“

Missmutig nimmt der Lehrer zur Kenntnis, dass nun nicht mehr er die zentrale Vermittlerrolle einnimmt. Kurz darauf ist er verschwunden.

Wir warten. Jemand sagt, der Fahrer müsse noch sein Dhal Bat essen. Wir warten. Die schaulustige Menge zerstreut sich. Zurück bleiben das leere Auto und wir. Es beginnt zu regnen. Markus hustet verhalten vor sich hin. Ich studiere einstweilen die Information zur bevorstehenden Parlamentswahl. Die A3 großen Plakate sind mir schon oft aufgefallen, sind sie doch in jedem noch so kleinen Kaff ausgehängt. Es handelt sich aber nicht um Wahlwerbung, sondern um eine Anleitung zum Wählen. Sechs verschiedene Möglichkeiten eine ungültige Stimme abzugeben sind aufgezeigt und rot durchgestrichen. Die falschen Varianten reichen von keinem Kreuz bis zu fünf Kreuzen auf einem Wahlzettel. Aber selbst nur ein Kreuz kann verkehrt gesetzt werden, beispielsweise in eine Ecke, wo vier Parteienkästchen aneinanderstoßen. Ganz falsch sind auch fette Fingerabdrücke über zwei Wahlwerber hinweg anstelle eines sauberen Kreuzchens. Apropos Kreuz. Als Anleitung für das richtige Wahlverhalten malt der Profi ein Hakenkreuz ins Kästchen seines Favoriten. Ich zücke den Fotoapparat. Vielleicht lässt sich die Idee mit dem blauen Wahlzettel plus Hakenkreuz an die Werbeagentur der FPÖ verkaufen. In Nepal hat das Hakenkreuz allerdings eine andere, eine heilige Bedeutung. Dieses Symbol, genannt Swastika, wurde von Hitler, der in Asien nach den spirituellen Wurzeln der arischen Rasse gesucht hatte, geklaut und für seine Zwecke missbraucht.

ALBTRAUM AUF 4 RÄDERN

Der Fahrer kommt. Es geht los. Neben unserem Gepäck werden Säcke voll Reis, Kartonschachteln und anderes Zeug auf der überdachten Ladefläche verstaut. Asheem, Markus und ich setzen uns in die Sitzreihe hinter dem Fahrer. Ein weiterer Mann steigt zu uns. Es ist so eng, dass sich nicht alle gleichzeitig anlehnen können, sondern sich eine Person stets vorbeugen muss, damit die Schultern der anderen nebeneinander Platz finden. Vorne quetschen sich zwei dicke nepalesische Frauen auf den Beifahrersitz, Handbremse und Schaltknüppel unter sich begrabend. Aber das spielt keine Rolle. In den nächsten vier Stunden Fahrt findet weder ein Gangwechsel statt, noch wird die Handbremse benötigt. Nur Federung und Allradgetriebe sind gefordert. Und Nerven.

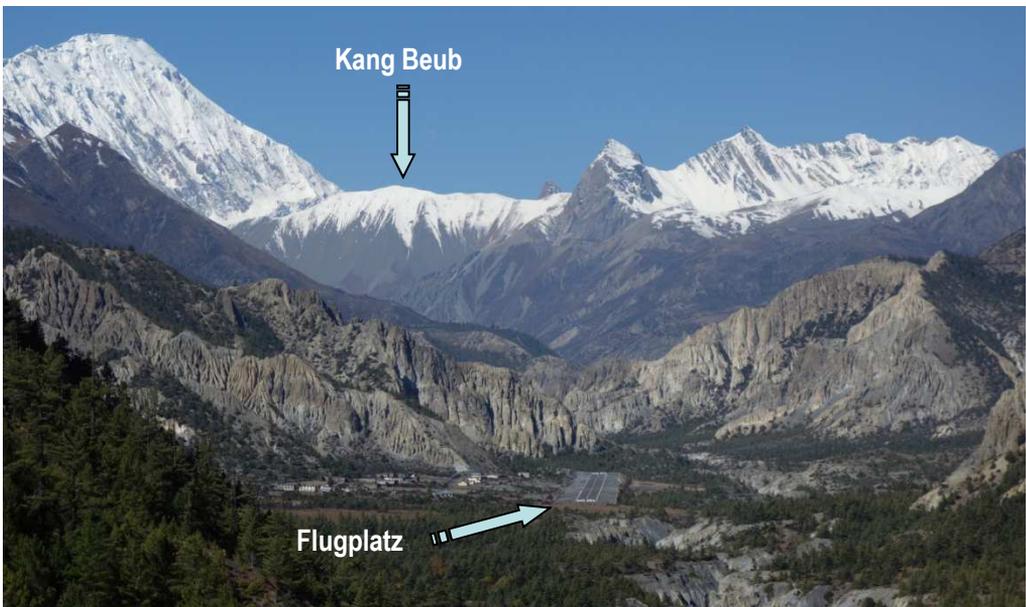
Vor zehn Tagen, als wir hier zu Fuß marschierten, hielten wir es nicht für möglich, dass diese Strecke von einem Auto, sei es auch der beste Geländewagen, zu bewältigen ist. Zu Recht. Das beweisen die ungläubigen Mienen der Wanderer, die uns mitunter überholen, die furchtbaren Geräusche, die der Wagen von sich gibt, wenn er über Steintreppen springt und das gequälte Stöhnen aller Insassen. Diese Art der Fortbewegung, von einer Fahrt will ich nicht sprechen, lässt sich nicht beschreiben.

Filmen müsste man, sagt Markus. „Selbst dann glaubt dir das niemand“, fügt er hinzu und klammert sich an den Vordersitzen fest.

Mal stehen wir kurz vor einem Überschlag, mal schlingern wir durch grundlose Lehmfurchen, mal rumpeln wir über Reste des alten Felsweges mit den steilen Stufen. Es ist nicht wirklich gefährlich, aber es schmerzt. Ständig schleudert es uns gegen die Seitenwände, die Decke oder wir plumpsen zurück auf die Sitze, rempeln uns die Schultern gegeneinander, knallen mit



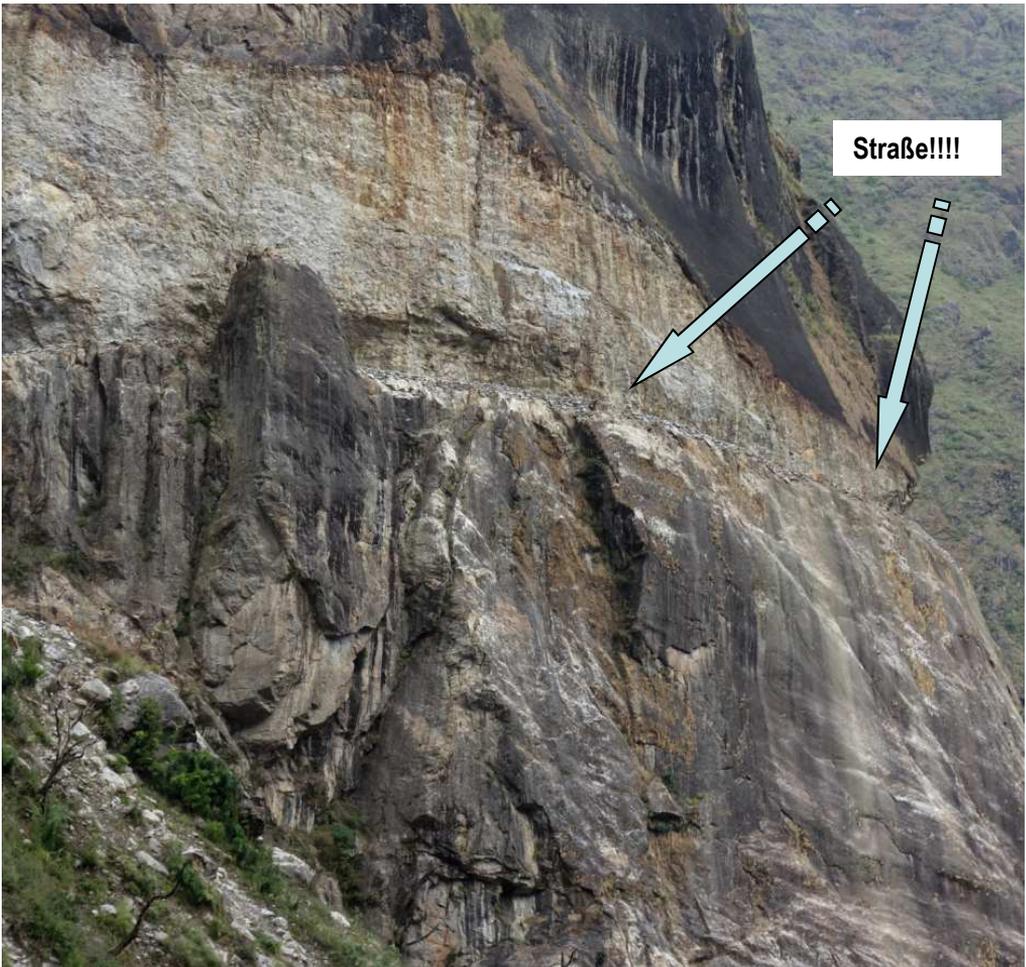
**Abschied von
Manang.
Wir machen uns
auf den Rückweg.
Ein letzter Blick
zurück.**



Anleitung zum richtigen Wählen für die bevorstehenden Parlamentswahlen



Die Fahrt von Chame nach Besisahar ist eine Strapaze. Für das Fahrzeug, für unsere Körper, aber auch für die Nerven. Der Blick in den Abgrund gewährt nur einen Trost: es wäre schnell vorbei...



den Köpfen zusammen. Dazu die harten und schrillen Töne der Karosserie. Wir fühlen uns wie Kugeln in einem Flipperkasten.

Vor einer Furt müssen wir warten. Ein Bautruppschaufelt die letzten Schotterhaufen weg, die der überschäumende Bach aufgetürmt hat. Dann werfen die drei Männer ihre Krampen quer über die Ladefläche und trampeln mit lehmverkrusteten Stiefeln auf dem Gepäck herum, bis sie endlich bequem sitzen. Der Protest unseres Fahrers führt zu einem heftigen Disput. Für die Arbeiter steht außer Zweifel, dass es ihr gutes Recht ist, bis zur nächsten Baustelle von uns mitgenommen zu werden, schließlich könnten wir ohne ihren Einsatz überhaupt nicht fahren. Das lange Anhalten war ein Fehler. Ein wartendes Auto mit laufendem Motor zieht wie ein Magnet bislang verborgene Menschen aus der Landschaft hervor, die allesamt mitfahren möchten. Die Ladefläche wird kurzerhand geentert. Voller Sorge denke ich an zerbrechliche Gegenstände in unserem Gepäck.

Komplett überladen setzt das ächzende Fahrzeug schließlich seinen Weg fort. Von Stoßdämpfern ist nichts mehr zu spüren. Wir sind derart vollgepfertcht, dass ab nun Passanten freiwillig darauf verzichten, das vermeintliche „Taxi“ zu stoppen.

Auch der Mönch mit seiner Begleiterin winkt uns vorbei. Aber so leicht verzichtet man in einem buddhistischen Land nicht auf göttlichen Beistand. Besonders bei dieser Höllenstrecke. Wenn überhaupt kein Platz mehr ist, wird umgeschichtet. Asheem muss weichen, stattdessen steigen der Mönch und die Frau zu uns ein. Ich bitte unseren Träger, unsere Rucksäcke im Auge zu behalten, da hat er die glorreiche Idee, sie nach vorne zu reichen. Wohin denn damit? Quer über die Knie?

Mit dem Gepäckturn vor der Nase, den fremden Schultern im Rücken und Ellbogen in den Rippen holpern wir schließlich weiter.

Ab und zu erhaschen wir ein kurzen Blick der atemberaubenden Landschaft. Wasserfälle stürzen in eine Schlucht, deren Abgrund unmittelbar neben der Fahrspur beginnt. Wir fahren in einer Art Halbtunnel, der in die Felswand gesprengt ist. „Es wäre schnell vorbei“, ist der einzig tröstende Gedanke, der mir angesichts der gähnenden Leere neben der Autotür einfällt. Obwohl ich mich versichert habe, dass sie verriegelt ist, fürchte ich, dass sie aufspringen könnte, wenn ich von den hin und her schaukelnden Mitfahrern dagegen gequetscht werde.

Nach zweieinhalb Stunden ist die Fahrt vorbei. Ein Felssturz soll die Ursache sein. Jedenfalls müssen wir alle aussteigen und unser Gepäck an der langen Fahrzeugkolonne vor uns vorbei schleppen.

„Wo sind wir?“, fragen wir Asheem.

„In der Nähe von Tal“, lautet seine Antwort.

„Tal“ ist Nepali und bedeutet übersetzt „See“. Wir haben dieses Dorf, das in einer weiten Ebene, einem ehemaligen und nun verlandeten See liegt, in guter Erinnerung. Dort könnten wir nächtigen und morgen weiterfahren.

„Wie weit ist es bis Tal?“, frage ich Asheem und teile ihm gleichzeitig unsere Überlegungen mit.

„Halbe Stunde“.

Asheem täuscht sich. Es dauert allein schon fast zwanzig Minuten, bis wir uns durch den Stau gezwängt haben und vor dem eigentlichen Hindernis stehen.

Die heftigen Niederschläge des Zyklons haben zahlreiche Erdbeben ausgelöst, die zu Streckenunterbrechungen geführt haben. Da jedoch auch immer Fahrzeuge innerhalb der unpassierbaren Abschnitte eingeschlossen wurden, funktioniert der Waren- und Personenverkehr trotzdem recht gut, abgesehen von den vielen „Ums“. Neben den

Umständen des Umladens und Umsteigens gibt es Probleme mit dem Umkehren. Jedes Vehikel möchte so nahe wie möglich ans Straßenende vordringen, um den Fußtransportweg kurz zu halten. Stau ist die erste Folge, Chaos die zweite. Während die vordersten Autos bereits leer sind und zurückfahren könnten, wird in der Kolonne hinter ihnen abgeladen. Der ohnehin eingeschränkte Platz zum Wenden ist mit wartenden Menschen oder Waren belegt, es wird gehupt, gestikuliert, geschrien oder - ich staune beim Anblick – das Mittagessen über einem rasch entfachten Lagerfeuerchen gekocht. Noch mehr staune ich, als ich unseren mitfahrenden Mönch erkenne, der sich soeben die Bettelschale mit Dhal füllen lässt.

Direkt hinter der improvisierten Küche liegen zimmergroße Felsblöcke auf der Fahrbahn, ausgebrochen aus der Steilwand über uns, wo nun ein Überhang drohend ins Leere ragt. Auf dem größten Felsblock hocken fünf barfüßige Nepalesen, die mit Meißel und Hammer das Steinmonster bearbeiten. Das helle Tick, Tick, Tick ihres Klopfens klingt lächerlich angesichts der Dimensionen, die es zu sprengen gilt. Genauso gut könnte ein Specht versuchen, eine Staumauer zu durchlöchern. Aber Werkzeug ist Mangelware, Menschen hingegen nicht. Stete Nepalesen höhlen auch den größten Stein, es dauert eben ein Weilchen. Wenn nur der nächste Felssturz so lange wartet.

Auf der anderen Seite der Barriere dasselbe Bild wie hüben. Laufende Dieselmotoren, stehende Wagen, wartende oder Lasten schleppende Menschen. Als wir das Ende, oder besser gesagt den Anfang der Kolonne erreicht haben, denke ich, es wäre vielleicht klug, gleich eines der Fahrzeuge in Beschlag zu nehmen, so lange es noch leer ist.

Aber Asheem ist schon vorausgeeilt und überhaupt wollen wir ja in Tal übernachten. Seltsamerweise ist von dem Dorf weit und breit nichts zu sehen.

HARMLOSE KILLERBIENEN

Nach rund einem Kilometer treffen wir Asheem wieder.

Mit angstgeweiteten Augen warnt er uns. „Dangerous Sir!“

Vor uns liegt ein einsames Stück Schotterstraße.

„Very dangerous!“, wiederholt Asheem eindringlich und verharnt sichtlich verstört auf dem Fleck.

Lauern da vorne Räuber? Ich kann nichts Gefährliches erkennen.

Außer einer dunklen Staubfahne, die bei einem Felsvorsprung auf und abwallt. Seltsam. Mal kriecht die Wolke auf dem Boden, dann wieder ballt sie sich zu einer fast schwarzen Masse zusammen. Was ist das?

Asheem ist blass. Das richtige Wort will ihm nicht einfallen. Stattdessen summt er und bohrt sich wiederholt den Zeigefinger in den Unterarm.

„Bienen!“, ruft Markus plötzlich, „und was für Kaliber!“

Er hat recht. Die Viecher gleichen ausgewachsenen Hornissen. Ich weiß aus Büchern, dass bestimmte nepalesische Bienenvölker äußerst aggressiv und stechfreudig sind. Zum Glück sind sie nicht an uns interessiert, sondern versuchen bloß der ausschwärmenden Königin nahe zu bleiben. Am Felsen hängt eine riesige Traube aus brummenden Insekten und schwirrenden Flügeln.

Ich stülpe mir die Kapuze über die offenen Haare, stecke die Hosenbeine in die Socken und dichte die Jackenärmel mit den Handschuhen ab. Dann gehe ich mit langsamen und gleichmäßigen Bewegungen durch den Schwarm. Markus folgt mir und Asheem bleibt schlussendlich auch nichts anderes übrig. Niemand wird gestochen.

„Sind doch bloß Bienen“, necke ich Asheem ob seiner Panik.

Aber er wird weder rot noch verlegen, sondern beteuert, dass die Insekten wirklich sehr gefährlich seien.

„Und die Autofahrt nicht?“

„Nein, wieso?“, fragt Asheem unschuldig zurück.

Nach fast einer Stunde Fußmarsch erreichen wir eine Abzweigung. Von hier aus geht ein Karrenweg in einer weiten Schleife hundert Höhenmeter hinab in die Schlucht, folgt dem Flusslauf, quert das Gewässer und führt auf der anderen Uferseite zurück um schließlich die Häuser von Tal zu erreichen. Es scheint keine Möglichkeit einer Abkürzung zu geben.

Markus seufzt. „Morgen früh müssten wir dieselbe Strecke wieder gehen.“

Der Konjunktiv lässt mich aufhorchen.

„Asheem“, frage ich unseren Träger, „wie lange dauert die Fahrt von hier bis Besisahar?“

Drei Stunden, behauptet er kühn, denn ab Tal sei die Fahrbahn besser und man könne schneller fahren.

„Hältst du weitere drei Stunden Fahrt durch?“, will ich von Markus wissen. Seine Augen wirken wie von Fieber glasig. Er nickt. Es fehlt die Alternative.

Ein eisiger Wind kommt auf und wirft uns Graupelschauer in Gesicht. Obwohl wir uns rund 1.200 Meter tiefer befinden als heute beim Frühstück, fehlen uns nochmals so viele Höhenmeter bis hinab ins Hügelland am Fuß der Himalayas. In Besisahar wird uns am Abend warm sein, und morgen, in Pokhara werden wir schwitzen. Dieser Gedanke tröstet mich, während wir uns unter den Plastikplanen einer kleinen Teeküche ducken und eine heiße Suppe bestellen. Das „Restaurant“ am Straßenrand ist ein vorübergehendes Provisorium, um die Gestrandeten während der Zeit der Streckenunterbrechung aufzunehmen. Es dient als Wartehäuschen, nur leider hat es keine Wände.

Hastig löfle ich die Suppe, es könnte sich ja jederzeit eine Mitfahrgelegenheit bieten. Doch alle Wagen, die Asheem stoppt, sind bereits zum Bersten voll. Sie kommen direkt vom Felssturz und nehmen dort die Fußgänger auf, die wie wir von Chame gekommen sind.

Das hätten wir auch tun sollen: Gleich wieder einsteigen, anstatt bis hierher zu gehen.

Neben uns sitzt ein deutsches Ehepaar. Sie berichten von ihrem Horrortrip per Motorradtaxi. Gleich hinter Manang erlitt die Frau den ersten Unfall. Die offenbar überforderten Fahrer kippten in der Folge noch öfters samt Passagieren und Gepäck in den Schlamm. Nun warten die beiden Deutschen auf einen Platz in einem Wagen. Seit Stunden.

Wir trauen unseren Ohren nicht. Seit Stunden?

Sie hätten, erklärt die Frau, genau wie Asheem es gerade tut, die taleinwärts fahrenden Autos angehalten und sich einen Platz reservieren lassen. Aber jedes Mal sei das Auto bereits völlig überladen vom Felssturz zurückgekehrt. Niemand hätte Wort gehalten.

Ich bitte Asheem sich auch um die Deutschen, die ohne guide unterwegs sind, zu kümmern. Eine halbe Stunde später hat jeder einen Platz. Markus und ich sogar vorne neben dem Fahrer, hinter uns klemmen vier einheimische Frauen und ein Hund. Die Deutschen kommen im zweiten Wagen unter. Asheem hockt irgendwo auf dem Gepäck und gibt darauf acht.

An den Straßenverhältnissen hat sich wenig geändert. Spektakuläre Felspassagen wechseln mit Schlammbädern. Vor zwölf Jahren waren wir hier auf Vermessungstrupps gestoßen, die die Vorarbeiten für den Straßenbau leisteten. Wir hielten es damals für nahezu unmöglich, dieses schluchtartige Tal für den Verkehr zu erschließen. Ganz abgesehen davon, dass dies den wirtschaftlichen Ruin der kleinen Lodges und Restaurants entlang des uralten Fußpfades

bedeuten würde. Verdammt hatten wir den technischen Fortschritt und den damit verbundenen Größenwahn, überall hin Straßen zu bauen. Jetzt profitieren wir selbst davon. Anstelle einer vier- bis fünftägigen Wanderung sind nun einige Fahrstunden getreten. Aus touristischer Sicht nicht gerade romantisch. Aber für die Einheimischen bedeutet die Straße eine erhebliche Verbesserung der Lebensumstände. Allein schon der Warentransport! Früher wurde alles auf den Rücken von Menschen, Eseln oder Pferden gepackt. Tagelang zogen die Karawanen ins Tal hinein und hinaus. Ob die ehemaligen Eseltreiber nun als Bauarbeiter verdingt sind? Die Wunden, die der rücksichtlose Straßenbau in die Natur geschlagen hat, schwären. Alle paar Kilometer muss die Fahrbahn ausgebessert, herabgefallene Steine beiseite geschafft, oder Schlammseen aufgefüllt werden. Der brachiale Einschnitt in die instabilen Hänge zieht Muren und Hangrutschungen nach sich. Zurück bleiben erodierte Flächen, deren bröckelnde Ränder sich immer tiefer in die fruchtbaren Böden fressen. Die einstigen Terrassenfelder, die das Wasser zurück und den Hang stabil hielten, sind dem Verfall preisgegeben. Das Gemüse und der Reis aus dem Flachland sind jetzt billiger und einfacher zu haben.

Ab und zu glaube ich mich an einem Wegabschnitt erinnern zu können. Aber bald verliere ich die Orientierung. Der Wagen stoppt und der Fahrer steigt aus. Pinkelpause? Mir wäre lieber, wir würden weiterfahren. Vor uns lauert eine Regenfront. Der graue Vorhang lässt auf enorme Wassermassen schließen. Unser Gepäck liegt offen auf der Ladefläche. Wenn Asheems Zeitangabe von drei Stunden stimmt, dann müssten wir innerhalb der nächsten dreißig Minuten Besisahar erreichen. Warum also hier die sinnlose Pause?

Verärgert steige ich aus und mache mich auf die Suche nach dem Fahrer. Er ist in einer Blechhütte am Wegrand verschwunden. Als ich eintrete, entdecke ich ihn an einem Tisch. In der Küche wird zischend der Gasofen angeworfen. Ein Restaurant, denke ich enttäuscht, das kann dauern. Denn der Fahrer hat soeben sein Essen bestellt.

Ich kehre zum Wagen zurück und bringe die schlechte Nachricht. Die Frauen von der Rückbank steigen mürrisch aus. Nachdem sie zwanzig Minuten neben dem Auto herumgestanden sind, begeben sie sich in die Blechbaracke.

Vielleicht holen sie endlich den Fahrer heraus, hoffe ich voller Ungeduld.

Weit gefehlt. Die Frauen tauchen nicht wieder auf. Sie haben nun doch Hunger bekommen und sich ebenfalls zu essen bestellt. Der Fahrer wäre zwar inzwischen fertig, aber jetzt warten die Frauen. In der Küche zischt der Ofen erneut auf. Ich könnte schreien.

Als wir um fünf Uhr Nachmittags weiterfahren, treffen wir zehn Minuten später auf die Regenfront. Als würden wir in einen Wasserfall eintauchen. Die auf dem Gepäck sitzenden Männer hämmern mit den Fäusten auf das Wagendach, damit der Fahrer anhält. Plastikplanen werden hervorgezaubert und hektisch verteilt. Asheem ist bereits patschnass. Unsere Rucksäcke legen wir über die Knie, sie türmen sich tropfend zwischen uns und der Windschutzscheibe. Sehen könnten wir ohnehin nichts. Der Scheibenwischer kapituliert unter den Wassermassen, der Fahrer streckt ab und zu den Kopf aus dem Seitenfenster um sich zu vergewissern, dass wir uns noch auf der Straße befinden.

Ich höre Asheem singen, Markus hustet.

Der Regenguss hört ebenso plötzlich auf, wie er begonnen hat. Es wird dämmerig, es ist Nacht. Wir fahren immer noch. Die Qual in diesem engen, feuchten Wagen und der permanenten Rüttlerei lässt sich nicht beschreiben. Nach vier Stunden erreichen wir Besisahar.

AM ENDE

Wir wollen in die beste Unterkunft dieses Kaffs.

Aber da gibt es ein Problem. Für den Preis der Sitzplatzreservierung musste Asheem dem Fahrer versprechen, dass wir in dessen Lodge einkehren. Oder sie zumindest ansehen. Danach könnten wir uns natürlich für ein anderes Hotel entscheiden.

Ich fühle mich hundeeelend, Markus ist halbtot. Wir können kaum aus dem Auto aussteigen. Jeder Muskel, jeder Knochen schmerzt. Wir stehen vor einer wenig einladenden Fassade. Asheems Augen bitten, er hat sein Wort gegeben.

Im Treppenhaus stinkt es fürchterlich, die Tür zum Zimmer klemmt. Zwei Betten und ein Bad mit Dusche. Hässlich, dreckig, aber wir sind zu müde um zu protestieren und leichte Opfer für den Fahrer, der nun Provision kassieren kann. Der Fernseher geht, aber das heiße Wasser bleibt ein leeres Versprechen. Nicht einmal der Hausherr kann durch Herumschrauben etwas bewirken. Asheem ist so zerknirscht, dass er Eimer mit warmen Wasser aus der Küche bringt. Fettaugen schwimmen darauf. Von der Straße her dringen Verkehrslärm und Abgase ins Zimmer. Das Fenster lässt sich nämlich nicht schließen. Nebenan brüllt ein Fernseher. Ich könnte heulen, aber Markus ist krank, ich darf mich nicht gehen lassen.

Im Restaurant versuche ich über Asheems Handy mit Rishi Kontakt aufzunehmen. Die Verbindung ist schlecht.

„Wir brauchen ein Taxi, nein keinen öffentlichen Bus, nach Pokhara und dort ein gutes, ja ein sehr teures Hotel“.

Das Telefonat inmitten des unsäglichen Lärmpegels – vor der Tür scheppert ein Traktoranhänger, in der Küche klirrt Glas, der Fernseher kreischt – ist zermürend. Ich verstehe kaum ein Wort. Dafür explodiert mein Kopfweh.

Zurück im Zimmer reicht das spärliche Licht einer nackten Glühbirne aus, um den Dreckrand an der Bettwäsche zu erkennen. Es eckelt uns sogar, die Schlafsäcke darauf auszurollen.

„Das letzte Mal“, trösten wir uns und stecken Oropax in die Ohren, „morgen schwelgen wir im Luxus.“

34. Tag, Dienstag, 29.10.2013

Der Morgen ist kein Luxus. Die fast schlaflose Nacht – Markus hustete, mein Kopfschmerz tobte und die durchgelegenen Matratzen boten unseren geschundenen Körpern keine Erholung – geht in eine lärmende Dämmerung über. Die metallenen Rollläden der Geschäfte entlang der Straße rattern in die Höhe als die ersten Busse anrollen und hupen, damit auch jeder von ihrer Ankunft erfährt. Hähne krähen gegen das wütende Hundegekläff an, im Nebenzimmer dreht jemand den Fernseher auf volle Lautstärke auf, Türen knallen. Willkommen in der Stadt. Nach mehr als dreißig Tagen ohne Zivilisationsgetöse ein böses Erwachen.

Im Zimmer riecht es muffig. Der Gestank der versifften Matratzen mischt sich mit dem Dunst unseres feuchten Gepäcks. Aus dem Abfluss im Bad steigt der faulige Geruch von Fäkalien auf. Beim Zähneputzen bin ich nahe dran ins Waschbecken zu kotzen.

Als ich dann noch mit dem Kopf gegen den viel zu niedrigen Türrahmen renne, ist es mit meiner Beherrschung vorbei. Schluchzend breche ich über meinem Schlafsack zusammen und bin nicht mehr zu beruhigen. Markus versteht gar nicht, was los ist und glaubt, ich hätte mir eine schwere Verletzung zugezogen. Aber es ist kein Blut, das mir das Gesicht verklebt, nur Tränen. Ich heule Rotz und Wasser und kriege mich erst wieder ein, als Asheem an die Tür klopf und sagt, das Taxi sei schon da.

Wir haben uns gestern Abend formell von Asheem, unserem treuen Guide und Träger verabschiedet. Er reagierte verlegen auf unseren Dank, steckte aber die 150 € Trinkgeld ohne zu zögern ein. Dicke Freunde sind wir in den vergangenen viereinhalb Wochen nicht geworden, die Distanz - eine Mischung aus Altersunterschied und Hierarchie - wurde nur in wenigen Ausnahmesituationen überbrückt.

Asheem zeigt auch jetzt keine sentimentale Regung. Er wird noch das Stück bis zum Highway im Taxi mitfahren, dort trennen sich unsere Wege. So bleibt es dann auch bei einem kurzen Händedruck an der Kreuzung, wo Asheem den Bus nach Kathmandu nimmt.

RÜCKKEHR IN DIE ZIVILISATION

Danach rollen wir über Asphalt, ein eigenartiges Gefühl. Der Fahrer verhält sich zudem recht seltsam. Er hupt nicht, er überholt nicht, er fährt langsam und vorausschauend. Selbst als sein Handy zum wiederholten Male klingelt, nimmt er es nicht ab. Erst als ich ihn darum bitte. Aber was tut der Mann? Er fährt auf einen Parkplatz und hält an, um zu telefonieren. In Nepal! Das machen nicht einmal unsere Taxler zuhause! Ich bin baff. Mehr noch, als er mir das Handy reicht und lakonisch sagt, der Anruf wäre für mich.

Rishi ist dran. Mit schlechten Nachrichten. Er konnte im gestern vorgeschlagenen Hotel kein freies Zimmer mehr buchen.

Ja dann soll er halt ein anderes nehmen.

„Which one, madam?“, krächzt es aus dem Hörer.

Mein Gott, woher soll ich das wissen! Irgendeines, ein „good one, please“.

„Goudon? There is no hotel in Pokhara with that name, madam.“

Da fällt mir der Name eines Luxusressorts ein, den ich bei einem Gespräch zweier deutscher Urlauber aufgeschnappt habe.

„Too expensive!“, ist Rishi entsetzt. Und außerdem läge es weit außerhalb Pokharas. Endlich macht er einen Vorschlag, nennt das „Waterfront“.

Ich stimme sofort zu, damit das leidige Telefonat ein Ende hat.

„How many nights, madam?“

Die nächste Frage, auf die ich keine Antwort weiß. Schließlich kommt es darauf an, wie und ob es uns dort überhaupt gefällt.

Rishi reagiert ebenso genervt wie ich. Er müsse nun einmal im Vorhinein wissen, wie viele Nächte er für uns reservieren soll. Es sei eben nicht einfach, derart kurzfristig für uns zu sorgen.

Der Vorwurf ist unüberhörbar.

„Five nights“, sage ich, damit ich eine Zahl genannt habe.

Und danach?, will Rishi wissen.

„I do not know, yet!“

„Sorry madam, I just wanna help you.“

Es tutet. Rishi hat entweder resigniert aufgelegt, oder wir sind unterbrochen worden. Egal.

Ich bitte den Taxler endlich weiterzufahren, schließlich muss nicht *er* anhalten, wenn *ich* telefoniere.

Wir kommen nicht weit. Es klingelt. Rishi ist wieder dran. Das Taxi parkt erneut am Straßenrand.

Rishi hat nicht nur die Hotelreservierung gemacht, sondern auch gleich den Inlandsflug von Pokhara nach Kathmandu gebucht und ein Zimmer für die letzten zwei Nächte in der Hauptstadt.

Wir müssen uns um nichts mehr kümmern. Außer dem Chauffeur die Lage des Hotels erklären. Ich reiche das Telefon weiter.

ANKUNFT IN POKHARA

Als wir dann nach dreieinhalb Stunden Fahrt in Pokharas Straßen umherirren und der Fahrer immer häufiger Passanten um Rat fragt, fürchte ich, dass er keine Ahnung hat, wohin er uns bringen soll. Schließlich hält er am Ende der Asphaltis an. Vor uns liegt ein übler Karrenweg voller Schlaglöcher.

Hier würden wir abgeholt, behauptet der Fahrer nach mehreren Schreitelefonaten. Wir warten. Plötzlich kommt ein Bote auf einem Motorrad, überreicht dem Fahrer ein Kuvert und lotst ihn dann über die schreckliche Fahrbahn um einen Hügel herum. Dort liegt tatsächlich das Eingangstor zum brandneuen Ressort namens Waterfront.

Der Wachposten öffnet das schwere Gitter und wir rollen durch eine schöne Gartenanlage, vorbei an Schildern, die zur Massage oder zum Pool weisen, hinab vor das zentrale Gebäude. Es ist nur vier Stockwerke hoch und mit roten Ziegeln gedeckt. In der Fassade, die von großzügigen Fenstern durchbrochen ist, erinnern Elemente aus fein behauenen Steinen in verschiedenen Grauschattierungen an die alte Baukunst der rohen Steinmauern. Ich hatte ein protziges Hotel befürchtet, aber das Waterfront besticht durch eine dezente, moderne Erscheinung. Die Lage direkt am Ufer des Sees ist zudem einmalig. Hinter dem Gebäude gibt es nur mehr Wildnis und Sümpfe. Auf dem Wiesenstreifen zwischen der Gartenmauer und dem Wasser befindet sich der Landeplatz für Paragleiter. Was für ein glücklicher Zufall!

„Da können wir denen beim Fliegen zusehen, während wir uns am Pool räkeln“, sage ich begeistert zu Markus.

Er sieht mich an, als habe ich den Verstand verloren. Ihm steht der Sinn nicht nach Pool, sondern nach Bett. Seine Augen glänzen fiebrig unter den schweren Lidern.

Unsere dreckigen Rucksäcke liegen schon auf dem blanken Marmorboden in der Lobby, als wir eintreten. Ich fühle die neugierigen Blicke der Reisegruppe, die neben ihren Koffern in tiefen Fauteuils sitzt, auf uns. Die elegant gekleideten Japaner warten scheinbar nur darauf, dass wir unseren Irrtum erkennen. Zum Glück lässt sich das Personal nicht von unserem äußeren Erscheinungsbild abschrecken. Man bietet uns einen Willkommenstrunk an und wir sinken neben die Asiaten in die Polster, die schmutzigen Hosenbeine und die Trekkingsandalen weit von uns streckend. Markus konnte sich seit Tagen nicht mehr rasieren und das ständige Tragen von Kappen hat unseren Frisuren einen Helmcharakter verliehen. Den Japaner zuliebe verzichte ich auf ausgiebiges Kratzen, obwohl es mich jucken würde. Denn es ist mir nicht entgangen, dass sie zwar nicht demonstrativ, aber doch um ein paar symbolische Zentimeter von uns abgerückt sind.

Als sie die Schlüsselkarte für ihre Zimmer überreicht bekommen, springen sie erleichtert auf.

Wir sind im dritten Stock untergebracht, mit Blick ins Grün des Sumpflandes. Ein Szenario für das uns Ornithologen beneiden würden. Doch vorerst habe ich weder Augen für die Vögel noch für die riesigen Schmetterlinge. Mein Interesse gilt der Einrichtung. Zwei herrlich große

Betten mit blütenweißer Wäsche, ein Tischchen flankiert von Polstersesseln, auf einer Anrichte der Teekoher mit einer Auswahl an Beuteln, löslichem Kaffee und Milchpulver. Schließlich das sauber geflieste Bad, mit Wanne, Toilette europäischer Art und einem großen Waschbecken.

„Hot water?“, frage ich den Hotelangestellten, der uns zwar jeden Lichtschalter erklärt, aber mit dieser Frage scheinbar überfordert ist. Er schweigt verstockt.

Ich wiederhole meine in viereinhalb Wochen antrainierte Standardfrage.

„Certainly, Madam, twentyfour hours“, bekomme ich zur Antwort. Der beleidigte Unterton ist nicht zu überhören.

Diese Beteuerungen kenne ich zur Genüge und drehe daher den Wasserhahn auf. Prüfend halte ich den Zeigefinger darunter.

Dem Hotelangestellten schwillt die Brust, er vergisst aufs Ausatmen und stiert mich böse an.

Da rinnt es warm über meine Hand. Meine freudige Überraschung quittiert der Nepalese mit Verachtung. Dabei ist es sein Land, das mich so misstrauisch gemacht hat.

Kaum ist er draußen, sperre ich ab, reiße mir das staubige Gewand vom Leibe und hechte aufs Bett. Weich! Was für ein Gefühl. Ich liege auf der Tagesdecke und juble. Am liebsten würde ich alles gleichzeitig machen: Tee kochen, Haare waschen und unters saubere Laken schlüpfen.

Markus hingegen hockt auf dem Bett und starrt mich an. Seine Bewegungen sind träge, von der Krankheit gedämpft. „Willst du zuerst duschen?“, fragt er, mühsam den Satz formulierend.

Ich sause mit dem Shampoo ins Bad und stelle mich unter die Brause. Warm prasselt das Wasser auf meinen Kopf. Es könnte allerdings wärmer sein. Von wegen „hot water“! Nachdem ich mich von oben bis unten eingeschäumt habe, will ich den Hahn erneut aufdrehen. Da entdecke ich meinen Fehler. Es ist eine Armatur wie bei uns zu Hause. Zum Mischen! Durch die Erfahrungen der letzten Wochen hatte ich völlig vergessen, dass es eine Möglichkeit zur Regelung der Wassertemperatur überhaupt gibt. Neugierig drehe ich den Regler bis zum Anschlag nach links und endlich dampft das langersehnte heiße Nass über mich. Wie hätte der Hotelangestellte wohl anlässlich einer Beschwerde reagiert? Mit einer Schulung zum richtigen Gebrauch der Duschbatterie?

Mein lautes Lachen lockt Markus an die Badezimmertüre. „Ist alles ok, Schatz?“, fragt er besorgt.

„Und wie“, rufe ich und hülle mich eines der riesigen Frotteehandtücher. Was für ein Luxus.

Gerne hätte ich mich im Spiegel betrachtet, aber er ist beschlagen. Nur sehr zögerlich – oder sollte ich sagen behutsam? – gibt er ein Antlitz frei. Das bin nicht ich, ist meine erste, dumme Reaktion. Dunkelbraun verbrannte Haut, eingefallene Wangen, etliche Falten und sehr graue Haare. Hab ich die ganze Zeit so ausgesehen? Es ist eigenartig, wie schnell sich die Vorstellung mangels Korrektiv über die Realität schiebt. Die winzige Fläche unseres Taschenspiegels diente bloß Markus zum Rasieren. In meiner Erinnerung war ich wesentlich jünger und hübscher. Ich sehe mich jetzt seit 33 Tagen zum ersten Mal wieder. Eine herbe Enttäuschung.

Als Markus im Bad verschwindet, braue ich mir einen Nescafé. Ich habe erst einen Schluck genommen, als Markus am ganzen Körper zitternd unter leisen Flüchen wieder heraus kommt und sich in die Bettdecke wickelt. „Kein Heißwasser“, jammert er und klappert mit den Zähnen.

Hat auch er vergessen, dass man die Temperatur selbst regeln kann?

Nein, offenbar sind die 24 Stunden des heißen Wassers soeben abgelaufen. Es kommt nur mehr lau aus dem Hahn. „Soll ich reklamieren?“

Markus wehrt müde ab. Er hat andere Sorgen. Das Fieberthermometer klettert über 38° Grad.

Während Markus schläft, ordne ich unser Gepäck. Sämtliche warme Sachen kann ich getrost verräumen, aus den übrigen Klamotten suche ich die paar T-Shirts und Hosen, die wir in den nächsten Tagen brauchen werden und weiche sie in der Badewanne ein. Das heiße Wasser spendet der Teekoher. Nach kräftiger Zugabe von Kernseife entsteht eine braune Suppe. Wenig überraschend könnte man meinen, wenn es sich bei der Wäsche nicht um unsere sauberen Sachen handeln würde, die wir unterwegs – zuletzt in Manang – gewaschen hatten. Nach dem ersten Spülgang bleibt eine Sandspur in der Wanne zurück. Himalayabrösel.

Zum Glück hat Markus, bevor er wie tot ins Bett fiel, noch genügend Bündel quer durchs Zimmer gespannt. Die perfekte Wäscheleine. Über den großen Flachbildfernseher hänge ich zur Sicherheit ein Handtuch. Wegen der Tropfen. Auf dem Parkettboden liegen die längsgefalteten Tagesdecken. Schutz und Teppich zugleich. Innerhalb kurzer Zeit ist das Zimmer nicht wiederzuerkennen.

Um den Hotelangestellten den traumatischen Anblick zu ersparen, bringe ich das „bitte nicht stören“ Täfelchen an der Türe an und gehe zur Computerecke in der Lobby. Meine Hoffnung, dass von dieser IP-Adresse aus mein Mail nicht sofort blockiert wird, ist vergebens. Es erscheint dieselbe Warnung wie in Manang: jemand in Nepal versuche mein Mailkonto zu hacken. Das ist nicht witzig. Zuhause wartet man sicher schon lange auf Nachricht, auch ich wüsste gerne ob dort alles in Ordnung ist. Ich werde also im Zeitalter des Internets auf das Telefon zurückgreifen müssen. Die Dame an der Rezeption versichert mir, dass Ferngespräche in die ganze Welt möglich seien.

Nachmittags (wegen der Zeitverschiebung) rücke ich mit drei Telefonnummern an, die ich in weiser Voraussicht auf Papier notiert habe.

Mamas Nummer funktioniert jedoch nicht. Sie hat kurz vor unserer Abreise den Festnetz-Anbieter gewechselt und mir ist beim Ändern der Rufnummer auf meinem Spickzettel wohl ein Tippfehler passiert. Es erklingt nur eine Art Besetzzeichen. Ich probier es auf ihrem Handy. Nicht erreichbar. Typisch. Sie schaltet es ja nur ein, wenn sie telefonieren will. Der letzte meiner drei Telefonjoker ist die Handynummer meiner Schwester. Auch sie ist nicht erreichbar. Eigenartig. Misstrauisch blicke ich zur Dame an der Rezeption, der die vergeblichen Versuche sichtlich peinlich sind. Als sie mir dafür noch Geld abknöpfen muss, entschuldigt sie sich.

Um meinem geschundenen Körper etwas Gutes zu tun, melde ich mich zu einer 60 minütigen Massage an. Ich stelle mir vor, wie entspannend es sein wird, sich die Muskeln sanft durchkneten zu lassen. Voller Vorfreude lege ich mich auf den niederen Behandlungstisch. Eine kleine Nepalesin übergießt mich mit Öl, einschließlich der frisch gewaschenen Haare und beginnt danach mit bloßen Füßen auf meiner Wirbelsäule auf und ab zu spazieren. Dann wieder kniet sie auf meinen Oberschenkeln und bearbeitet die Rippen mit gezielten Handkantenschlägen, als würde sie auf ein Xylophon einhämmern. Auf die blauen Flecken von der Autofahrt nimmt sie keine Rücksicht. Im Gegenteil. Ihre knöchigen Finger bohren mit Hingabe in schmerzenden Regionen herum. Nach einer Stunde fühlt sich mein Körperinneres matschig weich an, knochenlos, wie Brei in einem menschlichem Hautsack. Nicht unangenehm, muss ich zugeben.

Abends erreiche ich endlich meine Schwester am Telefon. Sie ist zwar grad in Italien unterwegs, sagt aber, dass bei ihrer Abreise gestern zuhause alle wohlauf gewesen seien. Ich

lasse Mama ausrichten, dass alles nach Plan verläuft und wir in acht Tagen heim kommen werden.

Im Bett liegend kehren wir endgültig in die „Realität“ zurück. Über die Nachrichtensender CNN und BBC müssen wir leider feststellen, dass in den letzten fünf Wochen die Welt nicht besser geworden ist. Nur wir waren in diesem Zeitfenster kurz abwesend, der Wahnsinn ist weitergegangen. Meldungen von Bürgerkriegen, Hungersnöten und Flüchtlingsdramen sind ebenso präsent wie der Dow Jones Index und der Ölpreis. Als Kind hoffte ich einen magischen Lidschlag zu besitzen. Sah ich etwas Unangenehmes, schloss ich die Augen – und schon war es weggezaubert. Die Enttäuschung folgte auf dem Fuß, denn der verhasste Sprossenkohl lag immer noch auf dem Teller. Irgendwie war ich während des Trekkings unbewusst derselben Illusion verfallen. Ohne Nachrichten und ohne Spiegel sah die Welt viel schöner aus.

„Dafür war sie unbequem“, erinnert mich Markus, „oder hast du das schon vergessen?“

Natürlich nicht. Ich genieße die frischen Laken, das weiche Bett und das Fehlen von Durchzug. Ich freue mich, auf dem Klo sitzen zu können, ständig Zugang zu frischem Wasser zu haben und nicht mehr frieren zu müssen. Im Moment möchte ich auch nicht für nur einen Tag in die Zeit des Trekkings zurückversetzt werden. Dennoch wird meine Begeisterung für die nützlichen Dinge des Alltags von einer seltsamen Traurigkeit überschattet. Vielleicht, weil alles wieder ist, wie es war?

„URLAUB - MACHEN“

35. Tag, Mittwoch, 30.10.2013

Die erste Nacht in einem richtigen Bett verlief enttäuschend normal. Meine diffusen Erwartungen, dass ich mir selbst im Schlaf noch des Komforts bewusst sein müsse, hatten sich nicht erfüllt.

Markus hingegen hat sich einer Art Schwitzkur unterzogen. Die Laken sind nass, das Fieber ist dafür deutlich zurückgegangen. Nach dem Frühstück kann sich Markus der längst anstehenden Rasur und Haarwäsche widmen, während ich eine Erkundungstour in die Stadt unternehme.

Pokhara ist die zweitgrößte Stadt Nepals, aber der touristische Teil beschränkt sich auf den Uferbereich des Sees und ist recht überschaubar. Ihre Lage auf 800 Metern Höhe beschert ihr ein ganzjährig angenehmes Klima mit einigen Hitzetagen im Sommer. Bei klarem Wetter sind die Schneegipfel des Himalaya sichtbar und das ist wohl ihr größter Trumpf. Ansonsten hat Pokhara nicht viel zu bieten. Die obligatorische Bootsfahrt auf dem See haben wir bereits 2001 gemacht. Und auch auf den Hügel zur Friedensstupa sind wir damals schon gepilgert. Die zahlreichen Reisebüros locken mit Kurtrekkings. Nein, danke. Kein Interesse.

Etwas ratlos spaziere ich am sumpfigen Ufer entlang. Fischerboote liegen in grünen Algentepichen eingeschlossen, bunte Plastikketzen täuschen Blumen vor. Ein Hund zerbeißt krachend eine weggeworfene Wasserflasche, Kinder betteln in absteigender Reihenfolge um Dollars, Rupien, Kugelschreiber oder Süßigkeiten. Danach rufen sie fuck you und werfen Steine, wenn kein Wunsch erfüllt worden ist.

Ich komme an kleinen Bambushütten vorbei, in „Strandlage“ an jugendliche Trampler vermietet, die in den dazwischen gespannten Hängematten dösen und sich von der Nacht erholen. Im Hintergrund räumt ein nepalesischer Rastafari die Bar auf. Es reiht sich Gastgarten an Disco und Reggae-Schuppen. Abends dürfte hier die Hölle los sein. Jetzt am Vormittag ist alles wie ausgestorben. Je näher ich dem Zentrum komme, desto öfter verstellen Zäune den Weg. Hotelanlagen schirmen ihren Grund vor streunenden Hunden und ungebetenen Gästen ab.

Ich muss durch die erste Gebäudezeile hindurch auf die Straße. Welch ein Kontrast zum ungepflegten Trampelpfad am Seeufer, den nur die Einheimischen benutzen! Ich finde mich plötzlich in einem unablässigen Menschenstrom wieder, der sich an den Geschäften entlang drängt. Dabei wird nur der übliche Nepal-Kitsch angeboten: Schnitzereien, Klangschalen, Schals und Teppiche. Vom billigen Souvenir über in China produzierte Massenware bis hin zu sündteurem Kunsthandwerk oder Schmuck.

Eigentlich wollte ich bloß Obst und Schokolade kaufen – aber normale Lebensmittel sind wohl das Einzige, was es hier nicht oder nur versteckt gibt.

Am Rückweg kommen mir erste Zweifel. Was werden wir hier die nächsten vier Tage tun?

„Du wolltest doch unbedingt nach dem Trekking ein paar Tage *Urlaub machen*“, erinnert mich Markus, als ich ihm meine Bedenken schildere.

Stimmt, aber das hatte ich mir leichter vorgestellt. Vielleicht sollte man das vorher zumindest geübt haben. *Urlaub machen*.

Massage hatte ich gestern, heute ist der Pool an der Reihe. Mit Badetuch und Bikini begeben mich in den Garten zu den Liegestühlen; Markus folgt mir in seiner dicken Faserpelzjacke mit Kapuze.

„Muss das sein?“, frage ich, „Übertreibst du nicht ein bisschen?“

„Das frage ich mich bei deinem Anblick auch“, kontert er.

Ich versuche mit raschen Streichbewegungen die aufgestellten Härchen an den Unterarmen zu glätten. Die verräterische Gänsehaut bleibt. Da hilft nur eines. Körperliche Betätigung.

Wild entschlossen steige ich in den Pool. Die Wassertemperatur nimmt mir den Atem. Ich schwimme so schnell ich kann. In der fünften Länge spüre ich zwar meine Arme und Beine kaum mehr, dafür wird mir um die Herzgegend herum wieder warm. Fürs Foto lächle ich. Es sieht verkrampft aus.

Als ich dann schlotternd unter drei Tüchern in der Sonne aufs Auftauen warte, bemerkt die Frau auf der Nachbarliege. „Sehr tapfer. Sie sind die einzige, die ich je den Pool benützen sah.“

Markus findet Liegestuhlgespräche öd und begibt sich zum Landeplatz, um über Gleitschirme fachzusingeln.

Nach nicht einmal einer Stunde ist unser beider Kommunikationsbedürfnis gestillt und wir kehren ins Zimmer zurück. Es zeichnet sich immer deutlicher ab, dass wir uns schwer tun mit dem, was man *Urlaub machen* nennt. Machen? Das Problem ist ja, dass man eben nichts *machen* kann. Zuhause könnten wir unsere Fotos durchsehen, Bücher lesen, im Internet surfen, sich was Gutes kochen, Reisebericht schreiben und vieles mehr. Hier sind wir zum Nichtstun gezwungen. Wie überleben Menschen ohne Schaden zu nehmen vierzehn Tage Adria-Urlaub, wo sie maximal zwischen Strand, Pool und Buffet hin und herpendeln? Wenn die vom wohltuenden „Abschalten“ reden, sind dann auch Hirnregionen gemeint?

„Wie lange müssen wir noch bleiben?“, erkundigt sich Markus. Ihm scheinen ähnliche Gedanken durch den Kopf zu gehen.

„Hier vier weitere Nächte, in Kathmandu zwei.“

„Uff“, stöhnt Markus und fügt nach einer Pause an: „Oje“.

Aus Langeweile erstelle ich eine Trekkingstatistik. Als ich meine Zahlenkolonnen fertig habe, lasse ich Markus schätzen, wie viele Höhenmeter wir insgesamt zu Fuß bewältigt haben. Mit 15.000 liegt er knapp über dem Ergebnis: 14.000 Metern Aufstieg und 12.000 Metern Abstieg. „Sag ich ja“, kommentiert Markus die Zahlen, „du hättest dir das lange Herumrechnen sparen können.“

„So, dann verrate mir nun, wie viele Kilometer die Summe aller Horizontalfahrt ergibt, du Alleswisser!“

„Zweihundert?“

„Nein, fast dreihundert!“, triumphiere ich.

„Oje.“

Ich hab noch mehr Zahlen zusammengeschrieben: 32 Tage lagen zwischen der Hin- und der Rückfahrt. An fünf Tagen bewegten wir uns wetter- oder krankheitsbedingt kaum. Minimale Höhe (Ausgangsort): 570 m, maximale Höhe: Kang Beub mit 5.367 m. Summe aller Wanderzeiten: 120 Stunden, das ergibt im Schnitt pro Wandertag 4,5 Stunden.

„Oje“, sagt Markus.

„Etwas anderes fällt dir wohl nicht dazu ein?“

„Ojeoje?“

36. Tag, Donnerstag, 31.10.2013

Ein weiterer „Erholungstag“ liegt vor uns. Schon zum Frühstück sagt Markus: „Oje“. Wir lassen uns vom Hotel ein Reisebüro empfehlen, das auch internationale Flüge vermittelt. Vielleicht können wir das Ticket auf einen früheren Zeitpunkt umbuchen.

Um zehn Uhr vormittags betreten wir das kleine Büro der fci – flight connection international in Pokhara. Drinnen geht es hektisch zu. Zwei Männer bedienen sechs Telefone und zwei Computer. Gleichzeitig. Also je ein Festnetz Hörer am Ohr, das Handy im Lautsprechmodus vor sich auf dem Tisch, dahinter die Tastatur, auf die im Zweifingermodus eingehackt wird. Als Markus ein Foto macht, ist es für den Bruchteil einer Sekunde ruhig. Verdutzt schauen uns die zwei jungen Nepalesen an. Sie können ja nicht ahnen, dass Markus' Flugschule fca – flight connection arlberg heißt und sein Mitarbeiter Macky endlose Telefonate führt. Wir setzen uns und warten artig, bis einmal jemand Zeit für uns findet.

Die Nepalesen haben weniger Geduld. Der ältere legt einen Hörer auf, den anderen klemmt er zwischen Ohr und Schulter. Mit schiefem Kopf fragt er, wie er uns helfen kann. Dazwischen streut er Wörter in seiner Sprache, die offenbar zum Telefonat gehören. Das irritiert mich, zugegeben. Stumm schiebe ich einen Zettel mit der Reservierungsnummer unseres elektronischen Tickets über den Schreibtisch. Fragender Blick. „Umbuchen, früher fliegen“, flüstere ich verschämt. Endlich kapiert der Mann, dass ich nicht sprechen mag, während er telefoniert. Also legt er den Hörer beiseite, eine Stimme plappert noch eine Weile im Monolog vor sich hin um dann zu verstummen.

„Wieso wollen Sie den Flug vorverlegen?“, fragt der Mann erstaunt. „Er geht doch nächsten Dienstag. Heute ist Donnerstag! Und das Umbuchen kostet je 100 Dollar.“

„Mein Mann ist krank“, lüge ich ein bisschen, „wir wollen so rasch wie möglich heim.“

Der Nepalese tippt, stiert auf den Bildschirm und schüttelt dann den Kopf. Qatar Airways fliegt nur zweimal die Woche die Strecke Kathmandu – Doha – München und zwar am Dienstag und am Donnerstag.

„Wären heute noch zwei Plätze frei?“, frage ich und spüre, wie mir das Herz vor Freude rascher schlägt.

Wieder schüttelt der Mann den Kopf. Nicht in der economy class. Das hieße, wir müssten einen Zuschlag für ein Upgrade zahlen und das stünde sich wegen der paar Tage nun wirklich nicht dafür.

„Sorry“, sagt der Nepalese zum Abschied und will schon wieder zu seinen Telefonen greifen.

„Moment“, fahre ich dazwischen, „wann würde das Flugzeug denn starten? Ginge sich das überhaupt aus?“

Während der Mann am PC recherchiert, unterhalte ich mich mit Markus. Es geht um den Aufpreis, den Sitzkomfort in der business class, aber auch um die Hotelkosten, die wir im Gegenzug sparen und die Aussicht, morgen bereits zuhause sein zu können. Wir haben Lunte gerochen. Da spielt das Geld eine untergeordnete Rolle.

„Abflug Kathmandu 20:30 Uhr. Ein Taxi benötigt von hier bis zum Flughafen nicht mehr als fünf Stunden.“

Da fällt uns ein, wir haben ja einen Inlandsflug von Pokhara nach Kathmandu gebucht. Die Horrorfahrt mit dem Auto wollen wir uns auf keinen Fall antun. Vielleicht kann man den Inlandsflug ebenfalls ändern. Ich gebe dem Mann die Nummer von Rishi Bhandari, der uns diesen Flug reserviert hat. Jetzt brauche ich eines seiner Telefone.

Rishi ist sehr aufgebracht. Erstens, weil wir in ein fremdes Reisebüro gegangen sind, anstatt ihn zu kontaktieren. Zweitens, weil wir nun anscheinend doch nicht fünf Nächte wie

ausgemacht im Waterfront verbringen werden, drittens, weil der Inlandsflug obsolet wird, viertens, weil wir das Hotel in Kathmandu nicht mehr brauchen werden und fünftens, weil wir überhaupt sehr schwierige Klienten seien.

Ich bin Markus für seine fiebrige Erkältung auf die wir uns hinausreden richtig dankbar. Urlaubsüberdruß würde wohl niemand als ausreichenden Grund akzeptieren.

Rishi erklärt sich bereit, den Inlandsflug zu stornieren. Eine Vorverlegung auf heute ist nicht mehr möglich, die Maschine sei komplett überbucht und zudem wegen Schlechtwetters um etliche Stunden hinter dem Zeitplan. Für die Endabrechnung sollen wir – falls wir nun tatsächlich im Taxi nach Kathmandu fahren – kurz in sein Büro kommen.

Jetzt müssen wir uns entscheiden. Der Nepalese wartet auf die Antwort. Lange könne er die beiden Plätze im Reservierungssystem nicht offen halten.

Markus und ich überschlagen nochmals die Vor- und Nachteile. Je ein dickes Minus steht vor den erhöhten Kosten, vor der Autofahrt – inklusive Stau durch die Hauptstadt, vor dem damit verbundenen Stress und dem Zeitdruck, vor dem Verfall des bereits bezahlten ÖBB Tickets von München nach Bludenz, vor der kalten Wohnung, weil niemand rechtzeitig die Heizung aufdrehen hat können. Die Liste der Vorteile hingegen ist kurz: business class statt economy, morgen Mittag bereits daheim. Wir buchen um.

STATT WELLNESS-KUR: STRESS-PUR

Es ist zehn Uhr dreißig, als wir das Reisebüro verlassen. Um zwölf Uhr müssen wir mit dem Gepäck zurück sein, denn spätestens dann sollte das Taxi losfahren. Im Dauerlauf hetzen wir ins Hotel, kündigen an der Rezeption unseren sofortigen Auszug an, werfen die Putzfrau aus dem Zimmer und stopfen unsere Rucksäcke ziemlich planlos voll. Es muss einfach alles rein, was herumliegt.

Beim Auschecken darf ich das Zimmer nicht selbst bezahlen. Die Nächtigungsgebühr würde mit Rishi Bhandari abgerechnet. Ich sehe darin kein Problem und bestelle ein Taxi zum Reisebüro. Dort erwarten uns schlechte Nachrichten. Die Abflugszeit hat sich geändert. Statt 20:30 Uhr startet die Maschine nun bereits um 19:00 Uhr. Wir sollten daher um 17:30 Uhr am Flughafen sein.

„Das geht sich aus“, beteuert uns der Mann vom Reisebüro. „Normalerweise.“

Punkt zwölf Uhr steigen wir in einen Privatwagen mit Chauffeur. Ich bin schon bei der Abfahrt nervös. Ständig tauchen die Bilder des kilometerlangen Staus vor mir auf, in dem wir eine Stunde feststeckten, als wir Kathmandu vor fünf Wochen verließen. Der Grund war die Baustelle am Highway gleich hinter der Hauptstadt. Wir kehren nun über dieselbe Strecke zurück. Nicht nur das, sondern wir müssen anschließend quer durch die Millionenmetropole und die mit ihr zusammengewucherten Vorstädte, weil der Flughafen auf der anderen Seite liegt.

Unser Chauffeur fährt hochkonzentriert und so schnell es der Verkehr und die Straßenverhältnisse zulassen. Er weiß um den Zeitplan, lächelt und beteuert, dass er ihn locker einhalten werde. Dabei treten ihm Schweißperlen auf die Stirn.

Auch Markus wirkt angespannt. Wir haben alles auf eine Karte gesetzt. Den Rest entscheidet das Schicksal.

Außerhalb der Stadt kommen wir gut voran. Die Wegweiser mit den Kilometerangaben verraten uns, dass wir für die Hälfte der Strecke nur zwei Stunden gebraucht haben. Kaum habe ich mich etwas beruhigt, geraten wir in eine Polizeikontrolle. Der Fahrer flucht und kündigt an, dass dies einige Zeit in Anspruch nehmen könnte.

Er reicht dem Uniformierten sämtliche Papiere und wartet. Andere Polizisten schreiten um den Wagen herum, schauen blöde zu uns herein, gehen wieder weg. Nichts passiert. Unser Fahrer entnimmt schließlich einige Geldscheine seiner Börse, verteilt sie in seinen Jackentaschen und steigt aus. Nach fünf Minuten ist er wieder da, wirft die Fahrzeug-Papiere ins Handschuhfach und braust davon.

„Jedes Mal dasselbe“, knurrt er wütend.

„Was wollte die Polizei?“, frage ich neugierig.

„Geld“, lautet die knappe Antwort.

„Waren wir zu schnell unterwegs?“, frage ich nach dem Grund.

„Nein. Korruption.“, sagt der Fahrer. „Wenn sie nichts finden, lassen sie dich eben warten, bis du zahlst.“

„Wie viel?“, will ich wissen.

„Einhundert Rupien“.

Ich reiche ihm den Schein nach vorne. Zu meiner Überraschung verweigert der Fahrer das Geld mit dem Argument, das sei ein nepalesisches Problem. „Es ist schließlich unsere Gesellschaft, die die Korruption hervorbringt“, erklärt er bitter.

Wir liegen gut in der Zeit und nähern uns allmählich Kathmandu. Ich teile dem Fahrer mit, dass wir auf dem Weg durch die Stadt noch rasch zur Reiseagentur snowy horizon müssen, um unsere Schulden zu bezahlen. Zuvor aber bräuchte ich eine Pinkelpause. Er könne ja irgendwo anhalten, wo mir Büsche die notwendige Deckung böten.

Der Chauffeur runzelt die Stirn und fährt die nächste dreiviertel Stunde an allen Plätzen vorbei, die mir für eine Blasenentleerung geeignet scheinen. Dann, kurz nach meiner Reklamation, biegt er endlich ab und wir halten vor einer Raststation. Ich bedanke mich und sause zu den Toiletten, obwohl mir eine grüne Hecke lieber gewesen wäre. Als ich zurückkehre steht Markus allein neben dem Wagen. Der Fahrer ist verschwunden.

Schließlich ruft er vom Eingang der Raststation herab, er brauche mindestens noch eine halbe Stunde.

Spinnt der? Zu was denn? Leidet er an Verstopfung?

Ich renne zu ihm und stelle ihn zur Rede. Arglos antwortet er, dass er soeben ein Mittagessen bestellt habe. Schließlich sei er wegen uns mit leerem Magen aus Pokhara abgefahren. Wir sollten auch etwas zu uns nehmen. Das beruhige die Nerven.

Mir tut jede Minute, die wir warten müssen, beinahe körperlich weh. Das mühsam und teilweise halbsbrecherisch eingefahrene Zeitpolster derart leichtfertig zu verschenken, schmerzt.

Der Chauffeur hat sich unsertwegen mit dem Essen beeilt. Zwanzig Minuten später brausen wir wieder dahin. Nach insgesamt vier Stunden Fahrzeit erreichen wir die Baustelle, vor deren Stau ich mich gefürchtet hatte. Zum Glück rollt der Verkehr zäh dahin ohne zu stocken. Nun bleiben uns noch weitere eineinhalb Stunden um Kathmandu zu durchqueren. Erleichtert lehne ich mich zurück. Genau in diesem Moment sagt der Fahrer, die Zeit wäre verdammt knapp, der Abstecher zu Rishis Büro ginge sich daher nicht mehr aus.

Augenblicklich fällt die Nervosität wieder über mich her. Wie wird Rishi reagieren? Ich werde ihm das Geld natürlich sofort von daheim aus überweisen. Zudem besitzt er ja meine Kreditkartendaten. Ich werde ihn vom Flughafen aus anrufen. Vorausgesetzt, wir erreichen den rechtzeitig!

STAU UND DEPPENSTEUER

Meine Augen kleben an den Uhrzeigern. Die scheinen sich rascher zu bewegen als die Autokolonne vor uns. Obwohl der Fahrer auf Schleichwegen und Nebenrouten versucht hat, der Rushhour zu entkommen, stecken wir nun im Stau. Auch Markus blickt angestrengt aus dem Fenster und dann wieder auf seine Uhr. Niemand spricht. Nur der Fahrer fragt in unregelmäßigen Abständen nach der Abflugzeit und vergisst sie offenbar gleich wieder. Dass wir den Flughafen nicht zur angepeilten Zeit werden erreichen können, steht leider schon fest. Kleinlaut entschuldigt sich der Chauffeur. Man habe nicht mit einem derartigen Verkehrsaufkommen rechnen können.

„Nein, natürlich nicht. Wer käme schon auf die absurde Idee, in Kathmandu könnte es ein Verkehrschaos geben?“, würde ich am liebsten ätzen. Aber die Situation bliebe die gleiche. Also halte ich den Mund und versuche den Gedanken zu verdrängen, was es bedeuten würde, den Flug zu versäumen.

Eine Stunde lang brauchen wir zur Umfahrung des Stadtkernes. Dann, auf dem Highway Richtung Flughafen lichtet sich der Verkehr endlich etwas. Der Fahrer schaltet in den zweiten Gang! Es tauchen erste Schilder mit dem Flugzeugsymbol auf. Zwanzig Kilometer. Dritter Gang. Auskuppeln. Stillstand. Nach banger Minuten geht es weiter. Dieses Mal bis zum vierten Gang. Es ist jetzt 17:30 Uhr. Eigentlich sollten wir bereits am Flughafen sein. Aber der Flieger startet erst um 19:00 Uhr.

Unserem Chauffeur stehen die Schweißperlen auf der Stirn. Seine Hände zittern am Lenkrad. Ich beruhige ihn. Ich! Ja, ich. Denn plötzlich fasse ich Zuversicht. Weiß der Himmel, woher ich die Gewissheit nehme, vielleicht weil ich keine Fingernägel mehr zum Abkauen habe. Jedenfalls rede ich dem Fahrer gut zu, er solle nichts riskieren, es ginge sich alles leicht aus.

Um 18:00 Uhr, also nach sechs anstatt fünf Stunden, halten wir vor dem Flughafen an. Geschafft!

Zielsicher steuern wir zum checkin für Qatar Airways. Business Class, what else? Was für ein erhabenes Gefühl, die lange Schlange der Normalreisenden links liegen zu lassen. Ich halte der Dame unsere Pässe und den Code des neuen Tickets hin. Sie schaut auf den Bildschirm vor ihr und tippt und schaut und tippt und dann schaut sie wieder, diesmal uns an.

„Wo, sagen Sie, haben Sie den Flug gebucht?“, fragt sie.

„Heute Vormittag, in Pokhara. Wir zahlten ein Upgrade für die business class.“

„Hier sind aber keine Plätze auf ihren Namen reserviert“, stellt sie lakonisch fest.

„Außerdem“, fügt sie hinzu, „kein Reisebüro kann ein Upgrade veranlassen. Das darf nur Qatar Airways selbst.“

„Und das bedeutet was?“, frage ich in aufkommender Panik.

„Warten Sie hier.“

Damit ist die Dame verschwunden. Unser Gepäck, das bereits mit Barcodes versehen war, rumpelt übers Förderband ebenfalls auf Nimmerwiedersehen davon.

Ich würde mich gerne irgendwo hinsetzen. Meine Knie sind plötzlich so schwammig. Nach einer gefühlten Ewigkeit – es waren wahrscheinlich bloß zehn Minuten – kommt die Dame zurück. Als sie bemerkt, wie ich mich mit letzter Kraft an den Schalter klammere, spricht sie die erlösenden Worte: „Keine Angst. Sie werden mit an Bord sein. Wir können Ihnen nur keinen boardingpass ausstellen, weil unser System Sie nicht erfasst hat.“

Wir erhalten stattdessen eine Karte mit handgeschriebenem Vermerk und einer hingekritzeltel Sitzplatznummer.

Am liebsten würde ich sofort ausprobieren, ob wir damit auch tatsächlich ins Flugzeug dürfen. Zuvor muss ich jedoch Rishi anrufen und ihm sagen, dass wir am Flughafen sind. Endlich finde ich einen Telefonschalter. Rishi ist verärgert. Er habe bis jetzt im Büro gewartet. Weshalb wir so Hals über Kopf aus Nepal flüchten würden? Das kann ich ihm im Augenblick nicht erklären, denn wir sollten schon am Gate sein. Die Abrechnung werden wir per Email abhandeln.

Der Zöllner knallt den Ausreisestempel über das Visum und mahnt uns zur Eile. Wir kommen gerade rechtzeitig zum Boarding und suchen unsere Sitze in der 9. Reihe. Die Enttäuschung ist groß, als wir direkt hinter der Trennwand zur Business Class sitzen. Es ist der schlechteste Platz, den es im Flugzeug gibt. Weder Fußfreiheit, noch Bildschirm. Aber trotzdem überwiegt die Freude, dass wir an Bord sind.

Als ein Steward über Lautsprecher „boarding completed“ meldet und die Türe geschlossen wird, irren ein Junge und ein Mann im Gang umher. Listen werden gecheckt, Personen durchgezählt, Boardingpässe kontrolliert. Schließlich dürfen die beiden nach vorne in die Business Class. Da dämmert es uns: Das wären unsere Plätze gewesen. Nur beweisen können wir das nicht.

In Doha haben wir fast vier Stunden Aufenthalt. Im Stammsitz von Qatar Airways versuchen wir nun zu unserem Recht zu kommen. Am Infoschalter der Fluglinie finden wir kein Gehör, denn auf unserem Boardingpass sind Plätze in der Economy Class vermerkt. Wenn auch bloß handschriftlich, so dennoch gültig.

„Aber wir haben einen saftigen Zuschlag bezahlt“, argumentiere ich. Als Beweis lege ich den Beleg der Kreditkartenabbuchung vor und ernte einen mitleidigen Blick.

Es ist klar, dass man uns für naive Dummköpfe hält.

Etwas sträubt sich in mir gegen diese Tatsache. Die Männer in der fci Reiseagentur hatten keinen hinterhältigen Eindruck auf mich gemacht. Schließlich rieten sie uns wegen der Kosten sogar von der Umbuchung ab! Kann man sich derart täuschen?

„Man hat sie schlichtweg belogen“, urteilt der Qatar-Mensch. Um seine These zu untermauern fragt er, ob wir denn eine Bestätigung oder wenigstens ein neues Ticket bekommen hätten.

Dazu war keine Zeit, außerdem handelte es sich um ein elektronisches Ticket.

„Also Sie haben nichts Schriftliches erhalten?“, hakt der Typ erbarmungslos nach. „Die Kreditkartenabbuchung könnte ja auch zur Bezahlung einer Lederjacke erfolgt sein.“

Nun stehen wir endgültig als Vollkoffer da, die auf die billigste Abzocke hereingefallen sind.

„Deppensteuer“, resümiert Markus.

Aber für mich ist das Kapitel nicht abgeschlossen. Mehr als der Verlust des sinnlos bezahlten Geldes schmerzt mich der Gedanke, dass mein Vertrauen derart schamlos ausgenutzt worden sein soll. Jemanden eiskalt ins Gesicht zu lügen bedarf eines anderen Menschenschlages, als wir ihn in diesem Reisebüro in Pokhara angetroffen haben. Es muss ein Missverständnis vorliegen, dessen bin ich überzeugt.

Ich besorge mir eine Telefonwertkarte und rufe Mama an. Meine Schwester hat mir die richtige Nummer durchgegeben. Seltsamerweise ist sie mit der auf meinem Spickzettel ident. Egal. Jetzt jedenfalls klappt die Verbindung endlich. Mama ist hochofrenet über die Nachricht, uns morgen Mittag bereits begrüßen zu können. Gleich werde sie Heizung und Boiler einschalten und einen Kuchen backen.

„Wie war es denn?“, will sie wissen. „Warum kommt ihr schon so früh zurück?“

„Toll, aber wir sind einfach müde“, fasse ich spontan zusammen, worüber ich mir eigentlich noch gar keine Gedanken gemacht habe.

„Glaubst du, wir sind mittlerweile zu alt für diese Art des Reisens?“, frage ich Markus nach dem Telefonat.

Er überlegt, meint aber dann, das Alter spiele eher eine untergeordnete Rolle.

„Mag sein“, sagt er, „dass man körperliche Strapazen leichter wegsteckt, wenn man jung ist. Doch das war es nicht, was uns müde gemacht hat.“

Neugierig warte ich auf seine Erklärung.

„Du hast ja selbst die Rentnertruppen unterwegs gesehen“, fährt er fort. „Für die war alles fremd und exotisch. Mit offenem Mund staunten sie die niedrigen no-mountains an, fanden die Plumpsklo romantisch und wanderten auf der neuen Straße, ohne die Landschaftswunden zu sehen.“

„Und weil wir das alles schon kannten, nervte es mehr?“

Markus sieht darin die Ursache. Hatten wir denn nicht gehofft, dass sich in den letzten Jahrzehnten etwas verbessert habe? Viele Dinge, die das Leben schwer machen, sind unnötig und könnten mit geringem Aufwand beseitigt werden. Türen schließen, nennt Markus ein Beispiel, und der leidige Zugluft wäre kein Thema mehr. Oder ein Kleiderhaken in einem Badezimmer, das stets überschwemmt wird. Einmal das Kaminrohr durchputzen und der Qualm würde nicht den Aufenthaltsraum verpesten. Man könnte die Liste noch lange fortsetzen.

„Beim ersten Mal ist es vielleicht witzig, beim zweiten Mal nimmt man es hin, beim dritten Mal nervt es und beim xten Mal könnte man die Wände hochgehen“, analysiert Markus unseren Nepalkoller.

„Und unsere Flucht aus Pokhara?“, will ich wissen. „Im Hotel passte ja alles.“

Markus stimmt mir zu, das Hotel sei in Ordnung gewesen. Aber Pokhara hatte uns nichts Neues mehr zu bieten. Nichts hielt uns an diesem Ort. Dazu kam die Aussicht noch zwei Nächte in der versmogten Hauptstadt verbringen zu müssen.

„Als Flucht würde ich das nicht bezeichnen“, sagt er, vielmehr hatten wir einfach die Chance gepackt, früher abzureisen. Wir konnten ja nicht ahnen, dass wir einen so hohen Preis dafür bezahlen mussten.

37. Tag, Freitag, 1.11.2013

Die Maschine nach München startet um zwei Uhr nachts. Sie ist bis auf den letzten Sitz ausgebucht. Wir haben getrennte Plätze, sind irgendwo zwischen wildfremden Personen eingeklemmt. Völlig gerädert kommen wir um halb sieben an. Die nächste vernünftige Zugverbindung nach Bludenz geht erst zwei Stunden später. Frühere Züge bedeuten mehrmaliges Umsteigen. Darauf haben wir keinen Bock. Wir lösen die Tickets und setzen uns in ein Restaurant am Münchner Hauptbahnhof. Die Frühstückskarte auf dem Tischchen mit blauweiß kariertes Decke offeriert Weißwurst und Brezn. Wir bestellen Tee mit Milch, Brezel mit Butter. Die feiste Kellnerin lässt ihre schlechte Laune an uns aus. Die Milch vergisst sie, Butter gibt's nicht. „Die koscht' oan Euro extra.“ Dafür ist das Teewasser lau. Willkommen in Europa.



Es bestehen unterschiedliche Ansichten über Temperaturen und zur Nutzung des Pools.

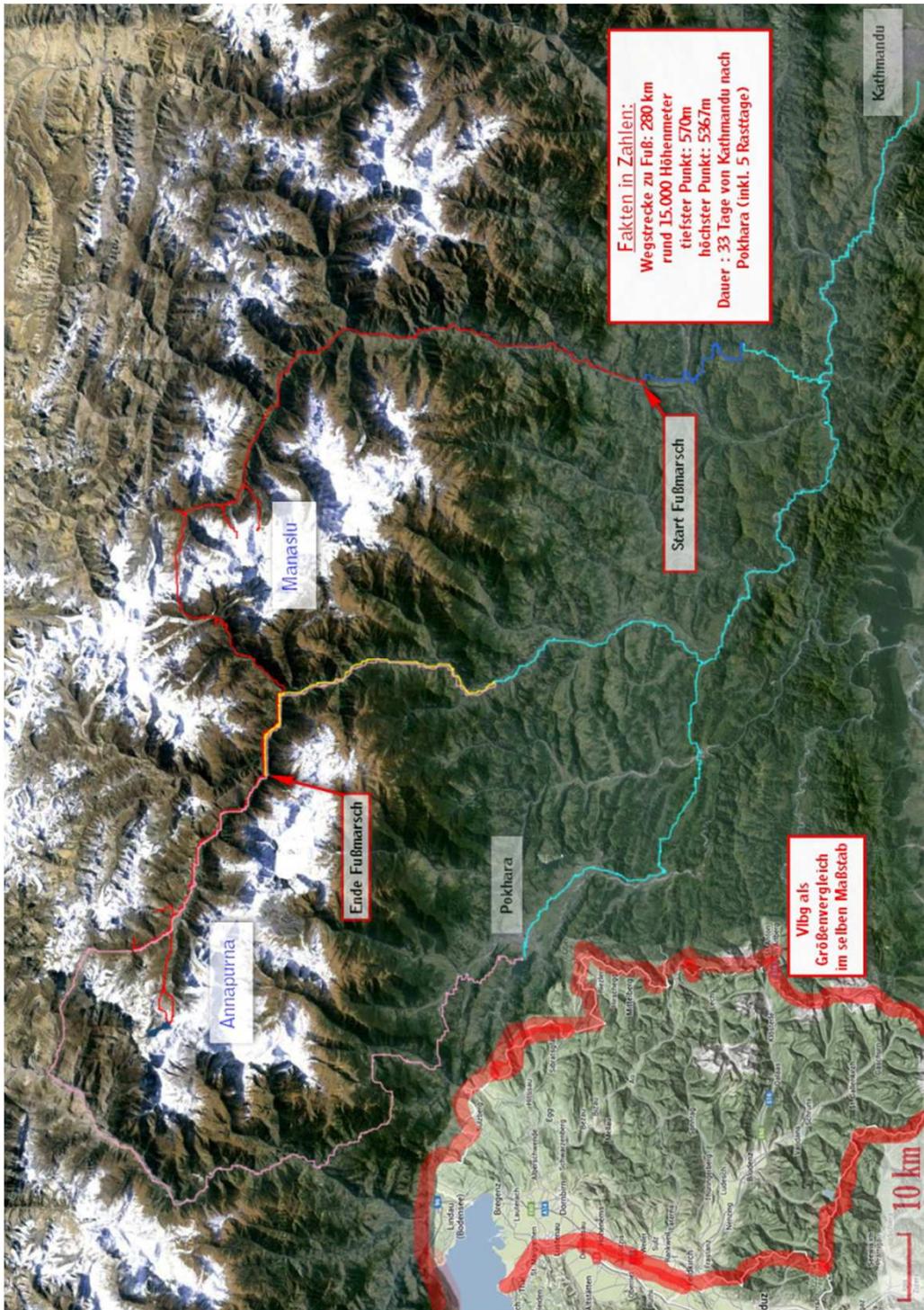
Statt Urlaub zu machen lassen wir die Flüge vorverlegen.



Was leider nur bedingt funktioniert



Übersichtskarte



Als wir das gastfreundliche München verlassen wollen, herrscht Chaos in der Bahnhofshalle. Irgendwelche Züge nach Österreich sind ausgefallen. Diesmal ist das Glück auf unserer Seite. Nur die frühere Zugverbindung wurde storniert. Wir fahren pünktlich ab.

ENDE GUT...

Zu Allerheiligen sind wir wieder daheim.

Auf meinem Handy finde ich Warnungen, dass versucht worden sei, von Nepal aus auf mein Mail-Konto zuzugreifen. Na, so eine Frechheit! Von meinem PC aus kann ich mich problemlos anmelden. Gmail-Konto-Inhaber stehen offenbar unter Hausarrest.

Rishi hat uns die Rechnung geschickt, über fünf Nächte im Waterfront. Der Betrag ist bereits von meiner Kreditkarte abgebucht.

Will uns der auch noch betrügen? Meine Enttäuschung ist grenzenlos. Aber dann klemme ich mich hinter die Tastatur. Ich will einfach nicht wahr haben, dass unser Vertrauen schamlos ausgenützt worden ist.

Nach zahlreichen Mails stellt sich heraus, dass es überall Missverständnisse gegeben hat und die darauf folgenden Beteuerungen, dass man uns nicht betrügen wollte, glaube ich gerne. Das Geld wird uns zurück überwiesen, beziehungsweise lassen wir einen Teil einem Kinderhilfswerk in Kathmandu zukommen. Man sendet mir sogar die Spendenbestätigung zu, um jeden neuerlichen Verdacht im Keim zu ersticken.

Wusste ich doch, dass wir uns in den Nepalesen nicht getäuscht haben!

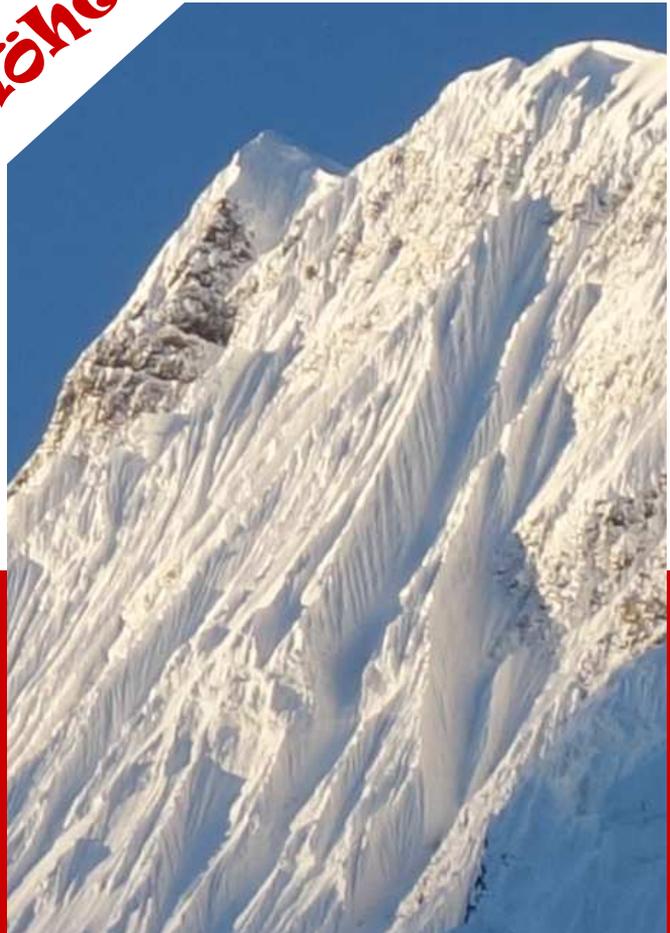
Raamro!

... ALLES GUT

**Vom grünen
Reis**



**285 km Distanz
26.000 Höhenmeter**



**zum ewigen
Eis**